ZEITSCHRIFT

FÜR

ROMANISCHE PHILOLOGIE

BEGRÜNDET VON PROFESSOR Dr. GUSTAV GRÖBER †

FORTGEFÜHRT UND HERAUSGEGEBEN

VON

Dr. WALTHER v. WARTBURG
PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT BASEL

1953

BAND 69 HEFT 1/2



MAX NIEMEYER VERLAG TÜBINGEN

Die Zeitschrift erscheint in Bänden von 6 Heften

INHALT

VERMISCHTES, LITERATUR

BESPRECHUNGEN

Vom Kinderspielnamen zum Adverb

Ursprung und Entwicklung des Typus *à tâtons* *a tastoni* im Französischen und Italienischen mit einem Ausblick auf die übrigen romanischen Sprachen

Frühere Erklärungsversuche

Schon Friedrich Diez sind die adverbiellen Ausdrücke auf *-on-* im Italienischen, Französischen und Provenzalischen als eine eigenartige Erscheinung der romanischen Morphologie aufgefallen. In seiner Wortbildungslehre identifiziert er das Suffix, wenigstens für das Italienische, mit dem augmentativen *-one,* erklärt also *a boccone* als eine „Verstärkung" von *a bocca,* fügt jedoch gleich bei: „Immer aber bleibt die Verstärkung des Substantivbegriffs durch eine Augmentativform ein merkwürdiger Umstand"[1], besonders merkwürdig auch deshalb, weil dem Suffix *-lings* in den entsprechenden deutschen Adverbien nach seiner Auffassung „eher verkleinernde Bedeutung" zukommt und weil – so könnte man beifügen – das Suffix *-on* im Französischen und Provenzalischen ebenfalls diminutiv ist. Dieser Schwierigkeit sucht Meyer-Lübke beizukommen, indem er dem romanischen Nominalsuffix *-one* ursprünglich individualisierenden Wert zuerkennt und demgemäß *a ginocchioni* als eine Form auffaßt, die „das Individuelle, das Auffällige, Ungewöhnliche" angibt, „dann das nur vorübergehend Anhaftende, also eine einmalige, von der gewöhnlichen abweichende Körperstellung". Das französische Diminutiv trennt er ganz davon und führt es auf die germanische Kasusflexion zurück[2]. Später geht er von den deverbalen Ableitungen wie *à tâtons* aus, die er aus dem individualisierenden Nomen agentis erklärt (*tâton* wäre „ein Tastender", *à tâtons* „nach Art der Tastenden")[3], was vor ihm schon Pieri für das Italienische zu beweisen versucht hatte, wobei er allerdings die präpositionslosen Formen als die älteren ansah (*andar pedone, -i* vergleicht er mit *ire pedestrem, -es*)[4]. Für das Französische scheitert diese Erklärung daran, daß kaum eines der deverbalen Adverbien auf *-on* sich

---

[1] *Rom. Gram.* II[1] S. 378 f.
[2] *Rom. Gram.* II § 621; *Hist. Grammatik d. franz. Sprache* II § 163.
[3] *Hist. Grammatik d. franz. Sprache* II § 182. Nach ihm auch Nyrop, *Gram. hist.* III[2] § 602, und Wartburg, ZrPh. 43, 1923, S. 113.
[4] Romania 33, 1904, S. 230–38; dagegen Meyer-Lübke, ZrPh. 29, 1905, S. 245 f., und nochmals Pieri, ZrPh. 30, 1906, S. 337–39.

zugleich als Nomen agentis belegen läßt[1]; auch trägt sie, wie zu zeigen sein wird, den syntaktischen Gegebenheiten nicht genügend Rechnung. Pieri aber übersieht, daß außerhalb der Toskana die Formen mit Präposition die Regel bilden und daß sie auch in den ältesten toskanischen Texten ebenso häufig sind wie die präpositionslosen, so daß diese nicht als ursprünglich betrachtet werden können.

Einen Schritt weiter der Lösung entgegen bringt uns Leo Spitzer in seiner für das Verständnis der affektiven Suffixe bedeutsamen Arbeit über *das Suffix -one im Romanischen*[2]. Er gibt die allzu schematische Unterscheidung zwischen einem lateinisch-romanischen individualisierenden und einem germanischen kosend-diminuierenden Suffix auf, da sie auch das Vorkommen von verkleinerndem *-one* in Korsika und in verschiedenen italienischen Mundarten nicht erklärt, führt beide auf denselben lateinischen Ursprung zurück und zeigt an vielen Beispielen aus romanischen und nicht-romanischen Sprachen, wie eng sich Augmentativ- und Diminutivfunktion berühren, wie ein Suffix je nach dem Sinn des Stammes, an den es tritt, je nach der Situation oder dem Umtext bald verkleinernd, bald vergrößernd sein kann und wie schließlich auch Augmentativ- und Diminutivsuffix sich in einer gemeinsamen Funktion (Verbalabstrakta, Adverbien) treffen. Da wo Meyer-Lübke die Formen und Bedeutungen nach logischen Kategorien einteilte und möglichst scharf von einander schied, hebt Spitzer das Verbindende hervor, das, was die Trennungslinien leicht verwischt, und zeigt Formen auf, die scheinbar nach Lust und Laune von einer Kategorie in die andere wechseln. Das diesen schillernden Suffixen Gemeinsame sieht er dabei weniger in einer „Grundbedeutung" als in einer „Grundstimmung", in einer Gefühlsnuance. So gelingt es ihm, nicht nur die italienischen und französischen Adverbien auf *-on-* mit den Augmentativen und Diminutiven der beiden Sprachen in Verbindung zu bringen, ohne künstliche Scheidewände errichten zu müssen, sondern er stellt auch folgerichtig die adverbiellen Ausdrücke auf *-on-* zusammen mit den spanischen auf *-illas* und *-itas* und mit „Diminutiven" wie ital. *a braccetto*, kat. *de brasset*, ital. *alla chetichella*, franz. *à la reculette* usw. Damit ist die erste Voraussetzung für das Verständnis der Wesensart und der Genese unserer Adverbialformen gewonnen, und es fragt sich nun nur, wie diese affektiven Suffixe – unter diesem Namen wollen wir die verkleinernden, vergrößernden, abwertenden, kosenden Suffixe zusammenfassen[3] – zu der adverbiellen

[1] Unter den spärlichen Belegen, die zugunsten Meyer-Lübkes sprechen könnten, wäre etwa westschweiz. und dauph. *reculon* „große Ameise, Krebs" (FEW II 2, S. 1511 b) zu nennen.

[2] Gamillscheg-Spitzer, *Beiträge zur rom. Wortbildungslehre*, Bibl. Arch. Rom. II/2, Genf 1921, S. 183–205.

[3] Ch. Bally nennt sie *suffixes appréciatifs* und sieht ihren besonderen Charakter auch darin, daß sie – im Unterschied zu allen übrigen Suffixen – *déterminant* (und nicht *déterminé*) des mit ihnen verbundenen Stammes sind (*Ling. gén. et ling. franç.*, Berne 1944², § 399; vgl. dagegen H. Frei, Vox Rom. 9, 1946/47, S. 162 f.).

Funktion und im besondern zur Charakterisierung einer Stellung oder Bewegung gelangt sind und wie in Frankreich und Italien der Entscheid zugunsten von *-on-* zu erklären sei. Spitzer hilft uns hier nicht weiter. Er begnügt sich damit, zu zeigen, daß ursprünglich affektive Elemente später grammatikalisiert worden sind, ohne auf die Frage nach dem Ursprung und der Entwicklung näher einzugehen[1]. Um diese Frage zu lösen, müssen wir uns eingehender mit den morphologischen, semantischen und stilistischen Eigenheiten unserer Adverbien befassen und auch sehen, wie sie sich syntaktisch eingliedern.

Die Gleichwertigkeit der Suffixe

Wenn wir von späteren Veränderungen (Anfügung eines Präfixes, Verballhornungen aller Art) absehen, lassen sich drei Derivationstypen unterscheiden: Ableitungen von Substantiven (*à genouillons, gattoni*), von Adjektiven (*à l'aveuglette*, ven. *a orbòn*) und von Verbalstämmen (*à reculons, a tastoni*). Die Suffixe können, wie bereits angedeutet, von Gegend zu Gegend, aber auch innerhalb derselben Mundart variieren. Nicht selten tritt dasselbe Grundwort mit verschiedenen Endungen auf. Hier einige Beispiele aus dem Galloromanischen[2]:

frz. *à genouillons, de –, en –* „knielings"
afrz. *à genuletes* „knielings"
frz. *à califourchon* „rittlings"
norm. *à caillifourquette* „rittlings"
aost. *à fourtson* id.

[1] Über Spitzers Auffassung vom Bedeutungswandel der affektiven Suffixe cf. unten S. 30, Anm. 1.

[2] Hier wie in der ganzen Arbeit beschränken wir uns auf eine Auswahl von Beispielen. Der Grundstock der Materialien wurde in gemeinsamer Arbeit mit den Mitgliedern des Roman. Seminars der Universität Bern im SS. 1951 zusammengetragen. Als Quellen dienten dabei für das Galloromanische in erster Linie das FEW (dem wir die abgekürzten Bezeichnungen der Patois entnehmen) und der ALF, für das Provenzalische auch Mistral. Formen anderer Herkunft werden stets als solche gekennzeichnet. Für das Italienische standen eigene Exzerpte aus Texten besonders des 13. und 14. Jh. zur Verfügung. Zahlreiche Beispiele lieferten sodann Pieri, Romania 33, 1904, S. 230 ff., der Ital. Sprachatlas von Jaberg und Jud (AIS) und für das Korsische der Atlas von Bottiglioni (ALEIC). An Mundartwörterbüchern wurden, außer den von Pieri exzerpierten, hauptsächlich beigezogen: Cherubini, *Milan.*, Monti, *Com.*, Morri, *Romagn.*, Ungarelli, *Bologn.*, Casaccia, *Genov.*, Malagoli, *Pisan.*, Lombardi-Bacci, *Sien.*, Fanfani, *Toscan.*, Chiappini-Migliorini, *Roman.*, Bielli, *Abruzz.*, Rohlfs, *Cal.*, Biundi, *Sicil.* – Literarische Belege aus dem Wörterbuch von Tommaseo-Bellini tragen den Vermerk *Tom.* – Wir haben überall die Originalgraphie (gelegentlich etwas vereinfacht) beibehalten. Der schriftsprachlichen Typisierung (mit ' ' gekennzeichnet) bedienen wir uns nur ausnahmsweise, wenn es sich aus praktischen Gründen empfiehlt. Wo schriftsprachliche Formen existieren, verzichten wir in der Regel auf die Erwähnung regionaler Varianten. – Manchen wertvollen Hinweis und manche Anregung haben wir, wie immer, unserem verehrten Lehrer und Vorgänger Karl Jaberg zu verdanken, der uns auch in die unveröffentlichten Materialien des AIS Einblick gewährte. Aber auch allen andern Helfern sei hier für die bereitwilligen Auskünfte und Hinweise der verbindlichste Dank ausgesprochen.

aveyr. *d'escomborlhous* id.	aveyr. *d'escomborlhetos* id.
poit. *de gambillon* id.	mouz. *à gambettes* id.
poit. *à jambillon* id.	Millau *o comborelos* id.
mfrz. *à chevalon* id.	prov. *à cabalet* id.
prov. *à cabalhous* id.	
frz. *à reculons* „rückwärts“	frz. *à (la) reculette* „rückwärts“
	mfrz. *à recullorum* id.
frankoprov. *à cachon, de* – „heimlich“	*en cachette, à –, à la* – „heimlich“
	gren. *à cachet* id.
louh. *à l'aveuglon* „blindlings, tastend“	*à l'aveuglette* „blindlings, tastend“
	afrz. *a veuglettes* id.
	Etivey *à l'éveugliotte* id.
lyon. *à borgnon* id.	poit. *à la borglette* id.
gren. *à borlion* id.	
for. *à cacaborlion* id.	morv. *ai lai bornote* id.

Formen mit andern, nicht affektiven Suffixen (poit. *à la borglade* „blindlings“, afrz. *en emblee* „heimlich“, nfrz. *à la dérobée* usw.), wie auch die entsprechenden suffixlosen Ausdrücke (*à genoux*, béarn. *à recules*, norm. *en cache* usw.) lassen wir beiseite.

Für das Italienische mögen folgende Beispiele die Gleichwertigkeit der Suffixe illustrieren:

ital. *cheton chetone* „leise, sachte“	ital. *a(lla) chetichella* „heimlich“
ital. *zoppicone* „hinkend“	pisan. *a zoppetto, a zoppettino, a zoppo zoppetto* „hinkend“
	abruzz. *a ciuppe ciuppine* id.
ven. *scarpe a zopelòn* „non calzate per la fretta o per altro“	ital. *scarpe a zoppelletto* „non calzate per la fretta o per altro“
ven. *a orbòn, a orbolòn* „blindlings“	
kal. *all'orbuni* id.	kal. *all'orbina, all'orbisca* „blindlings“
kal. *a piecuruni* „kriechend“	laz. *a pegorella* „kriechend“ (AIS, P. 654 unveröffentl.)
ital. (*a*) *pendoloni* „hängend“	mail. *a pendolera* „hängend“
ital. (*a*) *cavalcioni* „rittlings“	ven. *a cavaloto* „rittlings“
ital. (*a*) *bocconi* „auf dem Gesicht, auf dem Bauch“	piem. lig. emil. ‛*a boccuto*’ „auf dem Gesicht, auf dem Bauch“ (AIS VIII 1623)[1]

[1] Die Form auf *-uto* hat kaum weniger Vorstellungswert und Ausdruckskraft als die auf *-oni* (vgl. die charakterisierenden Adjektive auf *-uto*, wie *nasuto, labbruto, ossuto* usw.). Sie wird sich vermutlich zunächst mit einem Verb des Zustandes verbunden haben: *stare* oder *essere boccuto* „durch den Mund bzw. durch die Lage auf dem Mund charakterisiert sein“. In *andar aiato* „müßig gehen“ (Boccaccio), neben *andar aione* id., die etymologisch nicht geklärt sind, haben wir es eher mit einem Partizip Perfekt zu tun, wie in *stare (ac-)coccolato* neben *star a coccoloni, tenersi abbracciati* neben allerdings relativ spät belegtem *abbraccioni*. (Weitere Entsprechungen dieser Art

siz. *a faccia buccuni* id.
ital. *portare a predelline* (*-ina*) „prendersi per i polsi o intrecciare in due le mani, e portare a sedere un terzo" (Petrocchi), schweizerdt. *Sässeli träge* — ital. *a predellucce* „a predelline" (vgl. siz. *cavucavuseddu* id.)
ven. *andar de ficòn* „schnell gehen" — ven. *andar de ficheto* „schnell gehen"

Durch andere Suffixe fallen auf: *stare in panciolle* (vgl. unten S. 23), *guardare a sottecchi* [1], denen weitere Mundartformen beizufügen wären. Wie zu erwarten, ist die Zahl der Suffixe in Italien noch größer als in Frankreich. Die suffixlosen Ausdrücke (wie *a ginocchia, alla cieca, andar giro giro* u. ä.) übergehen wir auch hier. Unberücksichtigt bleiben ferner in der ganzen Arbeit die von unseren Adverbien deutlich zu scheidenden Wendungen vom Typus afrz. *cheoir le col avant*, ital. *cascare a pancia all'aria* (AIS VIII 1622) u. ä.

Der Bedeutungsbereich der Adverbien

In beiden Ländern halten sich die so gebildeten Adverbien innerhalb eines mehr oder weniger deutlich abgrenzbaren Bedeutungsbereiches, den es nun noch genauer zu bestimmen gilt. Schon Meyer-Lübke stellt zu den Adverbien auf *-on-* fest, daß sie „eine einmalige, von der gewöhnlichen abweichende Körperstellung" bezeichnen [2]. In der Tat, wenn wir die unzähligen Formen auf *-on-*, die die französischen, provenzalischen und italienischen Wörterbücher aufführen, durchgehen, so stellen wir fest, daß sie nie oder nur ganz ausnahmsweise eine gewöhnliche, normale Bewegung oder Haltung des Körpers benennen. Begriffe wie „gehen", „laufen", „rennen", „stehen", „auf dem Rücken, auf der Seite liegen" werden in der Regel nicht durch Verbindungen mit Adverbien auf *-on-* ausgedrückt und auch nicht mit sol-

---

finden sich im AIS IV 664 *accoccolarsi* am Rand; vgl. auch schweizerdt. (*ge*)*chnüwlet* neben *knielings*, Zeitschr. f. dt. Wortforschung 3, 1902, S. 70). Merkwürdig sind *gire pelegrinato* „auf Pilgerfahrt gehen", *andar mendicato* (neben *gir bizocone*) „betteln gehen" (beide bei Jacopone). Man kann sich fragen, ob hier das lat. Supinum bei Verba der Bewegung das Vorbild geliefert habe. Die Frage nach dem genetischen Zusammenhang zwischen den genannten Formen auf *-ato* und *-uto* und Spielbezeichnungen wie *fare a impiattato, giocare a scoso*, friul. *zujâ di scuindùt* (AIS IV 742; Pirona) u. ä. bleibt offen.

[1] *A sottecchi* darf – trotz dem bedeutungsgleichen *sottochio*, mit dem es assoziativ verbunden ist – schon aus lautlichen Gründen nicht (mit Migliorini-Duro) als Zusammensetzung von *sotto* + *occhio* erklärt werden. Vielmehr ist das zweite Element mit Spitzer (*Das Suffix -one im Roman.*, S. 199) als Suffix *-ecco* anzusehen, das *-i* (wie auch das *-e* der Variante *sotteche*, vgl. Tommaseo) als adverbielles Kennzeichen. Zum Suffix vgl. pisan. *alle sbirlecche, alle sbrillecche, alla mismacche, alla bismacche* „in modo curioso, bizzarro, bislacco" (Malagoli). Ähnliche Ableitungen von einem Adverb sind *traversone* „quer", *soppiattoni* „heimlich".

[2] *Rom. Gram.* II § 621.

chen auf *-el-*, *-et-*, *-ot-* usw. Vielmehr bezeichnen diese Formen außerordentliche, besonders auffallende Bewegungen und Stellungen, wie:

rückwärts, rücklings:	franz. *à reculons*
	afrz. *a reusons*
	ital. *rovescioni*
tastend, wankend:	franz: *à tâtons*
	norm. *à clignons*
	prov. *à palpos*
	ital. *tastoni, tentoni, palponi, barcolloni, barelloni*
	kal. *a zampatijuni, a manijuni, a ri prappune*
	siz. *a tapuni, a tantuni*
	sard. *a praponis*
blindlings:	franz. *à l'aveuglette*
	afrz. *a veuglettes*
	louh. *à l'aveuglon*
	lyon. *à borgnon*
	for. *à cacaborlion*
	ven. *a orbòn, a orbolòn*
	kal. *all'orbuni, all'orbisca, a la cechigna*
heimlich, verstohlen:	franz. *en cachette, à –, à la –, à mucette*
	afrz. *a conseillons, a tapin, en –, en demuçons*
	lyon. *à cachon*
	prov. *de rescoundous, a rescos*
	ital. *a(lla) chetichella, soppiattoni*
	ven. *in scondòn*
	bellun. *de scondion*
	mail. *de nascondon*
	kal. *a fudduni*
	siz. *(a l')ammucciuni*
sachte, schleichend, geduckt:	
	ital. *cheton chetoni, quatton quattoni, catellon catelloni, gatton gattoni*
	berg. *de gatù*
auf allen Vieren, geduckt, kriechend:	
	afrz. *a chatons*
	ital. *gatton gattoni, branciconi*
	com. *a ranon*
	berg. *a ratù, a ranù*
	pad. *in gatolon*
	vers. *gattomagnoni*
	röm. *a ppecorone*
	kal. *a vasciuni, a piecuruni, aggattuni*
	siz. *aggrancicuni*
	sard. *imbranculoni*
hinkend:	Gren. *à pié–copet*
	bearn. *cloupet-cloupet*

	ital. *zoppiconi, ancaione* [1]
	ven. *de zotignòn*
	berg. *a topicù*
	pis. *a zoppetto, a zoppettino, a zoppo zoppetto*
schleppend:	ital. *strasciconi, strisciconi*
	mail. *a struson, in –*
planlos (und müßig) umherschweifend:	
	ital. *girandoloni, girelloni, gironi, svagoloni*
	ven. *a frustòn, a baronòn, a torziòn, a sbrindolòn*
	mail. *in voltïon*
	bol. *a vajon*
	sard. *a banzigarone*
hüpfend, springend:	ital. *balzelloni, saltelloni*
	ven. *a saltòn*
schaukelnd:	ital. (*s*)*dondoloni*
	lucch. *pisangalone*
kollernd, sich wälzend, purzelnd, kopfüber:	
	prov. *de testoun*
	ital. *ruzzoloni, voltoloni, capitomboloni*
	mail. *a tomborlon*
	berg. *a borelù, a rigorù*
	lucch. *attrottoloni*
	sien. *a barulloni*
	umbr. *cuturone* (Trabalza)
	kal. *rumbulune*
	siz. *a sammuzzuni*
fliegend:	siz. *a buluni*
gleitend:	ital. *sdruccioloni*
baumelnd:	ital. *pendoloni,* (*s*)*penzoloni, ciondoloni*
	ven. *a picolòn*
	romagn. *a spingulon*
	siz. *a dunnicuni*
auf dem Bauch, auf dem Gesicht:	
	frz. *à bouchons, -etons, à ventrillons*
	prov. *en abauzos*
	ital. *bocconi*
	Elba *a corpone*
	kal. *accuppuni*
	siz. *abbintruni* [2]
auf dem Rücken, (behaglich) ausgestreckt u. ä.:	
	ital. *sdraioni, in panciolle*
	chian. *strateloni*
	kal. *attrippuni*

---

[1] Zur Ableitung *ancaione* vgl. mant. *em bukayú* „bocconi" AIS VIII 1623, P. 278.

[2] Weitere mundartliche Formen im AIS VIII 1623 und ALEIC I 135.

auf den Knien:	frz. *à genouillons*
	afrz. *a genuletes*
	ital. *ginocchioni*
hockend, kauernd:	frz. *à croupetons*
	Mâcon *à cueulon*
	ital. *coccoloni*
	lucch. *covaccioni, calcagnone*
	siz. *a cuncumeddu*[1]
gebückt, geduckt:	prov. *de clinoun*
	ital. *gobboni*
	sien. *a bucopunzoni*
	lucch. *chinoni*
	vers. *boddoni*
sich umarmend:	ital. *abbraccioni*
Arm in Arm:	ital. *a braccetto*
rittlings:	frz. *à chevauchons, à califourchon*
	mfrz. *à chevalon*
	aost. *à fourtson, à copete*
	neuch. *à copichette*
	poit. *à jambillon*
	Millau *o comborelos*
	prov. *d'escambarlous, -oun, à cabalet, à caballous, de cavalcoun* (Piat)
	ital. *cavalcioni*
	ven. *a cavaloto*
	chian. *trabacconi*
	sard. *a caddigarone*
mit gespreizten Beinen:	lucch. *spracconi*

Nur anscheinend wird eine „normale" Körperstellung bezeichnet mit oberit. *in sentón* (*levarse –, star –*), westschweiz. *à seton* (Bridel), womit nicht das Sitzen schlechthin (auf einem Stuhl, einer Bank usw.) ausgedrückt wird, sondern nur das Aufsitzen im Bett, mit gestreckten Beinen[2].

Die Zusammenstellung zeigt, daß der Bedeutungsbereich sich nicht in allen Sprachgebieten gleich weit ausdehnt. Im Italienischen sind seine Grenzen weiter gezogen als im Französischen und Provenzalischen. In der italienischen Schriftsprache überschreiten die Adverbien auf *-oni* deutlich den Kreis der ungewöhnlichen Bewegung und Körperhaltung und bezeichnen auch Begriffe wie: zu Fuß (*pedoni, pedon pedoni*, alucch. *piediconi*; vgl. auch kal. *all'arditta* id.), unbesonnen (*ba-*

[1] Weitere tosk. und oberital. Formen im AIS IV 664 am Rand.

[2] Eine besondere Art des Sitzens benennt auch span. *a sentadillas* „quer auf dem Sattel (wie die Frauen)".

lordon balordoni), wo sich die semantische Ausweitung leicht versteht. Weiter entfernen sich vom umrissenen Bedeutungsbereich[1]:

stentoni „mit Mühe“
borbotton borbottoni „murrend“
(s)brencioloni „zerfetzt, lumpig“
(s)brendoloni id.
(le calze) a bracaloni „unordentlich herabhängend“ (vgl. pist. *calze a giambardella* id.)
sonnacchioni „im Halbschlaf“ (vgl. sien. *dormire a palparella* id.)

Aber auch verschiedene ital. Mundarten überschreiten den Bezirk:
bellun. *de stordïon* „tölpelhaft“
siz. *a scancaruni* „in modo sgangherato“
siz. *a concavuluni* „alla peggio“
siz. *a bugghiuni, a bugghiuneddu* „a lesso“
usw.

Der Form nach dürften auch hierher gehören: ven. *a fotòn* „in Hülle und Fülle“, pis. *a biloni* id. und einige weitere. Auch im Galloromanischen wird der umschriebene Kreis gelegentlich verlassen: mdauph. *d'a klüñú* „blinzelnd“ u. a. Trotz all diesen Ausweitungen bleibt aber ein semantischer Kern deutlich sichtbar.

Der stilistische Bereich der Adverbien und die Kinderspielnamen

Ebenso einheitlich wie der Bedeutungskreis ist der stilistische Bereich, dem die Adverbien mit affektivem Suffix ursprünglich angehören[2]. Zu einem großen Teil handelt es sich um Benennungen von Haltungen und Bewegungen, die den elementaren gesellschaftlichen Normen, wie sie in der Welt der Erwachsenen für den Alltag gelten, widersprechen oder doch nur in ganz bestimmten Bezirken und gewissen Augenblicken des Lebens (im intimsten Familienkreis, in kirchlichen und weltlichen Zeremonien) als normal gelten, die daher einem jeden auffallen, die Phantasie anregen und leicht als komisch empfunden werden, sei es, weil gewisse Körperteile dabei in besonderer Weise beteiligt sind, weil sich der Vergleich mit der Gestalt oder Bewegung eines Tieres aufdrängt, oder einfach, weil der Mensch dabei

[1] Von ähnlicher Form, aber nicht zu unserm Typ gehörig sind *andar a vignone* „Trauben stehlen gehen“ (Malmantile), vermutlich ein Wortspiel mit *Avignone* (tosk. auch *Vignone*, Malagoli, *Voc. pis.*), *andar di rondone* „Glück haben“. Nur scheinbar sind Adverbien folgende von Wörterbüchern und Grammatiken irrtümlich in diesem Zusammenhang aufgeführten Ausdrücke (alle bei Tommaseo): *parlar gergone, star pulcelloni*. Das erste ist ein substantivisches Objekt, das andere ein substantivisches Prädikativ, das sich allerdings unserm Typus nähert.

[2] Wir brauchen *stilistisch* hier in dem Sinn, den Bally dem Wort gibt. Vgl. vor allem seinen *Traité de stylistique*, § 19.

hilflos erscheint. Manche, wie das Hinken, das Gebücktgehen, das Taumeln des Betrunkenen, fordern den Spott heraus oder bewegen zum Mitleid. Andere, wie das planlose, blinde Handeln, werden mißbilligt, getadelt, usw. Viele führen von der Welt der Erwachsenen weg in die Welt der Kinder, wo ungewöhnliche Haltungen und Bewegungen natürlich oder als Spiel beliebt sind. Stets befinden wir uns im Bereich des Außerordentlichen, Merkwürdigen, oft des leicht Scherzhaften oder Lächerlichen. Ist es da erstaunlich, daß zur Bezeichnung dieser Umstände auch die sprachlichen Mittel bevorzugt werden, die vornehmlich zum Ausdruck von Gefühlen und zur Verlebendigung von Vorstellungen geeignet oder die in der Kinderstube vor allem gebräuchlich sind?

In die Kinderstube weisen deutlich die mit lautmalerischen Kinderwörtern für ,,Katze" zusammengesetzten Ausdrücke des umrissenen Sinnbezirkes, wie: Basses-Alpes *à chatamiaou,* piem. *a gatagnào,* romagn. *a mgniargaton,* vielleicht auch versil. *gattomagnoni,* alle mit der Bedeutung ,,auf allen Vieren". Aber auch die Suffixe unserer Bewegungs- und Stellungsadverbien, und, was noch wichtiger ist, die Ableitungsverfahren und syntaktischen Konstruktionen derselben finden wir im affektischen Sprachgebrauch, vor allem im Bereich der Kindersprache [1] und hier besonders bei den Spielnamen wieder. Vergleichen wir einmal die Namen der Versteck- und Blindspiele mit den semantisch naheliegenden Adverbien des Sinnes von heimlich, verstohlen, tastend und blindlings. Auch hier müssen wir uns auf eine Auswahl von Formen beschränken; wir beginnen mit den französischen:

Versteckspiel, blinde Kuh u. ä. (vgl. ALF 1482 u. 1511):	Adverb:
nfrz. *faire la cachette*	nfrz. *en cachette* ,,heimlich"
kanad. centr. bberr. *cachette*	berr. *à cachette* id.
lothr. lyon. *à la cachette*	mfrz. *à la cachette* id.
Clerm.F. *cachettes* (pl.)	mfrz. *à cachettes* id.
	Neufch. *cachettement* id.
	Gren. *à cachet* id.
prov. *de cacho-cachoun*	frcomt. *de cachon* id.

[1] Unter Kindersprache verstehen wir hier nicht die Ausdrucksweise, ,,wie sie dem sprechenlernenden Kinde eigen ist und im Verkehr mit ihm häufig auch von den Erwachsenen verwendet wird" (F. Kocher, *Reduplikationsbildungen im Franz. und Ital.,* Diss. Bern 1921, S. 11), also nicht das, was Jespersen ,,Kleinkindersprache" nennt (*Die Sprache,* Heidelberg 1925, S. 81). Wir fassen den Ausdruck vielmehr weiter, schließen auch die nicht leicht abgrenzbare Zeit – bei Jespersen die ,,zweite Periode" – ein, in der das Kind immer mehr vergesellschaftlicht wird und sich zum Glied der Allgemeinheit entwickelt, in der Handhabung der Sprache sich aber gegenüber der Erwachsenenwelt doch gewisse Freiheiten bewahrt, bestimmte Eigenheiten der frühern Stufe beibehält, die Zeit also, die sich ungefähr mit dem Ausdruck ,,Knabenalter" deckt. Daß die Erwachsenen, soweit sie mit Kindern verkehren, diese Sprache, wenigstens zum Teil, ebenfalls brauchen, ist selbstverständlich. Zur Abgrenzung von der Erwachsenensprache vgl. unten S. 24 f.

	lyon. *à cachon* id.
	sav. *d'akaϑõ* id.
nfrz. *à cache-cache*	norm. *en cache* id.
mfrz. *à cache-mouchet*	
Brillon *cachotte*	(**à cachot*, **en cachot* fehlt als Adverb; vielleicht unmöglich geworden durch *cachot* „Kerker", das erst seit 1627 belegt ist)
Verdch. louh. bressch. *au cachot*	
Dôle *cachi-cachot*	
Chaussin *cachin-cachot*	
Louviers *à la cligne, aux clignes* (mit dialektalen Varianten)	norm. *à cligne, à clignon* „tastend'
mfrz. *cluignete*	
nam. *clignette*	mdauph. *d'a klüñú* „blinzelnd"
pik. *clognote*	
nfrz. *à cligne-musette*	
Anet *à cligne-borgnette*	Esneux *è hébwèrgnon* „schief, schräg" (FEW I 570)
mfrz. *à cligne-musse*	
pik.-wall. '*à mucette*' (ALF 1482)	mfrz. *à mucette* „heimlich"
for. *à condet*	prov. *d'escoundoun, de rescoundous, à las rescossos* id.

Die genannten Spielnamen sind, wie die entsprechenden Adverbien, aus Verbalstamm, seltener Adjektivstamm, und affektivem Suffix gebildet. Beiden sind Ableitungen von *cache-*, *clign-*, *muc-*, *borgn-* und von lat. *abscondere* gemein. Die Suffixe sind hier wie dort *-et* und *-on*, bei den Spielen auch *-ot* und *-in*. Einzelne Formen vereinigen in sich beide Bedeutungen, so *à* (*la*) *cachette*, *à mucette* und das suffixlose *à (la) cligne*. Immerhin fällt auf, daß bei den Spielen das Suffix *-on* selten ist (in unsern Materialien einzig die reduplizierte prov. Form *cacho-cachoun*), daß hier vielmehr *-et(te)* vorherrscht und daß die Bildungsmöglichkeiten viel mannigfaltiger sind als bei den Adverbien. (Nicht berücksichtigt haben wir die Spielnamen, die mit Infinitiv oder Partizip gebildet sind; vgl. ALF 1482). Auch die syntaktische Konstruktion kann beim Spiel variieren (vgl. etwa *faire la cachette*).

In Italien werden Ableitungen mit affektivem Suffix von ein und demselben Stamm ebenso als Spielnamen und als Adverbien gebraucht:

Verstecken spielen (vgl. AIS IV 742):	heimlich:
mail. *a scondiröla*	mail. *a scondon*
ven. *a la scondariola*	ven. *in scondòn, de –*
kal. *a mucciunedda, alla mucciarella*	kal. *a mucciuni*
	siz. *a l'ammucciuni*
kal. siz. *a mucciatedda*	
Blinde Kuh spielen (vgl. AIS IV 743):	blindlings:
lomb. *a l'òrbin*	ven. *a orbòn, a orbolòn*
mail. *a l'orbisö*	

berg. *a l'orbisöl, ormisì*	
gen. *all'orbetto*	
romagn. *a l'urbina*	
oberit. *a l'orba*	mail. emil. *a l'orba*
	kal. *all'orbina, all'orbisca*
kors. '*a cieca*', '*alla –*', '*a ciechetta*' (ALEIC X 1811)	ital. *alla cieca*
kors. und tosk. '*a ciecherella*'	
tosk. *alla ciechina*	kal. *alla cecata, alla cecatigna, a la cechigna*
kal. *cecatella*	

Auch hier fehlt *-on* bei den meisten Spielnamen (vgl. oben kal. *a mucciunedda*, ferner *a tontúη* „blinde Kuh" AIS IV 743, P. 123), und anderseits sind nur wenige Suffixe der Spielnamen bei den Adverbien wieder anzutreffen. Die Ähnlichkeiten in Sinn und Bildungsart treten aber deutlich vor Augen.

Enge formale und semantische Beziehungen zwischen Adverb und Spielnamen zeigen auch die Bezeichnungen für rittlings und die Namen für Huckepack, Schulterreiten, Kniereiten usw. Die begriffliche Abgrenzung zwischen „rittlings" im allgemeinsten Sinn und „Huckepack" oder ähnlich wie überhaupt zwischen Spielbezeichnung und eigentlichem Adverb ist auf Grund der Wörterbücher nicht immer möglich und auch in der sprachlichen Wirklichkeit kaum überall durchführbar. Spiel und Ernst gehen hier leicht ineinander über. Ausdrücklich bezeugt Boerio für ven. *a cavaloto* die beiden Bedeutungen „rittlings" und „auf den Schultern (tragen)" (als Spiel):

star a cavaloto (*a cavalo*) *del fosso*
portar a cavaloto „portare a pentole"
zogar a cavaloto id.

Die allgemeinen Ausdrücke für „rittlings" haben wir oben (S. 8) zusammengestellt. Der außerordentliche Formenreichtum im Galloromanischen läßt vermuten, daß es zu einem großen Teil Spielnamen sind. Für besondere Arten des Reitens bzw. Tragens seien noch folgende französische Formen erwähnt:

Auf den Schultern bzw. auf dem Rücken (tragen oder reiten):
Sirod *à coclipatet*
Doubs *à coucou barillot*
neuenb. *à copichette* (Pierrehumbert)
waadt. *à caquelette* (ib.)
westschweiz. *à cavagnon*[1]
Bmanc. *à kaibyet*
Barc. *à la cacola*

[1] Aus den Materialien des GPSR nach freundlicher Mitteilung von Herrn André Desponds, dem wir auch weitere Hinweise verdanken.

Daran schließen sich – immer in derselben Bedeutung – eine Reihe von ebenfalls kindersprachlichen Doppelungen, Zusammensetzungen und Verbildungen ohne Suffix, wie:

Mâcon *à cliclicou*
westschweiz. *à caquelicou*
Annecy *à patacou*
waadt. *à cadou*
Gaum. *à dos-dos*
Yonne *à godos*
wallon. *à dodè* (Haust)
Fim. *è kadò*
Blois *à berdoudou*
usw.

Bockspringen und ähnliche Spiele:

Aix *à chivaleto*
Toulouse *cabalet de san jordi*
Puiss. *cavaleto-toumbo*

Spezielle Arten des Reitens:

Châten. *allaî ai lai tieuchâte* „quer auf dem Sattel sitzen“
Blon. *alá a tyüsõ tyüsẹ́ta* (‘à cuisson cuissette’) „zu zweit (Mann und Frau, besonders Brautleute) auf einem Tier reiten“[1]

In Italien sind für „auf den Schultern bzw. auf dem Rücken (tragen oder reiten)“ u. a. folgende Formen üblich:

ven. *a cavaloto*
mail. *in spalletta*
tosk. *a cavalluccio*
valdarn. *a sanghelle*
pis. *a cavallino, a bberiuccio, a biriuccio*

---

[1] Die Erklärung Wartburgs (FEW s. *coxa*, Anm. 4), *tyüsõ* drücke die Sitzweise des Mannes, *tyüseta* die der Frau aus, klingt, so formuliert, etwas intellektualistisch, wenn sie auch für das heutige Sprachgefühl das Richtige treffen mag. Dieselbe Verwendung der zwei Suffixe zum Ausdruck einer gegenseitigen Beziehung von Mann und Frau findet sich in der Westschweiz auch sonst noch, so in dem Spruch über die jung Verheirateten: *La prəmīr' an-nåyè: bézon bézéta, la sékond' an-nåyè: brəson brəséta, la trouazyém' an-nåyè: bouson bouséta, la katriyém' an-nåyè: påsa, lésə mé pasǻ* „la première année on échange des baisers [‘baison baisette’], la deuxième on berce à tour de rôle [‘berçon bercette’], la troisième on échange des coups, la quatrième l'un dit: passe, l'áutre: laisse-moi passer“ (GPSR II 681 b). Ursprünglich hat diese Alternanz rein lautsymbolischen, spielerischen Wert. Wir treffen sie denn auch in Bezeichnungen von Kinderspielen (*viron-virette;* vgl. auch *a skundín skundera* „Verstecken (spielen)“, AIS IV 742, P. 115) und in Kinderreimen (vgl. *baribon-baribel* S. 16, Anm. 1), sowie in Ausdrücken, die eine Bewegung symbolisieren (vgl. com. *andá zopin-zopeta*). Die Liebessprache, die sich gern kindersprachliche Ausdrucksmittel aneignet, hat den beiden Suffixen dann eine neue Bedeutung verliehen.

kors. *a kkaụallu summeri, a sumarilla, a ććiććirinella* (ALEIC X 1812)
kal. *'n sacchitella, a cicilincetta, 'n coddetta, 'n coddareddu, 'n cosciarella*
usw.

Bockspringen und ähnliche Spiele:

bol. *a cavalchenna*
march. *a saltamuletta*
kors. *a mmikkette, a ffión, a bbuttilón* (ALEIC X 1812) usw.

Formen ohne Suffix (wie *a cavaceci, a cingicollo, a saltarisalta* u. ä.) lassen wir beiseite. – Auch hier stellen wir bei den Spielnamen einen üppigen Formenreichtum fest, der bei den entsprechenden Adverbien zwar enger begrenzt, aber doch noch recht bedeutend ist. Das Suffix *-on-* kommt auch hier fast nur bei den Adverbien vor. – Ähnliche Beziehungen zwischen Spielname und Adverb ließen sich an weiteren Beispielen (bei den Ausdrücken für hinken, kriechen u. ä.) zeigen.

Außer den Formen und Bedeutungen in den lebendigen Mundarten weisen ferner eine Anzahl literarischer Belege auf die enge Beziehung der Bewegungs- und Stellungsadverbien zur Kinderstube. Das älteste Beispiel von frz. *à chatons* betrifft die Gangart des kleinen Kindes, das noch nicht gehen kann[1]:

Quant hom est vielz, vait o bastons;
Quant est petiz, vait a chatons.
(Rom. de Thèbes 2974, Ed. SAT vol. II, p. 12).

Für *à calfourchons* (ältere Form für *à califourchon*) zitiert Huguet zwei Verse von D'Aubigné:

Begayant ses douceurs son filz ell'idolatre,
Le met à calfourchon sur sa cuisse d'albatre.

Franz. *à chevauchon* und ital. *a cavalcioni* werden, wenn wir den Wörterbüchern glauben dürfen, nie vom Reiter auf dem Pferd gebraucht, sondern stets von jemandem, der wie ein Reiter auf einem andern Tier (z. B. einem Delphin) oder auf einem Gegenstand sitzt. In die Kinderstube weist uns ein Beispiel aus Montaigne:

à chevauchon sur un bâton, se jouant avec ses enfants
(Essais I 27, zit. Huguet).

Alle diese Tatsachen zeigen deutlich einen engen Zusammenhang zwischen gewissen Bewegungs- und Stellungsadverbien einerseits und den

---

[1] *A chaton* ist im Altfranzösischen zweimal belegt (je ein Beispiel bei Godefroy und Tobler-Lommatzsch), nicht hapax legomenon, wie FEW s. *cattus* (wo auch moderne mundartliche Varianten aufgezeichnet sind) irrtümlich gesagt wird. Aost. *achaton* „assis sur le bât à la manière des femmes", im FEW s. *cattus* gestellt, gehört zu **seditare* (cf. ALF 62 f., AIS IV 662 f.).

kindersprachlichen Spiel- und Bewegungsbezeichnungen anderseits. Daß dieser Zusammenhang ein genetischer ist und daß die mit den genannten Beispielen exemplifizierten Adverbialtypen (Präposition + Nominal- oder Verbalstamm + affektives Suffix) aus der Kindersprache stammen, das soll nun noch mit Hilfe der morphologischen und syntaktischen Gegebenheiten dargetan werden.

Morphologisches und Syntaktisches

Es sind unter unsern Adverbien eine Anzahl von Formen, deren Herleitung aus der normalen erwachsensprachlichen Morphologie und Syntax schwierig, wenn nicht unmöglich ist. Als Schöpfungen der affektiven Bereiche aber und besonders der Kinderwelt lassen sie sich begreifen, wird doch hier, wo alle Lebensformen der menschlichen Gesellschaft spielerisch nachgeahmt werden, auch die Sprache leicht ein Gegenstand des Spiels. Am ehesten bequemt sich die Gestalt der Wörter den Launen der Sprechenden. Anstatt den üblichen Gesetzen der Ableitung und Zusammensetzung zu folgen, gehen die Sprachschöpfer hier eigenwillig um mit Lauten, Silben und morphologischen Elementen. Als ein Beispiel für viele mögen die oben (S. 13) aufgeführten französischen Ausdrücke für „auf den Schultern, auf dem Rücken“ dienen, die alle auf *cou* bzw. *dos* beruhen. Aber auch da, wo Ausdrucksmittel und Formelemente der Erwachsenensprache verwendet werden, geschieht es oft in freierer Weise als in der stets mehr oder weniger normierten Gemeinsprache. Wir brauchen denn auch zur Erklärung des Ursprungs der deverbalen Formen unter unseren Adverbien nicht zu einer so konstruierten Lösung Zuflucht zu nehmen, wie Oscar Bloch das für die adverbiellen Wendungen auf *-ette* getan hat[1]. Er betrachtet die Formen auf *-ette* losgelöst von den übrigen Adverbien mit affektivem Suffix. Einzig *-otte* wird, als häufiger mundartlicher Konkurrent von *-ette*, mitberücksichtigt. Trotzdem Bloch frühe Belege für deverbale Substantive auf *-ette* kennt (so *sonnette* bei Rutebuef), glaubt er für die Adverbien auf *-ette* einen andern Ausgangspunkt annehmen zu müssen. Er bringt sie in Zusammenhang mit den zahlreichen Spielnamen, die dieses Suffix tragen, wie *à mucette, à cachette, à la seguette,* afrz. *a clignetes* usw. Die meisten dieser Formen sind von einem Verb abgeleitet und lassen sich daher – nach seiner Auffassung – nur als Analogiebildungen verstehen, da da *-et(te)* ja ein denominales Diminutivsuffix ist. Als Ausgangspunkt für die ganze Serie der Spielbezeichnungen und der mit diesen begrifflich verwandten Adverbien (wie *à l'aveuglette,* älter *à veuglettes* für *à aveuglettes*) kommt für ihn einzig *à mucette* (15. Jh.) in Frage, gebildet aus *mucette* „Versteck“ (14. Jh.), das er als Diminutiv von *la muce* „Versteck“ (14. Jh.) erklärt. Daß *à cachette* und *à clignetes* früher belegt sind als *à mucette,* spricht nicht unbedingt gegen seine Be-

[1] Revue de linguistique romane 11, 1935, S. 316 ff.

hauptung, da ja die Spielnamen und überhaupt die Wörter der Kinderwelt und der ihr nahestehenden Lebensbereiche meist erst lange nach ihrem Entstehen in die Literatursprache dringen, wenn überhaupt, und die zeitliche Abfolge der schriftlichen Belege daher nicht mit Sicherheit auf die Chronologie der Entstehung schließen läßt. Und doch können wir Bloch nicht folgen, da er die Entwicklungsgeschichte der ganzen Reihe auf eine zu schmale Basis (eben auf das einzige Wort *mucette*) stellt, was völlig unhaltbar wird, wenn man eingesehen hat, daß die Formen auf *-ett(e)*, *-ot(te)* von denen auf *-on* nicht zu trennen sind. Bloch verkennt das Wesen der kindersprachlichen Bildungen und konstruiert zu abstrakt-logisch[1].

In Anbetracht der großen Zahl von Spielnamen und andern Wörtern der Kinderwelt, die wie *cachette* gebildet sind, dürfen wir annehmen, daß in der Kindersprache und in den ihr nahe stehenden stilistischen Bereichen schon sehr früh affektive Suffixe direkt an den Verbalstamm getreten sind, was um so leichter geschehen mochte, als *-on-* schon im Lateinischen deverbale Nomina agentis bildete. So erklärt sich offenbar auch *sonnette*, das Bloch nicht in diesen Zusammenhang stellen möchte. Er führt selbst als deverbal gebildete Kinderspielnamen auf *-ette* an: *a la kluket, o l ehkluneto, à la recoquillette, à la seguette, à la bloquette, poquette, (à la) tapette, (à la) devinette, dînette, poussette*. In diesen Bereich gehören aber auch weitere, heute z. T. nicht mehr als kindersprachlich empfundene Substantive, wie: *amusette, claquette, cliquette, bavette*[2], *jouet, soufflet* „Ohrfeige" u. a. Aus dem Kreis der Familie oder der in sich geschlossenen Welten gewisser Handwerke, die mit jenem die Neigung zur Prägung und Verwendung anschaulicher und gefühlsbetonter Wörter gemein haben, stammen deverbale Ableitungen wie: *allumette, épuisette* „Schöpfgerät", *foret* „Bohrer", *soufflet* „Blasebalg", *tranchet* „krummes Messer", *rivet* „Niete" u. a.

Es ist u. E. müßig, als Grundlage all dieser Wörter eine Form bzw. Formen zu suchen, die sowohl denominal wie deverbal entstanden sein könnten, um dann die rein deverbalen als jüngere Analogiebildungen anzusprechen. Wie leicht im naiven und stark gefühlsbetonten Sprachgebrauch gerade an die Wörter gewisse Suffixe angehängt werden, die im objektiven, stets mehr oder weniger streng normierten Usus keine

---

[1] Konstruiert ist auch seine Erklärung, wonach *à cache-cachette* eine Kreuzung von *à cache-cache* (ursprünglich zwei Imperative) mit *à* (*la*) *cachette* wäre, wo doch in der Kindersprache die Verbindung von zwei (oft gleichlautenden) Elementen mit affektivem Suffix am zweiten Glied häufig auftritt und mit den Kinderversen vom Typus *Uni unel – baribon baribel – toi tu es la plus belle* (E. Bodmer, *Empros oder Anzählreime der franz. Schweiz*, Diss. Zürich, Halle 1923), der weit über Frankreich hinaus verbreitet ist, im Zusammenhang steht.

[2] *Cachette* „Versteck" ist nach FEW II 1, 810 a erst seit 1559 belegt, *en cachette* „heimlich" dagegen seit 1313, woraus man wird schließen dürfen, daß das Substantiv aus dem ursprünglich kindersprachlichen Adverb entstanden sei.

oder nur anders geartete Ableitungen bilden können, das zeigen uns alle Sprachen, in denen die Suffixe wirklich lebendige Bildungselemente sind. Es sei erinnert an gewisse Formen der Kinderstube, wie schweizerdeutsch *waseli* „was?“, *soseli* „so“, *chumm mireli* „komm zu mir“, berlin. *spaziereke gehen*, aber auch an volkssprachliche Schöpfungen wie ital. *occasionissima*, murcian. *corre correndico* (für *corre corriendo*) „er eilt schnell“ und viele andere. In derselben Weise konnte bei den Spielnamen und bei den im gleichen Lebensbereich entstandenen adverbiellen Wendungen ein affektives Suffix ohne ein bestimmtes erwachsensprachliches Vorbild, wie Bloch es glaubt suchen zu müssen, sozusagen sprunghaft, an einen Verbalstamm treten[1]. Das gilt für *-on* und für weitere affektive Suffixe ebenso gut wie für *-ette*. So erklärt sich offenbar der Ursprung deverbaler Bildungen wie: *à chevauchons, à croupeton, à reusons, à reculons, à tâtons* usw. Im einzelnen mag die Frage offen bleiben, welche der genannten Adverbien ursprüngliche kindersprachliche Schöpfungen und welche spätere erwachsensprachliche Analogiebildungen seien.

Für die von Adjektiven abgeleiteten Formen nimmt Bloch ebenfalls eine zu schmale Ausgangsbasis an, wenn er *aveuglette* (das einzige von ihm besprochene Beispiel dieser Art) aus den bereits dargelegten Gründen als eine durch die semantische Nähe bedingte Analogiebildung zu *mucette* betrachtet – hier verzichtet er also auf die strenge Proportion der beteiligten Formen –, dabei aber Wörter wie *aveuglon, borgnon, borglette* übersieht. Auch hier werden wir ein freieres Spiel der Suffixe anzunehmen haben. Zwar ließen sich *aveuglon, borgnon* als substantivierte Adjektive betrachten, wie etwa *sauvageon, tendron* u. ä.; die Formen auf *-ette* könnten dann ursprünglich auf Mädchen bezogene Feminina sein. Dagegen sprechen aber – außer den schon betrachteten deverbalen Ableitungen – zweigliedrige Formen wie *cligne-borgnette, cligne-musette, cache-cachette, cachin-cachot* u. ä., in denen das Suffix rein expressiven Wert hat, und wohl überhaupt das Wesen der Spielnamen.

Die entsprechenden toskanischen und schriftitalienischen Ableitungen von Verben und Adjektiven (*brancicone, barcolloni, quattoni*, kal. *all'orbuni* usw.) möchte Pieri, wie wir gesehen haben, als Prädikative,

---

[1] Auch zur Erklärung der affektiven Verbalsuffixe (frz. *voleter, baisoter, mordillonner* usw.) wird man nicht unbedingt mit Meyer-Lübke, Nyrop u. a. von den Verben ausgehen müssen, die sich als Ableitungen von Diminutiven begreifen lassen (wie *jambeter*). Im naiven, gefühlsbetonten Sprachgebrauch konnte ein geläufiges Nominalsuffix jederzeit sprunghaft an ein Verb treten, besonders leicht natürlich in den endungslosen bzw. den auf *-e muet* auslautenden Formen, wo das angefügte Element wirklich Suffix und nicht, wie etwa im Infinitiv (den die älteren Grammatiker als „Grundform“ vor allem im Auge hatten), Infix ist. Wie solche Sprünge durch die gegenseitige assoziative Verknüpfung der beteiligten Grundwörter gefördert und oft überhaupt erst ermöglicht werden, zeigt L. Spitzer mit überzeugenden Beispielen aus der von ihm meisterhaft dargestellten Sprache einer Mutter (*Puxi*, München 1927, S. 32 f.).

d. h. als ursprüngliche Nomina agentis (*barcollone* „ein Wankender") bzw. als sekundär suffigierte Adjektive (*se ne vanno quattoni*), erklären. Deverbale Formen, die sich als Nomina agentis nicht nachweisen lassen, wären dann als spätere Analogiebildungen zu fassen. Für die außertoskanischen Adverbien, die, soweit sie auf *-on* auslauten, nie ohne Präposition stehen, genügt indes diese Erklärung nicht, und sie wird daher ebensowenig für die andern gelten können, auf deren Verlust der Präposition wir weiter unten zurückkommen. Vielmehr legen auch hier die engen formalen und semantischen Beziehungen zwischen Spielnamen und Adverbien, sowie die eben dargelegten Verhältnisse in Frankreich eine andere Lösung nahe: Wie die Spielnamen *a nascondino, a richiappino, a ciecherella,* kal. *a mucciunedda,* lomb. *a l'orbin* usw. sind auch die Adverbien *carponi, cavalcioni, coccoloni,* mail. *a scondon,* siz. *aggrancicuni,* kal. *all'orbina* u. a., als Schöpfungen der Kindersprache zu betrachten.

Endlich ist den beiden Sprachgebieten ein dritter Ableitungstypus gemein, den Bloch nicht bespricht. Es sind die auf affektives Suffix auslautenden adverbiell gebrauchten Substantive, die einen Vergleich enthalten, wie *à chaton* (nach Art einer Katze), *à califourchon* bzw. *à califourchette* und aost. *à fourtson* (nach Art einer Gabel), westschweiz. *à cavagnon* „auf dem Rücken (tragen)" (nach Art eines Tragkorbes, *cavagne*); versil. *boddoni* „geduckt" (nach Art einer Kröte), berg. *de gatù* „verstohlen" (nach Art einer Katze), *a ranù* „auf allen Vieren" (nach Art eines Frosches), *a ratù* „auf allen Vieren" (nach Art einer Ratte), kal. *aggattuni* id., *a piecuruni* id., wozu höchst wahrscheinlich auch tosk. *gattoni, catelloni* zu stellen sind (vgl. unten S. 20). Wenn wir von dem Pseudopräfix *cali-* absehen [1], ist die Form dieser

[1] *Cali-* in *califourchon* (vgl. die Varianten FEW s. *furca*) ist bis heute nicht befriedigend erklärt. Die drei Deutungsversuche, die FEW III 892 f. verzeichnet und um einen eigenen vermehrt, gehen zu ausschließlich von begrifflichen Kriterien aus, wo es sich doch um spielerische Wortverbildungen handelt. *Califourchon* wird nicht von *galfourquié* (FEW s. *furca,* Anm. 22) getrennt werden dürfen, und auch das Verhältnis zu *cafour* u. ä. Formen im Sinne von Astgabel (vgl. FEW s. *furca,* Anm. 18) bleibt zu überprüfen. Daß es sich bei *cali* (und Varianten) um ein Verbildungselement (eine Art Pseudopräfix) handelt, das begrifflich nicht notwendigerweise mit „Gabelung", „rittlings", „Pferd" u. ä. in Beziehung zu stehen braucht, zeigen Formen wie *calimuchette, calmuchette* „cligne-musette" (FEW II 800 b), *kälibuñ* „jeu de colin-maillard", *à cacaborlion* „à l'aveuglette" (FEW I 569 f.), denen sich die von Wartburg zuletzt in *Einf. in Problematik und Methodik der Sprachwissenschaft,* Halle 1943, S. 74 ff., besprochenen Wörter mit Präfix *ca-* (vgl. auch *cafourchon* bei D'Aubigné, fim. *è kadò* „auf dem Rücken (tragen)" FEW III 145 und westschweiz. *à cakou* „sur le cou" Bridel) zugesellen. Vgl. jetzt auch C. Brunel in *Etudes romanes dédiées à M. Roques,* Paris 1946, S. 119 ff. Daß die ausdrucksstarken Verbildungselemente *ca-, cal-, cali-* usw. argotischer Herkunft sind, wie Jaberg (Vox Rom. 7, 1943/44, S. 280) das für *ma-, ba-, ga-* annimmt, dafür sprechen mlat. *calofurcium* „Galgen" (Sainéan, *Sources indigènes* 2, 320) und arg. *caliborgne* „borgne, louche" (FEW I 570 b mit zahlreichen Dialektvarianten). Der Weg vom Gaunerargot zur Kindersprache könnte durch das Vaganten- und Schülerargot geführt haben. Im Italienischen haben *bar-* und *bis-* eine ähnliche Funktion (vgl. *a bardósso, a bisdosso*).

denominalen Ableitungen zwar nicht weiter auffällig; aber der Sinn des Suffixes und die syntaktische Konstruktion bedarf der Erläuterung. Über jenen werden wir weiter unten handeln (vgl. S. 25 ff.). Was diese betrifft, erinnern wir daran, daß Meyer-Lübke bei den adverbiellen Ausdrücken unseres Typus die Präposition *à* übersetzt mit „nach Art von". Daß diese Erklärung für die deverbalen Formen höchst problematisch ist, haben wir bereits angedeutet. Sie läßt sich aber nach unsern Darlegungen auch für die von Adjektiven hergeleiteten Ausdrücke kaum halten. Bei *à chaton, à cavagnon, a ranù* u. ä. scheint sie einleuchtend, weil ja tatsächlich ein Vergleich ausgedrückt wird. Nun leitet aber weder im Galloromanischen noch im Italienischen üblicherweise die Präposition *à* das Vergleichsprädikativ ein. Vielmehr heißt es frz. *s'asseoir en tailleur*, afrz. *faire que fols*, ital. *vivere da gentiluomo* usw.[1]. Neben den Typus *à chaton* lassen sich einzig Ausdrücke wie umbr. *andare a cingicollo* „rittlings auf den Schultern", röm. *a cavaceci* id., tosk. *a sciacquabarili* „breitspurig (wie ein Fässerwascher)" stellen. Die ersten beiden sind Spielnamen (wobei es fraglich ist, ob *cingicollo, cavaceci* ursprünglich als Nomina agentis oder eher als Nomina actionis aufgefaßt wurden); *andare a sciacquabarili* benennt zwar, soviel ich sehe, nicht ein eigentliches Spiel, wohl aber eine Gangart, die entweder spielartig den auffallenden Aspekt eines Arbeitsvorganges imitiert oder aber scherzhaft diesem Vorgang verglichen wird. Wir befinden uns also ebenfalls im Bereich des Spielerischen. Hier hat sich dieser auffallende Gebrauch der Präposition *a* entwickelt, und zwar offenbar in Anlehnung an *jouer à* bzw. *giocare a* oder auch *fare a*[2]. Damit ist auch von der Syntax her unsere Auffassung über den Ursprung dieses Adverbialtypus gestützt, was ja gerade bei solchen Formen, deren Sinn (auf allen Vieren, auf dem Rücken, rittlings) und deren metaphorischer Gehalt (wie eine Katze, wie ein Frosch, wie ein Tragkorb usw.) ohnehin deutliche Beziehungen zur Kinderwelt zeigt und unter denen sich lautmalerische Schöpfungen wie *à chatamiaou* finden, darzutun kaum mehr nötig war. Auch die Prägnanz des Ausdrucks (*à fourtson* = mit den nach Art einer Gabel gespreizten Beinen) hat ihre Parallelen in Spielnamen wie *jouer à monte monte l'eschelette, à je te pinse sans rire* (Rabelais, *Gargantua*, Kap. 22) und vielen ähnlichen: Das charakteristische Element wird jeweilen möglichst kurz gefaßt und mittels der Präposition *à* dem Verb verbunden.

Die nicht seltenen Formen, die anstatt von *a* von der Präposition *de* (berg. *de gatù*, frz. *de chat* im Dép. Charente-Inf.; oberit. auch *da: da*

[1] Vgl. Meyer-Lübke, *Rom. Gram.* III §§ 406 ff.

[2] Ein vereinzeltes Beispiel, das keine eindeutige Beziehung zur Kinderwelt aufweist, wie afrz. *vint a Paris, coiemant, a larron* (Moniage Guill. II 4829) spricht nicht gegen unsere Auffassung. Die Begriffe „heimlich, versteckt" haben wir unter den Adverbien kindersprachlichen Ursprungs mehrmals gefunden. In dem besondern Fall dürfte die Obliquusendung *-on* die formale Einordnung in unsere Adverbialklasse erleichtert oder überhaupt veranlaßt haben.

gatun, AIS P. 139 und 499, aus den unveröffentlichten Materialien zu Qe 143, 5 „andare carponi") oder *in* (bol. *in gatón*) begleitet sind, bedürfen keiner besonderen Erklärung, da ja bei modalen Umstandsbestimmungen die Präposition infolge vielfältiger analogischer Einwirkungen oft schwankt. Vgl. etwa franz. *en cachette* neben *à cachette*, ven. *in scondòn* neben *de scondòn*[1]; aber auch afrz. *a cert, de cert*, aprov. *en cert, per cert* usw. Auffallend ist bei unseren Adverbien das häufige Auftreten der Präposition *de* im Provenzalischen (*de carancoun* „rittlings", *de clinoun* „sich beugend", *d'escoundoun* „heimlich", *de plegoun* „blindlings" (Piat), ebenso saint. *de reculon* usw.), die in den meisten Fällen ebenfalls auf Analogie beruht. Es gibt denn auch in älterer und neuerer Zeit prov. Formen mit *à* (*à cabalgous, a crompolous* „rittlings", aprov. *a reversos* usw.), und oft sind beide Präpositionen möglich (*de clucous* und *à cluchon* „blindlings" bei Piat; *de cachon, à cachon*, '*d'acachon*' im FEW). Als sekundär läßt sich *de* erkennen in prov. *d'ageinouioun* „knielings", wo unter dem Einfluß des Verbums *ageinouia* die Präposition agglutiniert (vgl. aprov. *a genolhos*) und dann eine neue zugefügt wurde. Ähnlich wie die provenzalischen sind zweifellos auch die oberitalienischen Formen mit *de* zu erklären (berg. *de gatù, de s o f i ñ ú* „heimlich", bellun. *de scondïon* „verstohlen", *de stordïon* „tölpelhaft", *de remengon* „jählings" usw.). Obwohl ital. *gatton gattoni* und *catellon catelloni* in den Wörterbüchern nie mit Präposition belegt sind, wird man im Hinblick auf die außertoskanischen Formen, wie bol. *a gaton*, kal. *aggattuni, a piecuruni*, friul. *a giat* u. a. auch hier eine ältere Form mit *a* (ohne Reduplikation) voraussetzen dürfen, die dann früh unter den Einfluß der prädikativen Formen und besonders der gedoppelten wie *quatton quattoni, balordon balordone, gobbon gobboni* geraten ist[2].

Mit diesen Erörterungen glauben wir gezeigt zu haben, daß die drei Adverbialtypen – Verbalstamm, Adjektiv oder Substantiv (letzteres einen Vergleich ausdrückend)[3] mit affektivem Suffix – in Frankreich wie in Italien aus der Kindersprache herzuleiten sind. Als sicher darf

---

[1] Die Präposition *in* stellt sich da besonders leicht ein, wo sich mit dem Adverb eine Ortsvorstellung verbindet, wie bei *en cachette, in scondòn*, röm. *in zonzola* neben *a zonzola* usw.

[2] Über die Doppelung hat zuletzt gehandelt L. Sorrento, *Sintassi romanza*, Varese-Milano 1949, p. 325 ff. (mit Lit.). Vgl. auch G. Rohlfs, *Hist. ital. Gram.* II §§ 408 ff. und zum Typus *novo novente* K. Jaberg, *Innovations élatives dans l'Italie du Nord*, Vox Rom. 11, 1950, p. 64 ff. Weder Sorrento noch Rohlfs (der merkwürdigerweise die Typen *a corpo a corpo* und *navigar riva riva* im Kapitel über die Steigerung behandelt) unterscheiden mit der nötigen Deutlichkeit die verschiedenen Funktionen der Doppelung, auf die wir an anderer Stelle zurückzukommen gedenken.

[3] Ein Vergleich wird auch ausgedrückt in ital. *a cavalluccio*, wo allerdings der Präposition zugleich ein örtlicher Sinn zukommt. Rein lokal ist sie in mail. *in spalletta*, kal. *'n codetta* id., die mit den andern, wie es scheint nicht besonders zahlreichen Formen dieser Art eine eigene Gruppe bilden, welche im Unterschied zu den drei besprochenen das Reich des Kinderspiels nie ganz verlassen hat.

das auch für die suffixlosen Adverbien, die ein lautmalerisches Element enthalten, wie piem. *a gatagnào* u. ä. gelten. Bei all diesen Ausdrücken dienten uns einerseits die Bedeutung und der stilistische Wert, anderseits die Formen der Ableitung, deren Vielgestaltigkeit sowie die syntaktische Konstruktion als brauchbare Kriterien. Weniger sicher gehen wir dagegen in der Zuweisung der mit den entsprechenden Adjektiven gebildeten suffixlosen Spielnamen (wie *all'orba, alla cieca, al cieco* ,,blinde Kuh") und adverbiellen Ausdrücke (wie ital. *alla cieca,* oberital. *a l'orba* ,,blindlings"). Sie stehen zwar begrifflich und formal den suffigierten Formen (*all'orbetto, all'orbina, a ciecherella, alla ciechina* usw.) nahe, unterscheiden sich aber anderseits in der Bildung nicht von den unzähligen in der ganzen Romania verbreiteten adverbiellen Ausdrücken mit männlichem oder weiblichem Ausgang, die nichts mit dem Kinderspiel zu tun haben, wie: *a rovescio, all'improvviso, alla scoperta, all'italiana*; frz. *à couvert, à certes, à la dérobée, à la légère, à la française* usw. Genetisch lassen sich alle diese suffixlosen Formen an die lateinischen adverbiellen Ausdrücke anreihen, die aus Präposition und Adjektiv (im Neutrum) bestehen, wie *de plano, de improviso, ad summum* ,,oben" (Cato), *a solido* ,,fest" (Greg. Tur.) u. ä. Unerklärt bleibt dabei allerdings das im Romanischen häufige weibliche Geschlecht. Die bisher gegebene Erklärung, wonach *à la française* eine Ellipse wäre, genügt nicht[1]. Abgesehen von den semantischen Schwierigkeiten, trägt sie weder dem affektiven Wert der weiblichen Form genügend Rechnung, noch berücksichtigt sie den Zusammenhang mit den Ausdrücken, die ein weibliches Partizip Perfekt enthalten, das seiner Form nach ein Abstraktum sein kann (franz. *à la dérobée*; ital. *alla mescolata, alla scoperta* usw.). Unbeachtet läßt sie ferner die ihrer Herkunft nach sicher nicht attributiven, also nicht durch Ellipse entstandenen Formen mit affektivem Suffix (*à l'aveuglette, a chetichella*), die den andern nicht nur begrifflich nahe stehen, sondern auch genetisch kaum ganz von ihnen zu trennen sind. Ohne auf die Frage näher einzugehen, stellen wir also fest, daß die Typen *al cieco, alla cieca* zwar sowohl unter den Spielnamen wie unter den Adverbien vorkommen, aber nicht speziell kindersprachliche Züge tragen[2] und daher auch einen geringeren Ausdruckswert besitzen. Nicht

[1] Eine Ellipse nehmen für den Typus *à la française* an Meyer-Lübke, *Rom. Gram.* III § 470; Haas, *Franz. Syntax* § 220; Nyrop, *Gram. Hist.* III² § 597. Bedenken äußert allerdings bereits Haas.

[2] Die Namen der Kinderspiele haben überhaupt längst nicht alle typisch kindersprachliche Gestalt. Oft sind sie mit einem Infinitiv (ital. *giocare a nascondersi*) oder mit Substantiv und Adjektiv (ital. *a mosca cieca*) gebildet. Der Kindersprache und den ihr nahe stehenden Bereichen der Erwachsenensprache entstammen dagegen die ebenfalls häufigen Doppelungen (frz. *à cache-cache, à cligne-musse,* mail. *sconconlegher* usw.), deren Zweigliedrigkeit sozusagen dieselbe Funktion hat wie das Suffix in *à cachette* u. ä. Eingliedrige suffixlose Formen (wie '*à la cache*' ALF 1482) finden sich unter den Spielnamen selten. Ausdruckskräftig besonders infolge ihrer Prägnanz sind die ursprünglich sicher affektischen Bezeichnungen mit Imperativ- oder Satzkompositum: röm. *giocà a rubaconti, giocà a ti vedo.*

endgültig gelöst ist schließlich die Frage nach der Herkunft des sogenannten adverbiellen *-s*, das in den westromanischen Sprachen nicht nur Adverbien, sondern auch Spielnamen charakterisieren kann[1]: franz. *à clignetes, à cachettes,* span. *a escondidas,* port. *ás escondidas* usw. In *à genouillons* ist es natürlich Pluralzeichen, wie das *-i* in ital. *a ginocchioni.*

Als typisch kindersprachlich können auch die Adverbien nicht betrachtet werden, die mit Hilfe eines affektiven Suffixes von einem Substantiv abgeleitet sind, das einen Körperteil, seltener ein Kleidungsstück, einen Teil oder eine Seite eines Gegenstandes benennt, wie: franz. *à genouillons, à bouchons, à ventrillons,* afrz. *à paumetons* „auf den Händen", ital. *a ginocchioni, a bocconi,* Elba *a corpone,* kal. *attrippuni,* siz. *abbintruni,* ait . *ispogliarsi in camiscione* (Decam. VII 2), *ferire di* (oder *in*) *piattone* bzw. *puntone* „mit der flachen Seite bzw. mit der Spitze (des Schwertes)" usw.[2] Mit andern Suffixen: afrz. *à genuletes,* prov. *a la brasseto* „à bras-le-corps", ital. *a braccetto, in panciolle.* Sie unterscheiden sich semantisch, stilistisch und formal von den vorher besprochenen Adverbien mit Suffix: Zwar bezeichnen sie – abgesehen von *in camiscione* – ebenfalls eine Haltung oder Bewegungsart des Körpers (bzw. des Schwertes). Das zugrunde liegende Substantiv dient aber nicht zur Veranschaulichung durch einen Vergleich, sondern es benennt das besonders auffällig beteiligte Glied bzw. die charakteristische Seite oder Erscheinungsform. Dementsprechend hat die Präposition (*a, in* oder *di*) ihren ursprünglichen lokalen bzw. instrumentalen Sinn: auf den Knien, im Hemd, mit der Spitze usw. Auch weisen diese Adverbien meist auf Bewegungen und Stellungen, die im religiösen und gesellschaftlichen Leben der Erwachsenen oder in Kampf und Krieg üblich sind. Es fehlt ihnen die begriffliche Beziehung zum Kinderspiel. Ihr stilistischer Wert wird bei den meisten vorwiegend dadurch bestimmt, daß sie im Sprachbewußtsein neben einer gleichbedeutenden suffixlosen Form (*à genoux, a ginocchia, di piatto, di punta* usw.) stehen oder standen und daher jederzeit als Ableitungen empfunden werden oder wurden. Allerdings erscheint die suffigierte Form im Französischen und Italienischen seit den ältesten Texten weitgehend grammatikalisiert und damit ihres ursprünglichen veranschaulichenden Wertes (vgl. unten S. 25 f.) fast ganz entblößt; *à ventrillons* und *à ventre, à genouillons* und *à genoux,* (*a*) *ginocchioni* und *a ginocchia* usw. werden in den Texten ohne fühlbaren Unterschied nebeneinander verwendet. Beide Formen treten im ernsten Stil auf, werden im altfranzösischen National-

---

[1] Es scheint uns daher höchst fraglich, ob *-es* in afrz. *a certes* mit dem FEW (s. *certus*) auf die analogische Wirkung von *ores, doncques, oncques* zurückgeführt werden dürfe.

[2] Nach REW 7042 wäre auch afrz. *a randon, de randon* „heftig, rasch" hierher zu setzen, das Meyer-Lübke von germ. *randa* „Schild" herleitet. Wartburg, *Mél. Haust,* Liège 1939, S. 423 ff., führt es dagegen auf afrz. *randir* „courir avec impétuosité" zurück. Vgl. Bloch-Wartburg [2], s. *randonnée.*

epos und im höfischen Roman von hohen Lehensherren wie von Vasallen, von fallenden Kämpfern wie von Betenden und Flehenden gebraucht. Ursprünglich müssen aber die suffigierten Formen einen ganz bestimmten Wert gehabt haben, einen Wert, der von dem der vorher besprochenen Wörter verschieden war, wie wir gleich sehen werden.

Die Art der Derivation entspricht durchwegs dem jeweils geltenden erwachsensprachlichen Usus: ein affektives Suffix tritt an ein Substantiv, indem es entweder dessen Geschlecht wahrt oder das Feminin zum Maskulin macht. Das Umgekehrte, der Wandel vom männlichen oder ambivalenten Grundwort zur weiblichen Ableitung, wie wir ihn – entgegen den Regeln der Gemeinsprache – bei gewissen Kinderspielnamen (voges. *à la colinette,* das Bloch von *Colin* ableitet; *a ciecherella* usw.) und den davon herkommenden Adverbien (*à l'aveuglette*; *a cheti-chella*) finden, tritt hier – abgesehen von afrz. *a genuletes*[1] – nicht auf. Auch fehlen diesen Adverbien die vielfältigen Ableitungsmöglichkeiten und der üppige Synonymreichtum, der die kindersprachlichen Wörter charakterisiert. Formen mit Pseudosuffix wie *a panciolle* sind selten. Und wenn wir G. D. Serra glauben dürfen, der *panciolle* als eine scherzhafte Bildung mit einem (imaginären) Ortsnamen (nach Art von *dormire a Páncole* „dormire su per le panche") erklärt[2], so würde ja hier gerade die Form kindersprachliche Herkunft ausschließen. Wir haben es also in all diesen Fällen mit Ausdrücken zu tun, deren Ursprung zwar zweifellos im affektiven Sprachgebrauch zu suchen ist, die aber nicht in die Kinderwelt weisen und die wir daher als erwachsensprachliche bezeichnen wollen[3]. Es sei jedoch gleich bei-

---

[1] Der Ursprung der femininen Suffixe bei Spielnamen, die mit männlichem oder ambivalentem Grundwort gebildet sind, wird bei den hier häufigen Ableitungen von weiblichen Substantiven zu suchen sein (vgl. etwa frz. *à la renette, à la vergette, à la foussette, à monte-monte l'eschelette,* alle bei Rabelais; ital. *alle bruschette, alle capannelle, alle caselle, a cruscherella, a zecchinetta* usw., alle bei Ungarelli, *Voc. bol.*, S. 301 f.). Ihre Übertragung auf andere Grundwörter wird sich auch hier sprunghaft vollzogen haben und einerseits durch ihren rhythmischen und klanglichen Wert (Kinderreim!), anderseits durch den jedem unerwarteten und sachlich nicht begründeten Geschlechtswechsel (besonders vom Mask. zum Fem.) eigenen Ausdruckswert zu erklären sein. – Der vereinzelten afrz. Form *a genuletes* dürfte ein alter Neutr. Plur. zugrunde liegen (vgl. surselv. *schanuglia*, ital. *ginocchia*), wie er mit Sicherheit in prov. *a la brasseto* „à bras-le-corps" steckt (vgl. prov. *brasso-cors*, mfrz. *à brace de corps*, afrz. *brace à brace* usw.).

[2] G. D. Serra, Dacoromania 9, 1936–38, S. 185 ff.; nach ihm auch B. Migliorini, Lingua Nostra 1, 1939, S. 148, und in seinem Sammelbändchen *Lingua e cultura,* Roma 1948, S. 238. *A* bzw. *in panciolle* hat unter dem Einfluß der Adv. auf *-oni* die Präposition gelegentlich fallen lassen.

[3] Ohne Zusammenhang mit dem Kinderspiel scheinen auch die deutschen Adv. auf *-lings* zu sein, deren Bedeutungskreis dem unserer frz. und ital. Adv. auffallend ähnlich sieht und deren Endung (ahd. *-(l)ingun, -(l)ingon,* mhd. *-lingen,* mnd. und nhd. *-lings*) von den Germanisten zweifellos zu Recht mit dem diminutiven Suffix *-inga* bzw. *-ling* gleichgestellt wird (cf. W. Henzen, *Deutsche Wortbildung,* Halle 1947, S. 236). Man möchte vermuten, daß ihr Ausgangspunkt wie beim erwachsensprachlichen Strang Frankreichs und Italiens in den Ableitungen von Körperteilen liege, erscheinen doch im

gefügt, daß trotz der semantischen, stilistischen und formalen Unterschiede zwischen dem Typus *à genouillons, a ginocchioni* einerseits und den Typen *à tâtons, à l'aveuglette, à chaton* bzw. deren ital. Entsprechungen anderseits im einzelnen die Grenzen zwischen den Formen kindersprachlichen und denen erwachsensprachlichen Ursprungs, wie ja überhaupt zwischen Kinder- und Erwachsenensprache sich nicht immer scharf ziehen lassen. Die beiden Welten stehen in engster gegenseitiger Berührung und ständigem sprachlichem Austausch; die Kinder eignen sich den Usus der Erwachsenen an, und diese beziehen von jenen sprachliche Mittel, besonders zum Ausdruck starker Gefühlserregung und zur Benennung von Dingen und Vorgängen, die der Kinderwelt eigen sind oder an sie erinnern. Auch hat die naive, mehr nach Gefühlsäußerung strebende und mehr auf Wirkung als auf klare gedankliche Erfassung und folgerichtige Formulierung bedachte sogenannte Volkssprache mit der Kindersprache das gemein, was Karl Jaberg „das affektive Grundklima" nennen würde[1]. Die Unterscheidung scheint uns grundsätzlich aber doch nötig und für die Erkenntnis fruchtbar. Ob der erwachsensprachliche Strang unserer Adverbien älter oder jünger sei als der kindersprachliche, ob er überhaupt unabhängig von diesem entstanden sei, ist nicht mit Sicherheit zu entscheiden, da die beiden noch in vorliterarischer Zeit, vermutlich gleich nach ihrer Entstehung, in enge assoziative Beziehung zueinander getreten sind, sich in Gestalt und Gehalt gegenseitig beeinflußt und die

Mittelhochdeutschen und besonders in den heutigen Mundarten die Bezeichnungen von Körperstellung oder -bewegung auffallend häufig und unter diesen wiederum die von Körperteilnamen abgeleiteten zahlreich: mhd. *erslingen* „rückwärts", *bûchelingen, houbetlingen, hendelingen, ruckelingen, vlechelingen* „mit flacher Hand", *vlügelingen*; *ligelingen, schritlingen*; nhd. *brüstlings, knielings, köpflings, mündlings, näslings*; *rittlings, sitzlings, ständlings, stürzlings*; mundartlich *zämebeinlige, zämefüesslige, bücklige, dümlige, füstlige, hemdermlige, chnödlige*; *höcklige, hurlige* und einige andere. Bedenklich ist nur, daß unter den althochdeutschen Formen, die E. Baumgartner, ZDWF 3, 1902, S. 53 ff., beibringt, bloß eine einzige von einem Körperteilnamen abgeleitet ist, nämlich *ruckilingun*; die andern gruppieren sich um die Begriffe blindlings, heimlich, plötzlich, zufällig und einige weitere. Vielleicht darf man aber doch annehmen, daß das Fehlen von *bäuchlings* (als Gegenstück zu *rücklings*!), *köpflings, ärschlings* usw. sich aus der Natur der althochdeutschen Texte erklärt und daß *-lings* bzw. *-ingun, -ingon* doch zunächst als affektives Suffix den Körperteil, der bei einer Stellung oder Bewegung auffallend beteiligt ist, hervorhob, dann aber früh als adverbielles Suffix aufgefaßt wurde (dieser Zustand ist im Althochdeutschen auf jeden Fall erreicht) und nun auch an andere Substantive (ahd. *faringun, stuzzelingun*), an Adjektive (*blintlingon, chrumbelingun, kahingun*) und sogar an Verbalstämme (*tarningun, stalingun*) trat, und zwar zunächst zur Charakterisierung einer Bewegung oder Stellung. Wenn dieser Bedeutungskreis schon im Althochdeutschen überschritten wurde, so bilden doch auffallende Bewegungs- und Stellungsarten des Körpers bis in die heutigen Mundarten den semantischen Kern und das charakteristische Merkmal der Adv. auf *-lings*.

[1] Aufschlußreiche Beobachtungen über das Verhältnis von Kinder- und Erwachsenensprache hat Jabergs Schülerin Frieda Kocher, *op. cit.*, S. 113 f., aufgezeichnet.

weitere Entwicklung gemeinsam durchgemacht haben, ohne daß jedoch alle Formen den beiden Welten gemein wären. Die Frage ist für unsere Adverbien ebenso schwer zu beantworten wie für gewisse lautsymbolische Bildungen, deren Form an Spielnamen (z. B. Benennungen des Schaukelspiels und der Schaukel [1]) erinnert, deren Sinn aber eher in die Welt der Erwachsenen führt, wie z. B. liég. *al drif al draf* „au hasard", *al roum doum* id. (Haust); mail. *andà liron liran* „andar pian piano e a passo lento", siz. *abboc ed abbac* „alla peggio, a babboccio" usw. Wir müssen zudem annehmen, daß unter den Adverbien, die wir als kindersprachlichen Ursprungs aufgeführt haben, manche erst in der Sprache der Erwachsenen nach Vorbildern und mit Ausdrucksmitteln, wie sie die Kindersprache lieferte, geprägt worden sind. Gewisse kindersprachliche Spielnamen haben sich, von den Erwachsenen bildlich verwendet, erst in ihrer Rede zum adverbiellen Ausdruck verfestigt. Für unabhängigen Ursprung der beiden Stränge scheinen immerhin die genannten Unterschiede der Form und des begrifflichen Gehaltes zu sprechen, denen nun noch die funktionellen, werthaften Unterschiede der Suffixe an die Seite zu stellen sind.

Der Ausdruckswert der Suffixe

Es mag gewagt scheinen, den einstigen Ausdruckswert eines Suffixes bestimmen zu wollen, wo man doch nicht die Möglichkeit hat, das lebendige Sprachgefühl zu befragen und kein Text die lebendige Sprechsituation ersetzt. Die folgenden Ausführungen, die sich auf den grundlegenden Aufsatz von Amado Alonso, *Noción, emoción, acción y fantasia en los diminutivos* [2] stützen, mögen denn auch bloß als ein Versuch gewertet werden, die Entstehung und das Wesen unserer Adverbien noch klarer ins Licht zu stellen und die Verschiedenheit der beiden Stränge genauer zu erfassen. Es sei aber gleich vorweg gesagt, daß es sich bei dem schillernden Wesen der affektiven Suffixe bloß um Bestimmung der jeweils dominierenden psychischen Eigenschaft, nicht um scharfe Abgrenzung etwa der gefühlsbetonten von den vorstellungshaften usw. handeln kann. Wenn wir in diesem Sinn mit Alonso neben der begrifflich differenzierenden Funktion (Diminutiv, Augmentativ usw.) eine gefühlsäußernde, eine aktiv auf den Hörer wirkende und eine die Vorstellung verlebendigende Funktion unterscheiden, so werden wir für die erwachsensprachlichen Formen die letztgenannte Eigenheit als charakteristisch anzusehen haben [3]. Es eig-

---

[1] Vgl. etwa Schaukelnamen wie lomb. *dindón, tentona,* umbr. *dindondella* u. a. (AIS IV 748). Lautsymbolisch umgestaltet ist auch das oben zitierte wallon. *à dodè* „auf dem Rücken (reitend)" usw.

[2] VKR 8, 1935, S. 104–25, mit geringen Änderungen abgedruckt in dem Sammelbändchen *Estudios lingüísticos,* Biblioteca Romanica Hispanica, Madrid 1951, nach dessen Seitenzahlen wir im folgenden zitieren.

[3] Es braucht sich dabei nicht notwendigerweise um bildliche, anschauliche Vorstellung zu handeln, sondern kann eine bloße Hervorhebung des Begriffes durch Reaktivierung der unanschaulichen Vorstellung sein, in der

nete mit andern Worten dem Suffix hier ursprünglich derselbe Wert, welchen Alonso, der in der glücklichen Lage ist, die wissenschaftliche Interpretation mit seinem Sprachempfinden kontrollieren zu können, der Endung *-itas* in span. *de rodillitas* zuschreibt. Mit Bezug auf eine Stelle aus C. Arniches, *Es mi hombre*, stellt er fest: „Entre *de rodillas* y *de rodillitas* la diferencia está en el modo de pensar el objeto: mas conceptualmente en *de rodillas*; con preponderancia de las representaciones de la fantasía en *de rodillitas*“ [1]. So wurde offenbar auf einer früheren Stufe der Entwicklung der begriffliche Gehalt von *bouche, ginocchia* usw. durch *-on-* deutlicher ins Bewußtsein gehoben. *Cheoir à bouchon, cadere in ginocchioni* wäre also deutsch etwa wiederzugeben mit „gerade aufs Gesicht (aufs Maul) bzw. auf die Knie fallen“, *spogliarsi in camiscione* „sich bis aufs Hemd ausziehen“ usw. [2]. Wenn in diesen Ausdrücken ein komplizierter Vorgang (so fallen, daß man in eine bestimmte Körperlage gerät; mehrere Kleidungsstücke ausziehen, bis nur noch das Hemd den Körper deckt oder doch als einziges Stück sichtbar ist) dadurch sprachlich prägnant gefaßt wird, daß anstatt vieler nur das auffallend beteiligte Element (Mund, Knie, Hemd) genannt wird, so hebt das Suffix gerade dieses Element noch mehr hervor (vgl. auch Wendungen wie ital. *far capolino, dare il gambetto,* wo das Suffix dieselbe Aufgabe erfüllt). Die gleiche Wirkung kann auch durch andere Mittel erreicht werden. Das Neufranzösische greift mit Vorliebe nach Adjektiven: *à plat ventre, déchirer à belles dents* usw. In den deutschen Übersetzungen haben wir versucht, den Hauptbegriff durch andere Beifügungen zu veranschaulichen (vgl. auch ital. *a pancia all'aria* neben *in panciolle*). Ein ausdrucksvolles Verbalsuffix findet sich in schweizerdt. *chneule, chnünle* „knien“ (vgl. auch schweizerdt. *güggele* für ital. *far capolino*). Schon die Wahl des entscheidenden Substantivs kann für den Vorstellungswert wichtig sein: *pancia* (*in panciolle*) ist ausdrucksvoller als das in der Toskana und anderswo für feiner geltende *ventre,* von dem denn auch eine entsprechende toskanische Ableitung fehlt. Bei afrz. *a bouchon,* ital. *bocconi* wird der Mund, in afrz. *a denz* (im selben Sinn) werden die Zähne und nicht das Gesicht genannt;

„ein unbildliches Wissen um die jeweils gemeinten Gegenstände wirksam ist“ (F. Kainz, *Psychologie der Sprache,* Bd. I, Stuttgart 1941, S. 128).

[1] *Op. cit.,* S. 217.

[2] Spitzer, der im adverbiellen *-one,* wie im span. *-illas,* ein „vergemütlichendes“ Suffix, eine „der persönlichen Stimmung entsprungene, also Luxus-Hinzufügung“ sieht, den Ursprung des Adverbialsuffixes „in der Freude körperlichen Behagens“ zu finden glaubt (*Das Suffix -one im Roman.,* S. 199 ff.), geht für das Italienische vom Augmentativ aus und übersetzt dementsprechend *a ginocchioni* mit „auf seinen Mordsknien“. Daß hier aber ebensowenig wie in der Westromania die begriffliche Modifikation (Vergrößerung oder Verkleinerung) im Vordergrund steht, sondern der Vorstellungs- und Gefühlsgehalt, hat Alonso (*op. cit.*) für das Spanische klar dargetan, und es ergibt sich für das Italienische (und Galloromanische) auch aus der Gleichwertigkeit von *-one* mit *-etto,* frz. *-on,* span. *-illas* usw. Als Augmentativ kann dagegen natürlich *a saltoni* neben *a salti* (cf. berg. *a haltú, a halć*) aufgefaßt werden.

der Kalabrese faßt in *attrippuni* „rücklings“ den Bauch und nicht den Rücken als Hauptmerkmal: Stets werden die Aspekte bzw. die Wörter vorgezogen, die die Phantasie anregen und mehr oder weniger deutliche bildhafte Vorstellungen hervorrufen.

Außer der verlebendigenden Kraft kommt dem Suffix auch ein besonderer Gefühlswert zu, geschieht doch die Hervorhebung, und besonders die bildliche Veranschaulichung des Bedeutungsgehaltes mehr vom Emotionalen als vom Intellekt her. Dazu gesellt sich oft ein drittes Element: der Willensausdruck. Mit Hilfe des Suffixes kann, gerade weil es den begrifflichen Gehalt deutlicher ins Bewußtsein hebt, die Wirkung auf den Gesprächspartner erhöht werden, wie Alonso an dem erwähnten Beispiel zeigt, wo der imperative Wert noch durch weitere „indirekte Ausdrucksmittel“ (Bally) – Intonation, „Staccato“ – verstärkt wird: *de-ro-di-lli-tas!* „auf den Knien, zu meinen Füßen will ich dich sehen!“ Auch diese aktive Funktion werden wir für das ältere Französische und Italienische aus dem modernen Spanischen erschließen dürfen.

Bei den von Verbalstamm oder Adjektiv abgeleiteten Formen der Kindersprache dagegen hat das Suffix nicht in erster Linie vorstellenden Wert, ist doch Verben und Adjektiven nicht ein so selbständiger Sinngehalt eigen wie konkreten Substantiven. Es kommt ihm bei diesen Formen überhaupt nicht bloß eine modifizierende (affektiv nuancierende, verlebendigende usw.) Funktion zu; vielmehr hat es eine primär wichtige grammatische Aufgabe (die es unter Umständen mit der Präposition teilt): Es transponiert das Verb oder Adjektiv in die Kategorie der Adverbien[1]. Dadurch wird seine modifizierende Kraft zwar nicht vollständig verdrängt; sie ist aber doch schwächer als etwa in *de rodillitas, à bouchon, grandicello* u. ä., wo neben dem suffigierten Wort eine suffixlose Kontrastform gleicher Grundbedeutung steht. Da für den unbefangenen Sprecher und insbesondere für das Kind aber die Wortarten weniger streng getrennt sind als für den reflektierenden Menschen, der transpositive Charakter des Suffixes also weniger deutlich hervortritt als für diesen, wird den deverbalen und deadjektivalen Formen im Bereich der gefühlsbetonten Sprache ursprünglich ein ähnlicher Wert eigen gewesen sein wie den mit affektivem Suffix versehenen Substantiven. Bei diesen ist das Suffix vor allem das Zeichen einer emotionalen Beziehung des Sprechenden (oder des Angesprochenen) zur benannten Sache, zugleich verleiht es aber auch seinen Gefühlen gegenüber dem Gesprächspartner Ausdruck[2]. Durch „kontagiöse Über-

[1] Zum Begriff der funktionellen Transposition vgl. Ch. Bally, *Ling. gén. et ling. franç.*, §§ 179 ff. Die Transposition von *cieco* zu *a ciechetta,* von *cacher* zu *en cachette* usw. geschieht nach den Regeln der sog. parasynthetischen Wortbildung.

[2] A. Alonso unterscheidet grundsätzlich die beiden Richtungen (zur Sache und zum Partner), die im Vokativ zusammenfallen können. Beispiele für „Diminutive“, die ein Gefühl gegenüber dem Angesprochenen ausdrücken, verzeichnet auch J. B. Hofmann. *Lat. Umgangssprache,* Heidelberg 1936², § 129.

tragung“ (J. B. Hofmann) in der Rede wie auch durch assoziative Beziehungen im sprachlichen System ging dann das Suffix vom Substantiv leicht auf andere Wortarten über und wurde in der Kinder- und Ammensprache zu einem um so häufigeren und beliebteren Element, als es den Sprechenden erlaubte, durch die Gestalt der Wörter – wie ja auch durch deren Auswahl, durch gewisse syntaktische Formen und durch die Lautung – ihre Sprache von der in der Erwachsenenwelt üblichen zu unterscheiden, eine eigentliche Sondersprache zu entwickeln. Diese Vorliebe für das affektive Suffix in der Kindersprache entspricht zugleich dem Bedürfnis, dem zwischenmenschlichen Verkehr in diesem Kreis einen ausgesprochen freundlichen, kosenden Ton zu geben[1], und nicht zuletzt erklärt sie sich aus dem in der Kinderwelt stets lebendigen Spieltrieb, der bald spontan, bald in der Absicht, sich den Normen der Erwachsenenwelt zu entziehen, sprachliche Formen und Laute sich zum Gegenstand wählt, wobei nicht selten ein rhythmisches Bedürfnis die Gestalt mitbestimmt (vgl. die französischen Spielnamen *cache-cachette, cachin-cachot, cache-mouchet*, ital. *zoppo zoppetto* u. a.). In diesem „Klima“ muß man sich das Hinüberwechseln der affektiven Suffixe von Substantiven (Bezeichnungen von Spielsachen u. a.) auf Adjektive und Verben (Ausdrücke für Bewegungsspiele) denken.

Im Unterschied zu diesen Formen liegt, wie wir glauben, der besondere Ausdruckswert des kindersprachlichen Typus *à chaton* ursprünglich vor allem in dem prägnant gefaßten veranschaulichenden Vergleich, dann aber auch in der Form des zum Vergleich benützten Tiernamens, der in der Regel entweder lautmalerisch ist (*gatagnao*) oder ein Suffix trägt, welchem die eben in der Kindersprache festgestellten affektischen, sozialen und spielerischen Züge eigen sind. Ohne im Hinblick auf die seltenen suffixlosen Formen wie *de chat* „auf allen Vieren“ ein sekundär dem Vergleich angefügtes *-on* ganz auszuschließen, werden wir hier dem Suffix nicht eine ursprünglich grammatische noch eine vorwiegend veranschaulichende Funktion zuweisen dürfen.

Beim Übergang von der Welt der Kinder in die der Erwachsenen, die – das sei noch einmal betont – in der Wirklichkeit nicht scharf voneinander zu trennen sind, erhalten die Bewegungs- und Stellungsbezeichnungen (wie auch andere typische Kinderwörter) nicht zuletzt dank dem Suffix und der besondern Bildungsart das, was Ch. Bally

[1] Wie das „Diminutiv“ einen gewissen Lebenskreis, dessen Glieder auch andere Formen des sozialen Verhaltens gemein haben, charakterisieren kann, zeigt Alonso (*Op. cit.*, S. 215 f.) am Beispiel der ländlichen, dialektalen Redeweise, der es, ebenso wie der Kindersprache, im Verband mit andern Ausdrucksmitteln, eine bestimmte Tonart zu geben vermag. Spitzer würde in den beiden Fällen von „Satzdiminutiven“ oder auch „impressionistischen Diminutiven“ sprechen (vgl. *Das Suffix -one im Romanischen*, S. 201 f.), ein Begriff, der allerdings weiter gefaßt ist, auch die bewußt künstlerische oder künstliche Verwendung des „intonierenden“ Suffixes (wie sie einerseits bei Catull, Ronsard u. a., anderseits in den Volksliedern erscheint) mit einschließt.

une valeur évocatrice nennt [1], einen den Kreis ihrer Herkunft mit den dazu gehörigen Vorstellungen und Gefühlen evozierenden Wert, ohne daß sie deswegen die ihnen in der Kindersprache eigene Kraft notwendigerweise einbüßen. Zugleich wird aber durch den Übergang in die rationalere Gemeinsprache die Objektivierung gefördert. Die ursprünglich anschaulichen, gefühlsbeladenen, dank ihrer Form und ihrem Gehalt wirkungsvollen Bezeichnungen von Bewegungen und Stellungen werden immer mehr zu sachlichen Ausdrücken der Art und Weise; das Suffix verliert in dem Maß seine vielfältig schillernde Natur, wird immer ausschließlicher zum grammatischen Werkzeug.

Wenn es uns mit diesen Darlegungen gelungen sein sollte, den Leser von der Verschiedenheit der kindersprachlichen und der erwachsensprachlichen Formen auch hinsichtlich des Suffixes zu überzeugen, so haben unsere Erörterungen anderseits gerade auch das den beiden Strängen Gemeinsame erneut betont: Hier wie dort ist bei der Entstehung der Adverbien der Affekt in hervorragendem Maße beteiligt, und auch die Aufnahme der kindersprachlichen Formen in die Welt der Erwachsenen wäre ohne ein elementares Bedürfnis der letztern nach expressiven Wörtern – und in dem besondern Fall nach expressiven Adverbien – nicht denkbar gewesen. Das „affektive Grundklima" der beiden Welten hat die Bildung ähnlicher Wörter in den zwei Lebenskreisen und die Vermischung der Formen verschiedener Herkunft in der Sprache der Erwachsenen erst ermöglicht. Die Tendenz zum sachlichen Ausdruck und zur Bildung begrifflich-formaler Wortgruppen hat später zur vollständigen Grammatikalisierung geführt.

Aus dem Dargelegten wird nun auch klar, warum das Suffix *-one*, das in Italien heute vorwiegend augmentativ ist [2], in Frankreich aber

---

[1] *Traité de stylistique* I, S. 203 ff. – Alonso, der im genannten Aufsatz die Kindersprache nicht behandelt, spricht von *poder evocador* (S. 223) nur hinsichtlich der Regionen: die affektiven Suffixe gehören in Spanien zu den auffallendsten Kennzeichen des sprachlichen Regionalismus.

[2] In manchen ital. Mundarten finden sich Reste einer diminuierenden Bedeutung von *-one*. Noch durchaus lebendig ist sie bekanntlich im Korsischen. Beispiele aus verschiedenen Gegenden verzeichnet Wartburg, ZrPh. 43, 1923, S. 113. Hier noch einige weitere Hinweise: Für Oberitalien vergleiche man AIS VII 1270 *torsolo;* für den Süden AIS VII 1405 *falce messoria,* ferner kal. *prattuni* (= '*leprattone*') „leprotto" (Rohlfs); weitere Namen von Jungtieren auf *-one* stehen AIS VI 1097 und 1120 am Rand; siz. '*petrone*' „der obere, kleine Reibstein" neben *chianga* „unterer, großer Reibstein" (Mitteilung von K. Jaberg aus den unveröffentlichten Materialien des AIS) usw. Auch in der ältern Schriftsprache war dem Suffix nicht die Kraft eigen, das Grundwort so eindeutig wie heute begrifflich zu modifizieren. In zahlreichen Beispielen scheint der Gefühls- und Vorstellungswert vorzuherrschen. Vgl. etwa *scheggione* Inf. 21, 89 (neben *scheggio* Inf. 21, 60), *stomacone, catenone, bancone, scottone* bei Jacopone, ed. Ferri-Caramella, Scritt. d'Italia, Nr. 55, u. a. Verkleinernd wirkt es in aital. *lancione* „Pfeil" und vermutlich in *cestone* „Korb" (Synonym von *canestrello* bei Jacopone Nr. 55, v. 16 f.; vgl. dazu AIS VIII 1489, P. 567 '*cestone*' neben dem umbr.-march. '*canestrello*'). Für einen verächtlichen Wert von *-one* zeugt die Vita Jacopones von G. B. Modio (Ed. romana 1548): *et lasciando di chiamarlo M. Jacopo*

als Diminutivsuffix gilt, in beiden Ländern die gleiche grammatische Funktion versehen und dabei auch von ital. *-ino, -etto, -ello,* franz. *-et, -ot* vertreten werden kann. Die Grundbedeutung all dieser Suffixe (wie auch von span. *-ito, -illo,* rum. *-iș* u. a.) ist eben – wenigstens soweit es unsere Bewegungs- und Stellungsbezeichnungen betrifft – weder Verkleinerung noch Vergrößerung. Sie dienen überhaupt nicht der begrifflichen Modifikation des Grundwortes, sondern sind zunächst das sprachliche Korrelat einer besondern Art, die Wirklichkeit zu schauen und zu empfinden. Sie dienen dem Ausdruck der mit einer Sache verbundenen Gefühle und tragen zur Verlebendigung der bildlichen Vorstellung bei. Erst sekundär wird sich daraus ihr „aktiver" Wert entwickelt haben[1].

. . . *incominciorno per dispregio à chiamarlo Jacopone.* Vgl. auch Tassoni, *Secchia rapita* 2, 7:

Era capo di banca un Rarabone
Dal Tasso, arridottor cavato a sorte.
Per soprannome gli dicean Tassone,
Perch'era grosso e avea le gambe corte.

Aufschlußreich für die Funktion des Suffixes bei Personennamen ist ferner AIS I 85 *Pietro*: In P. 420 gilt *padróŋ* als grob neben dem neutralen *pedər* (dagegen P. 439 ist *piróŋ* Augmentativ). Der Gewährsmann von P. 424 versieht überhaupt alle in Bd. I publizierten Namen mit *-one* (mit Ausrufezeichen bei *batistóŋ* I 82). Die begrifflich eindeutig modifizierende, augmentative Funktion hat sich in der Schriftsprache in historischer Zeit, im deutlichen Gegensatz zu dimin. *-ino,* herausgebildet.

[1] Damit soll über den ursprünglichen Sinn der affektiven Suffixe, deren Entstehungsgeschichte wir ja nur in seltenen Fällen (z. B. *-inus*) mit einiger Sicherheit rekonstruieren können, nichts gesagt sein. Ob am Anfang der verkleinernde Sinn oder eher der individualisierende, affektive Wert stand, wird sich in den meisten Fällen nicht entscheiden lassen, da die schriftlichen Dokumente nur spärliche und meist relativ späte Zeugnisse der ungezwungenen Volkssprache überliefern. Die verschiedenen Versuche, die Bedeutungsentwicklung der affektiven Suffixe zu rekonstruieren (Spitzer, *Das Suffix -one im Rom.,* S. 186 nimmt z. B. für *-one* die Reihenfolge individualisierend → augmentativ → depretiativ → diminutiv an; Wartburg, ZrPh. 43, 1923, S. 113 dagegen individualisierend → depretiativ und von da einerseits augmentativ, anderseits diminutiv), tragen der Tatsache zu wenig Rechnung, daß ihr Wert und Sinn weitgehend durch das Grundwort, den Umtext, die Intonation, überhaupt durch die ganze Sprechsituation bestimmt werden, so daß die individualisierende, die Vorstellung verlebendigende Kraft des Suffixes hier zur verkleinernden, dort zur vergrößernden Bedeutung und an einer andern Stelle zur Herabminderung führen konnte, ohne daß man sagen könnte, das Suffix habe zu einer bestimmten Zeit nur die eine oder andere Bedeutung gehabt. Ein vom Grundwort und Umtext ablösbarer, logisch eindeutig faßbarer Bedeutungsgehalt ist ihm überhaupt nie eigen, ja es besitzt, abgesehen von den Fällen, wo es das Grundwort transponiert (vgl. S. 27, Anm. 1), nicht einmal die den andern lebendigen Suffixen eigene Funktion, verschiedenartige Grundbegriffe in konstanter Weise zu verändern (vgl. K. Jaberg, ASNS 114, 1905, S. 459). Das affektive Suffix unterscheidet sich dadurch grundsätzlich von einem Suffix wie ital. *-eto,* das in Verbindung mit irgend einem Stamm stets eine Gesamtheit von Individuen einer bestimmten Art (*donneto*) bzw. den Ort, an dem diese sich befinden (*giuncheto*), kennzeichnet. Abgesehen von den durch ihre Zahl gewährleisteten Nuancierungsmöglichkeiten ist der Sinn der affektiven Suffixe nicht wesentlich verschie-

Die Weiterentwicklung des Adverbialtypus in der französischen und italienischen Schriftsprache

Wenn die Entstehungsbedingungen unseres Adverbialtypus, soweit wir sie durch Rückschlüsse überhaupt erfassen können, in den beiden Sprachen sozusagen dieselben sind, lassen sich anderseits bei der Weiterentwicklung auf Grund der Wörterbücher beträchtliche Unterschiede zwischen der französischen und der italienischen Schriftsprache feststellen. Die französischen Formen, die schon im Mittelalter geringer an Zahl waren als die italienischen (ich zähle im Altfranzösischen vierzehn Adverbien auf *-on* neben drei auf *-ette*, einem auf *-in* und einem nicht ganz durchsichtigen *a caleforchies*), nehmen nach dem 16. Jahrhundert, wo sie – offensichtlich unter italienischem Einfluß – sich einer gewissen Beliebtheit erfreuten [1], rasch ab. Erhalten bleiben nur *à califourchon* und die drei deverbalen Formen *à croupeton, à reculons* und *à tâtons*, die nicht so leicht zu ersetzen sind wie die als überflüssig betrachteten denominalen Bildungen (*à bouchon, à genouillons* usw.), an deren Stelle suffixlose Ausdrücke (*à genoux*) treten konnten. Die relativ kleine Gruppe der Adverbien auf *-on* hat denn auch die wenigen Formen auf *-ette* (*en cachette, à l'aveuglette*) nicht zu attrahieren vermocht. Der Verlust alter Formen und die fast völlige morphologische Isolierung der bis heute erhaltenen entspricht der analytischen Tendenz des Neufranzösischen, das morphologische Elemente immer mehr durch lexikalische zu ersetzen bestrebt ist (*à plat ventre* für afrz. *a ventrillons*) [2].

Im Italienischen dagegen, wo die affektiven Suffixe in der spontanen Rede des Volkes wie in der fein abgewogenen, traditionell gebundenen Kunstsprache ein beliebtes und häufiges Ausdrucksmittel sind, fügten sich die Adverbien auf *-one*, wie auch die auf *-etto, -ino* usw., gut in das morphologische System ein. Das Überwiegen der Adverbialformen auf *-one*, das in der Schriftsprache und in den meisten Mundarten in merkwürdigem Gegensatz zu seinem fast völligen Fehlen bei den deverbalen und deadjektivalen Spielnamen steht, wäre kaum erklärlich, wenn *-one* nicht stets ein so lebenskräftiges, zu verschiedenen Ableitungen verwendbares Suffix gewesen und bis in die neueste Zeit

---

den von dem gewisser Kraftwörter, wie etwa schweizerdt. *Keib* (ursprünglich „Aas" oder „zehrende Seuche", vgl. Kluge, *Etym. Wb.*[16], s. v., und *Schweiz. Idiot.* 3, 103), das in bestimmten sozialen Schichten den Wert eines groben Scheltwortes verloren hat und zur Hervorhebung des Begriffes sozusagen zu jedem Substantiv oder Adjektiv treten kann, wobei der Zusammenhang und die Intonation eine feinere Nuancierung (bewunderndes Lob, Verachtung, Tadel usw.) ermöglichen. Wie das affektive Suffix kann auch das attributiv gebrauchte Kraftwort (das sozusagen zum Präfix wird) eine soziale Funktion haben, indem es den in einem bestimmten Lebenskreis üblichen Ton mitbestimmen hilft (vgl. S. 28, Anm. 1).

[1] Unter den Beispielen, die Huguet in den ersten Bänden seines Wörterbuches für das 16. Jahrhundert aufzeichnet, finden sich s. *bouchon* und *chevauchons* mehrere aus Übersetzungen italienischer Texte.

[2] Zur analytischen Tendenz des Nfrz. vgl. Ch. Bally, *Ling. gén. et ling. franç.*, besonders §§ 213 ff. und 308 ff.

geblieben wäre. Es dient ja nicht nur der subjektiven Nuancierung von Substantiven (seltener von Adjektiven), sondern kennzeichnet auch Nomina actionis und Nomina agentis [1]. So konnten einerseits Abstrakta mit primär transponierendem oder sekundär modifizierendem *-one* die Gruppe der Adverbien bereichern: *barcollone, ruzzolone* sind zugleich Adverbien und Verbalabstrakta (ersteres auch Nomen agentis); *a capitomboloni, a saltelloni* stehen neben *a capitomboli, a saltelli.* Anderseits erlaubte die im Italienischen zwar nicht unbeschränkte, aber weitgehende Möglichkeit, ein substantivisches oder adjektivisches Prädikativ ohne Präposition mit einem Verb der Bewegung zu verbinden, – eine Eigenheit, die dem Französischen fast ganz fehlt [2] – immer wieder neue Nomina agentis auf *-one* und andere Personenbezeichnungen wie auch Adjektive mit sekundärem Suffix einem Verb zuzugesellen und, da das Prädikativ oft mehr die Handlung als die handelnde Person charakterisiert, so die Zahl der Bewegungs- und Stellungsadverbien zu vermehren. Unter den Neubildungen der Renaissance und der spätern Jahrhunderte sind gerade die ursprünglich prädikativen Formen häufig; nicht vor dem 16. Jahrhundert lassen sich folgende deverbale Adverbien, die zugleich Nomina agentis sind, belegen: *borbottone, bighellone, ciondolone, frugone, giostrone, girandolone, meriggione*; ferner die denominalen Formen (mit sekundärem Suffix): *balordone, cheton chetoni, gobbone* oder *gobbon gobboni, quattone* oder *quatton quattoni.* Daß es sich hier tatsächlich um ursprüngliche Prädikative handelt, geht klar daraus hervor, daß diese Formen (wie auch die älteren *gir bizocone* „betteln gehen" (Jacopone), *cadere rivescione, andar brancicone* u. a.) seit den frühesten Belegen meist ohne Präposition stehen – bei *bizocone, gobbone, rivescione, quattone* fehlen mir literarische Beispiele mit Präposition überhaupt –, wogegen die ursprünglich adverbiellen Ausdrücke zwar früh unter dem Einfluß jener allein stehen können, aber ebenso oft mit *a, in* oder *su* auftreten [3]. So finden wir in den ersten Jahrhunderten nebeneinander:

---

[1] Für die Beliebtheit der Ableitungen auf *-one* im Altitalienischen zeugen die Gedichte Jacopones, die in merkwürdiger Art volkstümliche Sprechweise mit Elementen der hohen Kunstpoesie verbinden. Verhältnismäßig selten sind dagegen Ableitungen auf *-on* in den Assonanzen und Reimen der altfranzösischen Epik.

[2] Dem ital. *andar zoppo, andar mendico* hat das Französische auch in der frühern Zeit kein **aller clop(in)*, **aller mendis* an die Seite zu stellen. Es zieht in der Regel das Part. Präs. vor. Ausnahmen bilden die zweigliedrigen Formen lautmalerischen oder lautsymbolischen Ursprungs, wie *aller clopin clopant*, westschweiz. *alè bœrsin bœrsa* (= '*-in -et*') „hinken" (GPSR), die sich – wie (*marcher*) *bras dessus bras dessous*, (*tomber*) *la tête la première* u. ä. – als syntaktisch ursprünglich koordinierte Einschübe erklären. Die adv. Verwendung gewisser Adjektive (*parler bas* usw.) kommt dem prädikativen Gebrauch oft nahe (*aller lent*), hat seinen Ursprung aber nicht hier (vgl. W. Heise, *Zur hist. Syntax des adverbial gebrauchten Adjektivs im Franz.*, Diss. Göttingen 1911). Als bewußte Anlehnung an die lat. Syntax erklären sich die im 16. Jahrhundert nicht seltenen Konstruktionen vom Typus *ils combattent obstinez* (Du Bellay).

[3] In den außertoskanischen Mundarten sind präpositionslose Formen

in ginocchioni (Boccaccio, Sacchetti)	*steano ginocchioni* (Testi fior. del Dugento 59, 29)
in çinogion (Barsegapé)	*viene ginocchione* (Tristano ricc.)
en çinocluni (Giac. Veronese)	
su boccone (Fiore)	*cadde boccone* (Boccaccio)
a buchuni (Dialagu de Sanctu Gregoriu)	*gir boccone* (Fiore)
in piattone „mit der flachen Seite (des Schwertes)" (Tavola ritonda, Tom.)	*fedio Gheddin nel capo piattone dela spada* (Tristano ricc.)
del piattone id. (ib.)	

usw.

Die vielfältigen Ableitungsmöglichkeiten waren eine gute Grundlage für analogische Neuschöpfungen. Auch zwischen Adverb und Partizipialformen (*andar barcolloni – andar barcollando, andar aione – andar aiato, star accoccoloni – star accoccolato* usw.) ergaben sich assoziative Beziehungen, die weitere Formen nach sich zogen. Dank dieser Produktivität des Suffixes hat die Schriftsprache im Laufe der Jahrhunderte über siebzig Adverbien auf *-one, -oni* hervorgebracht, denen die Mundarten unzählige weitere Formen an die Seite zu stellen haben[1]. Daß heute von den schriftsprachlichen Wörterbüchern fast alle Adverbien mit den beiden Endungen *-one* und *-oni* verzeichnet werden, erklärt sich aus der seit den ältesten Texten zu beobachtenden gegenseitigen analogischen Beeinflussung der ursprünglichen Singular- und Pluralformen. Für die Ursprungszeit muß eine klare Scheidung zwischen *-oni* (etwa *in ginocchioni, caddero rovescioni*) und *-one* (*su boccone, va gobbone*) angenommen werden. Die Formen auf *-oni* sind vermutlich früh mit den andern Adverbien auf *-i*, wie *avanti, fuori, lungi, tardi* usw., assoziativ verknüpft worden, was ihrer Verbreitung förderlich war.

Daß unter den Spielnamen *-etto, -ino* und *-ello* häufiger sind als *-one*, mag z. T. im lautsymbolischen Wert der hellen Vokale bedingt sein. Der tiefere Grund liegt aber vermutlich anderswo: In vorliterarischer Zeit war bei den kindersprachlichen Formen Frankreichs und Italiens *-on-* offenbar ebenso häufig wie die andern Suffixe. Dafür sprechen neben prov. *cacho-cachoun* „Versteckspiel", berg. *zöga a caalù* und man-

höchst selten. Als ursprüngliches Prädikativ wird man *fureticce* in abruzz. *va fureticce* (auch *va fure fure*) „er geht heimlich, verstohlen" zu betrachten haben.

[1] Die schriftsprachlichen Formen verzeichnet Pieri, *op. cit.*, S. 230 f., fast vollständig. Die Entfaltung des Typus in den Mundarten dürfte weitgehend unter dem Einfluß der Schriftsprache gestanden haben. Ein eigenständiger, relativ isolierter Dialekt wie das Abruzzesische hat denn auch – aus einer flüchtigen Durchsicht der Wörterbücher zu schließen – bedeutend weniger Adv. auf *-one* als etwa das Toskanische oder das Venezianische, dagegen kennt das Abruzzesische andere Formen, wie *a llecchette* „come va, a modo, per bene", *a cavaciulle* „rittlings (auf den Schultern)", *a ciuppe ciuppine* „hinkend" usw.

chen ähnlichen Spielnamen vor allem die sicher der Kinderstube entstammenden Adverbien *à chaton, gattoni,* com. *a ranon* usw. Als *-on-* dann der Grammatikalisierung zustrebte und dadurch immer mehr seinen ursprünglichen Ausdruckswert verlor, griff die Kindersprache in zunehmendem Maß nach den ihren Bedürfnissen besser entsprechenden, weil eben nicht grammatikalisierten Suffixen mit *e* und *i*. In der italienischen Schriftsprache sind nur wenige adverbielle Ausdrücke (wie *a braccetto*) der Attraktionskraft von *-one* entgangen [1]. Die Häufigkeit der Adverbien auf *-oni*, die in der literarischen Sprache besonders seit der Spätrenaissance und dem Barock auffällt, hat in jüngerer Zeit einer Reaktion gerufen: heute werden sie in der gepflegten Prosa möglichst gemieden, und wo sie auftreten, nehmen sie sich – nach der Aussage italienischer Gewährsleute – leicht als betont literarische Formen aus. Die Frage, wie weit dafür der französische Einfluß, der ja seit dem 18. Jahrhundert in zunehmendem Maß die Entwicklung der italienischen Schriftsprache mitbestimmt, verantwortlich sei, mag hier offen bleiben. Jedenfalls war ihnen die latinisierende Tendenz schon in den ersten Jahrhunderten feind. In den hohen Gattungen gebundener wie prosaischer Form fehlen sie von jeher fast ganz. Wo ein dem lateinischen Stilempfinden besser entsprechendes Adverb zur Verfügung stand, wurde es von den klassizistischen Autoren dem Ausdruck mit affektivem Suffix in der Regel vorgezogen. Manches Adverb auf *-oni* verdankt die Schriftsprache einzig den burlesken und den bewußt sich an den Volksgebrauch anlehnenden Dichtern.

Endlich ist noch auf eine Tendenz hinzuweisen, welche die Entwicklung in beiden Sprachgebieten kennzeichnet, die Neigung unserer Adverbien nämlich (die ihnen übrigens mit andern Adverbien gemein ist; vgl. aital. *alla 'ndreto* u. ä.), nach dem Vorbild der zahllosen mit *à la* bzw. *alla* eingeleiteten adverbiellen Wendungen den femininen Artikel anzunehmen. Sie macht sich vor allem bei den weiblich auslautenden Formen bemerkbar: frz. *à l'aveuglette* neben älterem *a veuglettes, à la reculette* neben *à reculette, à la cachette* neben *à cachette, à la cache-cache* neben *à cache-cache*; prov. *à la brasseto*; ital. *alla chetichella* neben *a chetichella*; erfaßt aber, wenngleich in geringerem Maße, auch die Ableitungen auf *-on-*: frz. *à la reculons*; ital. *alla spezzona* (zu dem allerdings ein älteres **a spezzoni* nicht belegt ist) [2].

Zusammenfassend stellen wir fest, daß in Italien einerseits die Vitalität und die verschiedenartige Verwendbarkeit des Suffixes und anderseits eine syntaktische Eigenheit die Gruppe der Adverbien auf

[1] Seinen ursprünglichen, die Vorstellung verlebendigenden Wert hat das Suffix dagegen bewahrt in Ausdrücken wie *far capolino, dare il gambetto* u. ä., die sich nicht zu einer begrifflich-formalen Gruppe zusammengeschlossen haben und bei denen es denn auch nicht zur Vereinheitlichung des Suffixes gekommen ist.

[2] Nicht zu unserem Adverbialtypus gehört *alla carlona*, ursprünglich „nach Art Karls des Großen". Vgl. B. Migliorini, *Dal nome proprio al nome comune*, Bibl. Arch. Rom. II/13, Genève 1927, S. 160, und M. Ferrara, Lingua Nostra 9, 1948, S. 74.

-one, -oni bereichert, konsolidiert und sie zu einem wichtigen Bestandteil des Formensystems hat werden lassen, während in Frankreich, wo diese Voraussetzungen fehlten und die analytische Tendenz der Sprache einem neuen Adverbtyp mit Suffix ohnehin nicht günstig war, die Entwicklung auf halbem Wege stehen blieb, so daß heute die wenigen Adverbien mit affektivem Suffix morphologisch isolierte Elemente des Wortschatzes sind.

Ausblick auf die übrigen romanischen Sprachen

Zum Schluß werfen wir einen Blick auf die andern romanischen Sprachen. Am nächsten steht dem Italienischen und Galloromanischen das Rumänische, wo die Adverbien auf *-iş* einen ähnlichen Bedeutungskreis umfassen wie die besprochenen auf *-on-*[1]:

vintriş „bäuchlings“ („culcat cu pântecele împrejurul focului“)
pituliş, pitiş, furiş (auch: *in-, pe-*) „verstohlen, heimlich“
orbiş „blindlings“
chiorîş, chiondorîş „schielend, scheel, blindlings“
tîrîş-grăpiş „hinkend, mit schwerer Not“

Eine auffallende, außerordentliche Richtung bezeichnen:

curmeziş, hortiş, cruciş „querüber, in die Quere“
cordiş, ponciş, pieziş „schief“
haitiş „krumm“
cotiş „zickzack“
horţiş, costiş „steil“

Ferner gehören in die Gruppe:

făţiş „gerade heraus, unverhohlen“ (vielleicht eine Gegensatzbildung zu *pituliş, furiş*)
frunţiş „mit erhobener Stirn, mutig“
buziş „von vorn“
lăţiş „breit“
codriş „gefräßig“
brăţiş „Mann gegen Mann“

und einige andere.

Ohne auf die Frage ihrer Genese näher einzutreten, werden wir annehmen dürfen, daß die adverbielle Funktion des Suffixes auch hier aus dem affektiv-nuancierenden, veranschaulichenden Wert hervorgegangen sei; *-iş* hat heute noch gelegentlich verkleinernden Sinn (*căcăţiş* „Kleinigkeit“, *ghemiş* „Däumling“ u. a.) und findet sich in Formen mit zusammengesetzten Diminutivsuffixen (*morişcă, domnişor,*

---

[1] Vgl. S. Puşcariu, *Die rum. Diminutivsuffixe,* Diss. Leipzig 1899, besonders § 163; G. Pascu, *Sufixele româneşti,* Bukarest 1916, S. 356. Ein Hinweis findet sich schon bei Diez, *Rom. Gram.* II[1], p. 379, fehlt aber bei Meyer-Lübke.

blidișel usw.) wieder. Ob aber die Adverbgruppe ursprünglich aus Adjektiven mit affektivem Suffix entstanden sei (vgl. *chioriș* zu *chior* „einäugig", *orbiș* zu *orb* „blind" usw., wie *încetinel* Adverb „sachte, langsam" zu *încet* Adjektiv und Adverb „langsam") oder ob sie ihren Ursprung bei den Substantiven mit affektivem Suffix habe (*fățiș* von *față* „Gesicht", *buziș* von *buză* „Lippe", *cruciș* von *cruce* „Kreuz" usw.), wobei von syntaktischen Verbindungen auszugehen wäre, in denen dem Substantiv adverbielle Funktion zukommt (wie *doarme lemn* „er schläft [wie ein] Stock", *am strâns copiii roată* „ich habe die Kinder in einem Kreis [eigentlich: Rad] versammelt")[1], die Frage mag hier offen bleiben. Die deverbalen Formen (*pituliș* von *pitula* „sich verstecken", *furiș* von *fura* „stehlen") dürften jedenfalls jünger sein.

Ganz vereinzelt treten andere affektive Suffixe bei Adverbien ähnlicher Bedeutung auf: außer *-el* in *încetinel* wäre zu erwähnen *-et* in *la brațet* „Arm in Arm" (entsprechend ital. *a braccetto*), und *-uș* in *tupiluș* „verstohlen". Die letztgenannte Form wird nicht zu trennen sein von den Kinderspielnamen auf *-uș* wie *ineluș-învîrtecuș* und *de-a ulcelușele*.

Das Spanische hat insofern eine Sonderstellung, als hier sehr viele, ja beinahe alle adverbiellen Wendungen ein affektives Suffix annehmen können. Ableitungen wie *de prisita, en seguidita, ahorita mismo, por lo bajito* usw. sind durchaus geläufig[2], wogegen das Italienische und das Französische nur wenige Formen dieser Art kennen (*pian pianino, benino, benone*; afrz. *soavet* usw.). Die Bewegungs- und Stellungsadverbien bilden also nicht eine so deutlich abgegrenzte, einheitliche Gruppe wie im Galloromanischen und im Italienischen. Formen wie *de rodillitas* (neben *de rodillas*) „kniend", *en volandillas* (neben *en volandas*) „fliegend", *a escondidillas* (neben *a escondidas*) „heimlich", *a horcajadillas* (neben *a horcajadas*) „rittlings", *a cieguitas* (neben *a ciegas*) „blindlings" lassen sich nicht scharf trennen von *de prisita* (neben *de prisa*), *a solitas* (neben *a solas*) usw. Sie sind ebenso wenig grammatikalisiert wie die letztern; in beiden dient das Suffix zur individuellen Nuancierung der Rede, ist also hier wie dort ein stilistisches Element. Von diesen Ausdrücken können aber jene geschieden werden, deren adverbielle Funktion an das Suffix gebunden ist, wie *de bracete, a pie juntillas, a hurtadillas, a reculones* usw. Sie gehören einem Bedeutungsbereich an, der demjenigen der französischen und italienischen Adverbien auf *-on-* ähnlich sieht, wenn er sich auch nicht mit ihm deckt:

---

[1] Vgl. S. Pop, *Grammaire roumaine,* Berne 1948, S. 317 und 413.

[2] Vgl. W. Beinhauer, *Span. Umgangssprache,* Berlin 1930, S. 162, der jedoch unrichtigerweise von einem „superlativischen Sinn", einer „Verstärkung" spricht; viel nuancierter dagegen A. Alonso, *op. cit.,* passim (und vorher schon in seiner *Lingüística de los diminutivos,* Humanidades 21, 1930, S. 35–41). – Die folgenden mundartlichen Beispiele stammen, soweit ich sie nicht der persönlichen Mitteilung von Lektor Eugenio de Nora verdanke, aus García Soriano, *Voc. del dialecto murciano,* Madrid 1932, und B. Acevedo y Huelves-M. Fernández y Fernández, *Voc. del Bable de occidente,* Madrid 1932.

rückwärts (*a reculones*), heimlich (*a hurtadillas*), tastend (leon. *a tentadillas,* murcian. *a tentarujas*), blindlings (*a cegarritas*), kauernd (*en cuclillas*), auf den Schultern oder dem Rücken reitend bzw. tragend (astur. *ir en garabitolas,* murcian. *a cucurumillo, a coscaletas,* ovied. *al recostin*), quer auf dem Sattel sitzend (*a sentadillas*), Arm in Arm (*de bracete,* murcian. *del bracillete*), mit geschlossenen Füßen (*a pie juntillas*), auf den Zehenspitzen (*de puntillas*), strauchelnd (*a trompicones*), stoßweise (*a empujones*), rollend oder sich wälzend (astur. *al rebollón*). Nicht weit von diesem Bedeutungskreis entfernen wir uns mit folgenden mundartlichen Formen: astur. *a carón* „oberflächlich (rasierend)", murcian. *beber a morrete* „mit den Lippen am Krug trinken" und im Gegensatz dazu *beber a cañete* „vom Strahl trinken" (= ital. *bere a garganella*). Dagegen liegen semantisch schon etwas ferner Wörter wie: *de mentirijillas* oder *de mentirillas* „zum Scherz"; *a meaditas* und *a cagarritas* oder *a cagaditas* (zu *mear* und *cagar*), die neben dem eigentlichen iterativen Sinn (*mear a meaditas*) im familiären Sprachgebrauch mit einer ironischen Nuance auch übertragen verwendet werden und dann soviel heißen wie „nach und nach, in kleinen Etappen".

Auch die spanischen Adverbien zeigen in begrifflicher wie in formaler Hinsicht eine deutliche Beziehung zur Kinderwelt. Besonders augenfällig ist das bei den Ableitungen von *mear* und *cagar*. Aber auch die metaphorische Verwendung eines lautmalerischen Tiernamens, wie *en cuclillas,* murcian. *en cuquillas,* deutet in dieser Richtung. Das Versteckspiel bezeichnet astur. *escondidella*. Eine eingehende Erforschung der Mundarten würde zweifellos noch weitere adverbielle Ausdrücke aus diesem Bereich zutage fördern. All die Wendungen sind aber weit davon entfernt, eine begrifflich-formale Gruppe zu bilden. Die Schriftsprache allein verwendet nicht weniger als vier Suffixe: *-ete, -ones, -itas* und *-illas,* unter denen das letztere zwar am häufigsten ist, aber längst nicht so eindeutig dominiert wie ital. *-one*. Die Mundarten kennen weitere Endungen wie *-olas, -ujas, -etas* usw. Eine Voraussetzung zur Schaffung eines neuen Adverbialtypus war also vorhanden, nämlich der morphologische Reichtum und die schöpferische Lebendigkeit, die immer wieder neue Ableitungen hervorbringt. Merkwürdigerweise führte aber das mit der Reconquista Hand in Hand gehende Vordringen des Kastilischen nicht zu der Einheit, die Italien hinsichtlich der Adverbien auf *-oni* schon in früh- oder gar vorliterarischer Zeit erlangt hat (vgl. altobital. *in çinogion,* altsiz. *a buchuni* neben den entsprechenden alttoskan. Formen). Die affektiven Suffixe des Spanischen zeichnen sich ja auch außerhalb des Gebietes der Adverbien durch ihre von Gegend zu Gegend wechselnde Vielfalt aus. Das spanische Regionalbewußtsein, das trotz den verhältnismäßig geringen dialektalen Unterschieden sehr lebendig ist, scheint in diesen dem familiären Gebrauch eigenen Elementen eine passende sprachliche Form gefunden zu haben[1]. Und vielleicht hat – abgesehen von den syntaktischen und morphologischen Be-

---

[1] Alonso, *op. cit.,* S. 223.

dingungen – gerade die unermüdliche Schöpferkraft, mit der der Spanier das Ausdruckssystem seiner Sprache immer wieder neu gestaltet, die Grammatikalisierung verhindert.

So wenig wie im Spanischen hat sich im Portugiesischen oder im Katalanischen eine geschlossene Gruppe gebildet, obwohl im Westen wie im Osten der Pyrenäenhalbinsel Stellungs- und Bewegungsadverbien mit affektivem Suffix vorkommen. Von der Mannigfaltigkeit der Formen mögen folgende Beispiele zeugen[1]:

port. *ás cavallinhas, ás cavalleiras* „rittlings" (vgl. *levar alg. ás cavallinhas* oder *ás cabritas* „huckepack tragen")
port. *ás apalpadellas* „blindlings"
port. *de gatinhas* „auf allen Vieren"
kat. *de genollons* „auf den Knien"
kat. *de puntetes* „auf den Zehenspitzen"
kat. *de gairell* „schief"
kat. *a gatameus* „auf allen Vieren" (wo das zweite Element lautmalerisch ist)

usw.

Obwohl auch das Rätoromanische an affektiven Suffixen reich ist und leicht Ableitungen mit verkleinerndem, vergrößerndem oder herabminderndem Sinn bildet, sind ihm Adverbialbildungen wie auch Spielnamen unseres Typus fast ganz fremd[2]. Die wenigen Formen des Friulanischen und Zentralladinischen lassen sich fast alle auch im Italienischen finden und werden als Entlehnungen zu betrachten sein; ich verzichte darauf, die Verbreitung genau festzustellen, und begnüge mich mit einigen Hinweisen:

friul. *a brazzèt* „Arm in Arm" = ital. *a braccetto*
friul. *a cavalot* „rittlings" = ven. *a cavaloto*
grödn. *a ciavalon* id. (nach Lardschneider jetzt meist *a ciaval*) = lomb. *a cavalon*
friul. *a cufulòn* „kauernd" = bellun. vicent. *a cufolon* (Nazari, Pajello)
friul. *a pindolòn, a pendolòn* „hängend" = ven. *a pindolòn, a pendolòn*
friul. *a torzeòn* „planlos" = bellun. vicent. *a torzion* (Nazari, Pajello)
friul. *in scundòn* „heimlich" (mit Varianten), grödn. ('*n*) *askundòn* id. = ven. *in scondòn*
friul. *a tastòn* „tastend" = ven. *a tastòn*, ital. *a tastoni*

---

[1] Die portugiesischen Formen entnehmen wir dem Wörterbuch von Michaelis; die katalanischen stammen aus Grieras *Tresor* und aus der *Kat. Grammatik* von J. Huber.

[2] Für das Bündnerromanische wurden außer dem *Dicziunari rumantsch grischun* (DRG) und dem AIS die Wörterbücher von Pallioppi, Vieli und Bezzola-Tönjachen herangezogen; für das Zentralladinische das *Wörterbuch der Grödner Mundart* von Lardschneider; für das Friulanische der *Nuovo Pirona*.

friul. *zujâ di San Pieri in caregòn* oder *in ciadree* „andar o portar a predellucce" = ven. *zogar a S. Piero in caregheta,* mail. *portà a cadreghin*

Friul. *in scrufujòn, in (s)crufujùt* „kauernd" gehört offensichtlich zu *scrufola* „Hündchen" (Kinderwort nach Nazari, *Diz. bellun.*), das wir im Bellunesischen finden. Nicht zu belegen vermochten wir außerhalb des Rätischen:

friul. *adintóns* „vornüber, auf dem Bauch"
friul. *lâ a sdrondenòn* „planlos herumgehen"
friul. *butâsi in grumujùt, in grumussùt* „sich zusammenkrümmen, sich ducken"
friul. *purtè a branciòn* „über die Achsel geschwungen tragen" (vgl. *brancia* „Rückentragriemen")

Im Friulanischen läßt sich auch der weit herum in Oberitalien verbreitete Typus '*andare a (in) gatto (-a)*' (ohne Suffix) „kriechen" belegen: *lâ a giat, in giat,* und mit lautmalerischen Bezeichnungen der Katze: *lâ a gnargnàu, a gnau,* wogegen die suffigierte Form hier nicht eingedrungen zu sein scheint.

Noch spärlicher sind die Beispiele im Bündnerromanischen, obwohl auch hier *-un* als Augmentativsuffix, *-in, -et* u. a. als Diminutivsuffixe durchaus lebendig sind. Münstertal. *star in chigliun* „kauern" dürfte aus trent. *en culon* entlehnt sein[1]. Engad. *portar ün uffant sülla cufalera* „ein Kind auf dem Rücken tragen" erinnert im Suffix an mail. *a pendolera* „hängend", *in stondera* „planlos umherirrend", wird aber etymologisch zu friul. *a cufulòn, a cufulùt* „kauernd" zu stellen sein. Nur im Engadin und im Münstertal sind zu belegen *giovar a chapütschella, a chapütschun, a chapütschaira* „Blindekuh spielen" (vgl. AIS IV 743), eng. *giuver a zuppets* „Verstecken spielen". Weitere Ausdrücke die in unsern Bedeutungskreis gehören, wie *ir adansoias* (mit Varianten) „zwecklos herumrennen" (DRG I 91), *ir a badu(n)clas* „müßig gehen" (DRG II 34), sind etymologisch zu undurchsichtig, als daß sie sichere Schlüsse zuließen. Ganz vereinzelt steht eng. *ir a nozzas a battistum* „uneingeladen an einem Hochzeitsmahl teilnehmen". Weder die Bewegungs- und Stellungsadverbien noch die Kinderspielnamen werden also in Bünden üblicherweise mit Verbalstamm oder Adjektiv und affektivem Suffix gebildet (Verstecken spielen heißt sonst im Engadin *giuver a zupper, a cuc, a tuoch,* im Bündner Oberland *far de sezuppar* oder *zuppabeinbein* u. ä.; die Adverbien lauten etwa eng. *a la muscha* „heimlich", *a l'orba* „blindlings", surs. *alla tschocca* „blindlings" usw.). Und unter den adverbiellen Ausdrücken fehlen auch die aus Substantiv und affektivem Suffix gebildeten fast ganz (vgl. eng. *a chavagl* „rittlings", surs. *a bratsch* „Arm in Arm", *en schanuglias* „auf den Knien"),

---

[1] Nach persönlicher Mitteilung von Dr. A. Schorta, dem ich auch weitere Beispiele verdanke.

so daß die Vermutung sich aufdrängt, unser Adverbialtypus sei hier überhaupt nicht einheimisch. Daß den Spielbenennungen wie den grammatikalisierten Adverbien diese Ableitungsart fremd ist, darf vielleicht als indirekter Beweis für die Richtigkeit unserer hinsichtlich Frankreichs und Italiens vertretenen These gewertet werden. Im übrigen fehlt es jedoch auch in Bünden nicht an entsprechenden mehr oder weniger spielerischen Bewegungs- und Stellungsbezeichnungen, denen ein besonderer Gefühls- oder Vorstellungswert eigen ist. Sie verdanken ihn aber nicht einem Suffix, sondern ihrer Lautgestalt oder ihrem metaphorischen Gehalt. So die surselvische Wendung *purtar cramados* „auf dem Rücken tragen“, die einen Vergleich mit dem Hausierer in sich schließt, der den Kram (eng. *cram*, vermutlich weiter verbreitet) auf dem Rücken (*a dos*) trägt, und deren Form (*dos* für *dies*) auf lombardische Herkunft schließen läßt. Ähnlich wird eng. *purter sülla cumprapaira* („kauf Birnen“) zu verstehen sein.

Schlußbetrachtungen über die Natur der Adverbien

Wir stellen also in sämtlichen romanischen Sprachen fest, was sich auch über ihren Kreis hinaus in andern indogermanischen und nichtindogermanischen Idiomen nachweisen läßt[1], nämlich eine deutliche Tendenz, die Bewegung und Stellung, sobald sie vom Gewöhnlichen abweicht, das übliche Verbum (*andare, camminare* usw.) also nicht mehr genügt, durch ausdrucksvolle Mittel sprachlich zu fassen. Die veranschaulichende, gefühlsbeladene, an Phantasie und Gefühle des Hörers appellierende adverbielle Ergänzung kann verschiedene Formen annehmen: Vergleich (*a gatagnao, s'asseoir à la turque*), Verstärkung durch Suffix (*a ginocchioni*), Doppelung (eng. *ir muosch muosch* „leise gehen, schleichen“), Ablaut (mail. *andà liron liran*), eigenartige Wortbildung (*à califourchon*) usw. Das gilt freilich auch für manche andere Handlungen, wie sprechen (*parler à tort et à travers, à bâtons rompus*), essen (*mangiare a crepapelle, a bertolotto*), trinken (*boire à gogo*) und viele weitere. Das Bestreben, den Vorgang zu veranschaulichen, zu verlebendigen, das mehr begrifflich-abstrakte Verbum zu konkretisieren, ruft ausdrucksvollen Wörtern und Wendungen; es können natürlich auch expressive Verben sein, die an Stelle von unanschaulichen treten. Wird derselbe Sachverhalt nicht verbal, also nicht dynamisch gefaßt, sondern nominal, statisch, so bleibt der Gedanke viel mehr im Begrifflich-Abstrakten, die Phantasie ist weniger stark beteiligt, die sprachliche Form ist farbloser, gewöhnlicher, intellektueller. Vgl. etwa *è zoppo* neben *va zoppiconi, va zoppo zoppetto* (*è zoppetto* heißt dagegen „è un po' zoppo“, das Suffix dient also der begrifflichen Modifikation); *un discours incohérent* neben *parler à tort et à travers* usw. (Daß die pittoresken

[1] Für das Deutsche vgl. oben S. 23, Anm. 3. Weitere Beispiele bei Spitzer (*Das Suffix -one im Roman.*, S. 201), der auch auf ungar. *gyalog* „zu Fuß“ (ursprünglich „Füßchen“) und danach *lovag* „zu Pferd“ verweist. Für das Lateinische vgl. Hofmann, *Lat. Umgangssprache,* §§ 136 ff.

adverbiellen Wendungen sekundär auch in attributiver Stellung zu einem Substantiv treten können, mag hier unbeachtet bleiben). In seiner rein adjektivischen Funktion trägt das Adjektiv selten ein affektives Suffix [1]. So ist z. B. ital. *pianino* (wie auch *pian piano*) nur adverbiell gebräuchlich, während einfaches *piano* Adjektiv oder Adverb sein kann. Ebenso steht neben dem rumänischen Adjektiv-Adverb *încet* die nur adverbiell übliche Form *încetinel* (oder mit veranschaulichender Wiederholung: *încet-încet*). Afrz. *soavet* tritt, aus den Belegen bei Godefroy zu schließen, viel häufiger in adverbieller als in adjektivischer Funktion auf. In den schweizerdeutschen Adverbien *hübscheli* „fein, sorgfältig" und *liseli* „leise" (neben den adjektivisch und adverbiell gebrauchten Formen *hübsch* und *lis* oder *lislig*) ist das Suffix zwar historisch wohl mit dem Adverbialsuffix *-lich* identisch, hat aber für das heutige Sprachgefühl fast denselben affektiven Wert wie das verkleinernde *-eli* in *Meiteli, Hüseli,* das vor allem der Kindersprache angehört. Gewisse adverbielle Wendungen wie *alla cieca* u. ä. verdanken ihren besondern Ausdruckswert dem sachlich unmotivierten weiblichen Geschlecht, das mit der männlichen Form des Adjektivs kontrastiert (*egli va alla cieca*; aber: *egli è cieco*).

Zu dieser Eigenart des adverbiellen Ausdrucks, die sich durch zahlreiche weitere Beispiele illustrieren ließe, steht nun in merkwürdigem Gegensatz die große Zahl der unanschaulichen, mehr intellektuellen, nicht durch besondere expressive Mittel gekennzeichneten Adverbien, zu denen in erster Linie die ursprünglich gelehrt-abstrakten Zusammensetzungen mit *mente* zu zählen sind [2], zu denen wir aber auch Formen

---

[1] Ausnahmen bilden die Fälle, wo das Suffix eine rein oder vorwiegend bedeutungsmodifizierende Funktion hat (*rossiccio, grandicello* u. ä.), sowie die Atmosphäre schaffenden, auf den Hörer oder Leser berechneten Satzdiminutive (vgl. S. 28, Anm. 1), zu denen auch die des dichterischen Alexandrinismus alter und neuer Zeit (*animula vagula blandula, capelli biondetti* usw.) gehören. Adjektive wie afrz. *borgnet*, ital. *mutolo, ciechino, nudello,* mail. *orbin* u. ä., die eine auffallende Eigenschaft benennen, werden vorwiegend prädikativ oder dann in substantivischer Funktion gebraucht.

[2] Zweifellos zu Recht betrachtet Spitzer, *Stilstudien* I 81 ff., die Adverbien auf *-mente* als gelehrte Bildungen (gegen Vossler, *Geist und Kultur in der Sprache,* S. 80 f.). Die größere Anschaulichkeit und Ausdruckskraft der suffixlosen Adverbien (*parler haut, couper court, trancher net* usw.) beruht nicht zuletzt auf der Kontrastwirkung zu den pedantischen, abstrakten Formen auf *-ment*. Wenn Spitzer (*ib.*) in Anlehnung an Deutschbein das Adv. als „das sprachliche Spiegelbild des Qualitäten feiner differenzierenden . . ., abstraktionsfähigeren Menschen" betrachtet, so gilt das also nur für die vollständig grammatikalisierten, begrifflich-abstrakten Adv., nicht aber für die (von uns ebenfalls als Adv. bezeichneten) anschaulichen Ausdrücke der Art und Weise. Im Hinblick auf die grammatikalisierten Adv. vom Typus *tastoni,* rum. *fățiș* u. ä., aber auch auf andere Ansätze zur Grammatikalisierung (vgl. *pian piano,* rum. *încet-încet* usw.) möchten wir nicht nur den „Zerfall des lat. Adverbialtypus im Vlat. als eine Reaktion des volkstümlich-anschaulichen Geistes" (Spitzer, *ib.*) betrachten, sondern auch die Neuschöpfung vieler Adverbialformen aus einem nicht nur der Spätantike und dem Mittelalter eigenen, sondern in jeder Volkssprache lebendigen Drang zur Anschaulichkeit und Expressivität erklären, ohne dabei die Leistungen

wie franz. *en arrière, en secret,* afrz. *en repost, en apert,* ital. *indietro, di nascosto* und viele andere mehr oder weniger farblose Wörter rechnen möchten. Zu ihnen treten die expressiven Adverbien immer wieder in Konkurrenz, nehmen, wenn die Umstände günstig sind, eine wichtige Stellung im grammatikalischen System ein (so die Wörter auf *-oni* im Italienischen), vermögen aber – im Unterschied etwa zu den Adverbien auf *-mente* – kaum sich über ihren ursprünglichen Bedeutungsbereich hinaus zu verbreiten und nur selten an Stelle mehr sachlicher, abstrakter Ausdrücke zu treten (cf. *en cachette* für älteres *en repost, en emblee*). Die Bedürfnisse der objektiven Darstellung und der allen modernen Kultursprachen innewohnende Hang zum gelehrt-abstrakten, ja zum pedantisch-umständlichen Ausdruck bilden auch im Gebiet der Adverbien ein wirksames Gegengewicht zur ungezügelten Schöpferfreude, die vereint mit dem Streben nach Anschaulichkeit, Gefühlsäußerung und Wirkungskraft immer neue Formen hervorbringt.

---

der „Verstandeskultur" (der wir die Formen auf *-mente,* wie auch die Grammatikalisierung von ital. *-oni* und rum. *-iș* verdanken) zu unterschätzen.

Bern S. Heinimann

Abstractum agens und Allegorie im älteren Französisch

In den modernen Sprachen und insbesondere im Frz. stellt die Möglichkeit, den abstrakten Begriff als auf die Menschen wirkendes Wesen zu bezeichnen *(la peur me saisit — cette expérience me rassure)* einen so wichtigen Bestandteil der Ausdrucksweisen dar, daß der Versuch lohnt, die Fülle der Beispiele dieses „Abstractum agens" in einer früheren Epoche der frz. Sprachgeschichte zu untersuchen, sie in ihrer historischen und stilistischen Bedingtheit zu ordnen und eine Entwicklung zu erkennen, die über die mittelalterliche Allegorie zum modernen Gebrauch des Typus führt.

Abstrakta des Rolandsliedes

Schon von den ältesten Zeiten der literarischen Überlieferung an bilden die Abstrakta einen wesentlichen Bestandteil des afrz. Wortschatzes. Angesichts des idealen und unsinnlichen Wesenszuges der älteren Literatur ist dies verständlich. Das treibende Ethos der religiösen Dichtungen, der nationalen und höfischen Epen ist ein hochgespannter Idealismus und Glaube an christliche und ritterliche Werte. Die sichtbare äußere Welt, Natur, Landschaft, Städte, tritt gegenüber dem, was den Menschen innerlich bewegt, in der Darstellung der Dichter zurück. Der Verfasser des Rolandsliedes hat ein ausschließlich psychologisches Interesse. Die Abstrakta, die er gebraucht, stehen ganz im Dienste der Charakterisierung seiner Helden und der Motivierungen ihrer Handlungen. Die gefühlsgeladene Atmosphäre des Gedichtes findet ihren Ausdruck in den häufigen Wörtern, die eine Gesinnung, ein übermächtiges Gefühl oder ein angestrebtes Ideal bezeichnen. Der Großteil dieser Abstrakta ist unobjektiv und zielt weniger auf die sachlich einwandfreie Kennzeichnung als auf die Vergrößerung der Personen und Dynamisierung der Geschehnisse. Die Charakterisierung erfolgt nicht durch Analysierung seelischer Vorgänge und Schattierung von Gefühlen, sondern durch eine gewisse Wucht der Darstellung, welche durch eine Differenzierung nur beeinträchtigt würde. Dem entspricht das Fehlen von nüancierenden Adjektiven bei abstrakten Begriffen.

Versuchen wir, die Abstrakta des Rolandsliedes nach ihrer Beziehung zur menschlichen Person zu ordnen, so erhalten wir folgendes Bild:

1. Ungefähr die Hälfte der abstrakten Begriffe wird im possessiven Sinn verwendet, d. h. sie erscheinen als gewünschtes, vorhandenes oder verlorenes Gut. Den größten Teil davon stellen die Beispiele, in welchen die Person als Subjekt mit dem Abstraktum als ihrem Objekt durch *avoir* verbunden ist:

Paien unt tort et chrestïens unt dreit (1015)[1].

Andere Möglichkeiten der Wiedergabe des Besitzverhältnisses sind Possessivpronomen, *perdre* und *recevoir* mit Abstrakt als Objekt.

2. An das Besitzverhältnis schließen sich jene Fälle an, welche das Abstraktum durch eine Präposition zum Zubehör, zur Begleitung, zum Beweggrund oder Modus einer Handlung machen: *Serez ses hom par honur et par ben* (39), *à leisir* (141), *pur poi d'ire ne fent* (304). Dabei ist es für das Afrz. charakteristisch, daß es eine deutliche sprachliche Trennung zwischen Begleitung und Beweggrund und überhaupt eine schärfere logische Bestimmung mit eindeutigen sprachlichen Mitteln nicht kennt[2].

3. Zu einer dritten Gruppe lassen sich Beispiele zusammenfassen, in denen das Abstraktum als Objekt des persönlichen Handelns auftritt:

Einz i ferai un poi de legerie
Que jo n'esclair ceste meie grant ire (300—301).

Es sind also Begriffe, deren Existenz, Wirkungsweite und zeitliche Begrenzung von einem perönlichen Subjekt bestimmt werden und nur durch dieses leben.

4. Das Abstraktum erscheint als eine geradezu räumliche Gegebenheit, in Beziehung zu welcher der Mensch oder eine persönlich gedachte Wesenheit als beweglich gedacht wird:

Ne France dulce jà chëet en viltét! (1064)

5. Es kommt auch die Umkehrung des Verhältnisses „Person als Subjekt — Verbum — Abstraktum als Objekt" vor, so daß das Abstraktum als handelndes Subjekt auf die Person irgendwie einwirkt:

Ne·s poet garder que mals ne l'i ateignet. (9)
Oëz, seignurs, quel pecchét nus encumbret. (15)
Li soens orgoils le devreit ben cunfundre. (389)
La meie mort me rent si anguissus. (2198)
La sue mort l'i vait mult angoissant. (2232)
Ço sent Rollant que la mort le tresprent:
Devers la teste sur le quer li descent. (2355—56)
Sur nus est venue male confusion. (2699)
Morz est de doel, si cum pecchét l'encumbret. (3646)

---

[1] Zitiert nach der Ausgabe von Lerch, München 1923.

[2] Was Lerch, *Hauptprobleme* I, 37 von den primitiven Sprachen sagt, nämlich daß sie noch nicht zu kausalen, konditionalen und konzessiven Korrelaten gelangt sind, gilt in gewissem Sinn für das Afrz., das die logische Beziehung zwischen Person und Abstraktum unbestimmt läßt.

Dieses Abstractum agens, das die menschliche Person auf irgend eine Weise affiziert, ist ein im Afrz. im Vergleich zur Häufigkeit anderer abstrakter Beziehungen wenig zahlreicher Typus. In der Clermonter Passion finden wir davon vier Beispiele (V. 56, 74, 240, 400), im Alexiusleben drei (V. 59, 108, 400), im Rolandslied neun (V. 9, 15, 389, 2198, 2232, 2355—56, 2699, 3646), in Gormont und Isembart, im Wilhelmslied, in der Karlsreise, im *Charroi de Nîmes* und im *Couronnement de Louis* keines. Die *Chanson d'Aspremont* (Handschr. von Wollaton Hall), die 11 376 Zehnsilbler zählt, kennt nur acht Beispiele dieses Typus (V. 36, 1146, 2055, 3134, 5511, 5810, 8549, 8609). *La Mort Aymeri de Narbonne* enthält fünf Belege in 4176 Versen (V. 467, 3465—66, 3480—81, 3739), *Aliscans* (Ed. Wienbeck-Hartnacke-Rasch) mit 8510 Versen hat acht Beispiele (V. 653, 703, 718—19, 1566, 2437, 2784—85, 3821, 4545), davon drei Wiederholungen der nämlichen Wendung *(prenge vos en pité)*. Der *Raoul de Cambrai* (Ed. P. Meyer-A. Longnon) mit 8726 Versen hat außer dem öfters vorkommenden Typus *pitié l'en prist* auch nur acht Abstracta agentia aufzuweisen (V. 1156, 1519—20, 1575—76, 3100, 5609—10, 7002, 7127, 7557). Ein relativ kurzer geistlicher Text wie das Adamsspiel des 12. Jahrhunderts enthält hingegen elf Fälle (V. 99, 329, 370, 372, 401, 520, 565, 605, 619, 632, 845), ein Zeichen dafür, wie das Vorkommen des Abstractum agens von Inhalt und Sphäre abhängt.

Die geistliche Herkunft

Die im Rolandslied vorkommenden aktiven Abstrakta sind *pecchét*, *mals*, *mort*, *confusion*, *orgoils*. Die Prüfung anderer afrz. Texte zeigt, daß ihre Verwendung im Roland kein Zufall ist. Einige von ihnen sind sehr häufig in dieser Funktion. Das ist um so beachtenswerter, als im 12. Jahrhundert der Gebrauch des Abstractum agens sich noch nicht allgemein auf alle Begriffe erstreckte. Er beschränkte sich auf bestimmte Wörter.

Die Sünde: *si forz pechez m'apresset.* Alexius 59; *pechiez le m'at tolut.* Ebd. 108; *Gerars, dist il, pechiés te fait derver. Asprem.* 1146 (Ed. L. Brandin); *Pechiés li fait nostre batalle atendre.* Ebd. 3134; *Peciés vos fist ceste uevre comenchier.* Ebd. 5810; *Pechaz nos a menaz en is pais. Gir. de Ross.* (Appel, *Prov. Chrest.* 1, 532); *Oes com fait pechié a Maugis encombré. Ren. d. Mont.* 4830 (Ed. Michelant); *Sire Diex pere, dist B(erniers) li jantis, Ains mais par home ne fui je si aquis. Aucun pichié m'a ici entrepris. Trop fis que fox quant je Raoul ocis. R. d. Cambr.* 7000—03; *Grans pechiez vous a enorté.* G. de Montr., *Contin. de Perceval* 189; *Por fuir les morteus pechiez Qui l'ame tormente et confont.* Ebd. 6060—61 (Verderbte Lesart); als Parzival nach seiner Hochzeit wieder auf die Gralsuche geht, vergißt er die Fäßchen mit dem heilenden Balsam: *Ch'a fait pechiez et anemis.* 7045, d. h. „Das haben die Sünde und der Böse getan". *Que mes pecchez me sunt coru sore.* Adamsspiel 520; *Ma culpe est grant, mes pecchiez me dehaite.*

Ebd. 565; *Li siens* (= des Adam) *peciés nous a tous asservis. Aub.* 1782 (Tobl.-Lomm.); *Quant un gref pechie nous argue.* Gedicht v. d. Vergänglichkeit 163 (Ed. Reinsch, *Archiv* 63, 60); *Ces II vers li fist pechiez dire.* Guill. de Dole 3187; *son pechie l'argue.* Eust. Deschamps, *Ballade „Mieux vaut honneur"*. Zu diesen Beispielen dürfen wir wohl auch V. 632 des Adamsspieles zählen, der in folgendem Zusammenhang vorkommt: Abel sagt zu Kain:

Creez mon conseil, alons offrir
A dampne deu por lui plaisir.
S'il est vers nos apaiez,
Ja ne n(us) prendra pecchiez,
Ne sor n(us) ne vendra tristor. 629—33.

Der Her. nennt 632 „inhaltlich falsch", weil er ihn wohl falsch deutet und *pecchiez* als Akk. Plur. auffaßt, so daß er nur die Wahl hat zwischen „Wird er uns nie die Sünden nehmen" und „Wird er uns nie die Sünden vorwerfen". Er entscheidet sich für dieses, indem er in *reprendra* verbessert. Der Vers paßt aber dem Sinne nach zwanglos in den Zusammenhang, wenn man *pecchiez* als Abstractum agens im Nom. Sing. auffaßt: „Wenn er mit uns versöhnt ist, wird uns keine Sünde erfassen, und keine Traurigkeit über uns kommen."

Die Sünde, nach dem christlichen Glauben die Ursache von Not, Tod, Schande und weiteren Übeln, ist also schon seit der ältesten Zeit des französischen Sprachgebrauchs mit einer gewissen persönlichen Hinterlist begabt und erscheint im Französischen wie auch in den anderen aufs stärkste von biblischen Vorstellungen durchdrungenen europäischen Sprachen als „verführerisch lockend oder feindlich bedrohend im Sinne der Vergiftung, der Belastung, der Knechtung, der Befleckung, der Verstrickung und ähnliches" (Grimm, *Wörterb.*, Art. „Sünde" VI. 1)[1]. Die Verwendung als Abstractum agens zeigt den Begriff gern in der Bedeutung der Erbsünde als ein den Menschen im allgemeinen bedrückendes Übel[2], doch tritt die Sünde auch als besondere persönliche Schuld aktiv auf. Jedenfalls ist sie ein aktives Prinzip von vielseitiger und weitreichender Wirkung, das für alle möglichen Dinge verantwortlich gemacht wird. Auch die jeweilige sündhafte Regung, die den Menschen überkommt wie Schlaf oder Hunger, wird in unserer Konstruktion gelegentlich ausgedrückt: *Quant tel pechie lor corut sore, Que le fiz Deu mistrent en*

[1] In dem im übrigen meisterhaft redigierten Artikel „Sünde" des Grimmschen Wörterbuchs vermißt man allerdings gerade die besondere Aufführung des Wortes als Abstractums agens, so daß dieser einigermaßen charakteristische Gebrauch dort kaum durch Belege vertreten ist.

[2] In der Besprechung von Wilh. Kellermanns *„Aufbaustil und Weltbild im Percevalroman"* (*Rom. Forsch.* 53, 374, Anm. 15) erkennt E. Eberwein die innere Verwandtschaft von *Pechiez la langue te trancha* und *Pechiez le m'at tolut* (Alexius 108), ohne die sprachliche Gemeinsamkeit beider, die subjektivische Verwendung, zu sehen.

croiz. André de Coutance, *Résurr. de Jésus-Christ* 186—187. (Reinsch, *Archiv* 64, 178); *Mout vos est pechie coru sore, Que le seint Deu ocis avez A tort* Ebd. 252—254. Eine andere stilistische Bewertung verdient folgendes Beispiel: *le pechie d'avarice oste l'arbitre liberal et la franche voulente a homme aver* . . . Honnouré Bonnat, *Arbre des Batailles* 1. Buch (Ad. Kreßner ed. *Archiv* 67, 58). Hier ist weniger die ursprüngliche Agressivität und Animalität der Sünde als die allgemeine Unvereinbarkeit solcher Wesenheiten wie Geiz und freier Wille Zweck und Sinn der Aussage. Es ist ein Beispiel der im Spätmittelalter immer häufiger werdenden Objektivierungen des durch das Abstractum agens ausgedrückten Verhältnisses.

Entsprechend dem Französischen ist auch im Spanischen das Wort *pecado* eines der frühesten Abstracta agentia und findet sich in Texten, welche diese Stilform sonst kaum kennen:

ladrones de la tierra, moviolos el pecado,
vinieron a furtarlos, el pueblo aquedado.

Gonzalo de Berceo, *Vida de S. Domingo de Silos, Copla* 377 (Zauner, *Altspan. Elem.buch* [2], S. 135).

El pecado que Sienpre sosaca travesura,
busco una mançana fermosa sin mesura.

Libro de Alixandre, Str. 325 (Zauner, a. a. O., S. 138).

e non se por qual ventura
me vino a defalir,
si lo fiz' el mi peccado,
si lo fizo el mal dizir.

Cantiga Alfons' XI. (Zit. n. Großmann, *Gedichte der Spanier*, S. 58)

Pensé de casar contigo,
No lo quiso mi pecado.

Romancero General. (Agustín Durán) in *Bibl. de aut. esp.*, tomo décimo Bd. 1, S. 503. Zit. n. Vossler, *Die Dichtungsform. d. Romanen.* S. 221. Die Sünden werden für widriges Geschick verantwortlich gemacht, wenn sich keine plausible Erklärung dafür bietet: *Mis pecados lo habrán hecho: que soy tan desdichada, que, sin saber por dónde ni por dónde no, se meechan a mí las culpas que otros cometen.* Cervantes, *El viejo celoso.* (Ed. Pellegrini, Pisa 1950, S. 52).

Si fueron mis enemigos
que me vienen a matare;
o fueron los mis pecados
que me vienen a tentare?

Die List der Melisenda (Pfandl, *Span. Romanzen.* S. 33).

Die Sündenschuld als aktives Prinzip lebt auch in den Danteversen:

Nè morte 'l giunse ancor, nè colpa 'l mena. Inf. XXVIII. 46.

An die Sünde schließt sich der Begriff des Übels an; *mal* ist im Afrz. ein verbreitetes Abstractum agens: *tels purchace le mal d'altrui, dunt tuz li mals revert sur lui. Equitan* 315—16. *sor moi an est venuz li mauz. Erec* 3649; *Et s'est amers li maus, quis tient. Cligès* 552; *Ne ja autre n'i fust venue, Se maus ne l'eüst detenue. Yvain* 5089—90; *Quant ses cuers li fu revenus, De joie el ventre li tressaut Si aigrement c'uns mals l'asaut, Dont il morut assés briefment. Del Tumb. N. D.* 588—91; *Car si grans max l'i tint por voir Qu'il ne se pot del lit movoir.* Ebd. 597—98; *tel est li mals que me demaine. Adamsspiel* 370; *miez vos quenois que, orine en fiole, ne fait li mires lo mal qui l'ome afole. Folque de Candie* 1899—1900 (Zit. n. Voretzsch, *Afrz. Leseb.*², S. 89); *li maus qui l'argue et cose.* Mousk. 23 788 (Tobl.-Lomm. unter *argüer)*; *Si m'assauldront tous maulz sanz espargnier.* Chr. de Pis. I. 73 (Ed. M. Roy). Im Aprov.: *Que·l mals m'auci e·m fa doler.* G. Faidit (Kolsen, *Dicht. d. Trob.* 39, 45). In seiner Bedeutung reicht es vom körperlichen Weh und Schmerz bis zur allgemeinen Schädigung in jeglicher Form, die den Menschen bedroht, aber vorzüglich Schmerz und fühlbares Unglück:

Par foi! c'est li maus qui me tue. Cligès 858.

Die Sünde und das Übel sind die allgemeinen Begriffe für das Böse, Schädliche und Unheilvolle, das dem Menschen droht und von ihm Besitz nimmt. Gelegentlich werden die bösen Mächte, die ihn bestimmen, deutlicher genannt: *l'ire deu sour lui s'assiet. Eracl.* 6391 (Tobl.-Lomm.); *La tristeche k'il a defors, L'ire k'il a dedens le cors, L'apesantist et tient molt coi, Car il redoute molt le roi. Barl. u. Jos.* 4725 (Tobl.-Lomm.); *car trop m'asservi Avarisce. Rencl.* M. 63, 3 (Tobl.-Lomm.); *Tant que vos estes rostie et escaufee, Et de luxure esprise et enbrasee, La glotornie vos a tost alumee; Quant lecherie vos a si enflamee. Aliscans* 2782—85.

Tod und Sünde gehören im christlichen Denken aufs engste zusammen. Durch die Sünde ist der Tod in die Welt gekommen und mit dem Tod hat Gott die Sünde bestraft. Abgesehen von dieser Beziehung, die den Begriff des Todes in einen religiösen Zusammenhang einreiht, ist er auch an sich der Inbegriff alles Bedrohlichen und Schrecklichen. Seine Darstellung als aktives und personenhaftes Wesen ist naheliegend. Er ist unter allen Begriffen derjenige, der die früheste Personifizierung in der frz. Sprache erfährt. Die Dichter stellen zu ihm früh Beziehungen wie zu einem vernunftbegabten Wesen her:

Mes dedanz ce fu avenu,
Que a la Mort ot plet tenu
Li sire de la Noire Espine,
Si prist a lui tel anhatine
La morz, que morir le covint. Yvain 4703—07.

Er wird als Person angesprochen und zum Handeln aufgefordert. „Tod, warum säumst du?“ ist ein verbreiteter Topos:

Ai mort! por quoi me laisses vivre? *Adamsspiel* 329.

Zu den schon im Rolandslied vertretenen aktiven Abstrakten gehört auch *confusion*, das auch sonst gelegentlich vorkommt: *covrit confusion la meie face. Oxf. Ps.* 68, 8 (= *operuit confusio faciem meam)*; *Ceste confusions de desturbance avoit santieblement (?) appresseit lo cuer de ceaz. Job* 315, 3 ff. (Tobl.-Lomm.).

Man sieht ohne weiteres, daß diese Begriffe der religiösen Sphäre angehören[1], und es ist anzunehmen, daß der Typus des Abstractum agens an diesen Wörtern erst in die Sprache eingedrungen ist. Die Wirkung, die dem Begriff in dieser Ausdrucksweise zugeschrieben ist, ist wenig anschaulich. Die Aktion ist mit den allgemeinen Worten des Erfassens, Übereinkommens, Packens, Befallens, Zuschandenwerdenlassens, Bedrängens und Schädigens charakterisiert, die weiter nichts ausdrücken als das Ausgeliefertsein des Menschen an gewisse Mächte. Das nächstliegende Vorbild für den Typus war wohl der Sprachgebrauch der Vulgata, in der uns das Abstractum agens ziemlich häufig begegnet: *et ecce premunt te mala tua.* 1. Reg. 16, 8 (In afrz. Übersetzung: *é tes mals te priement ore aval. Li quatre livre des reis.* Ed. Curtius S. 88). *Contritionem praecedit superbia.* Prov. 16, 18; *Arrogantia tua decepit te, et superbia cordis tui.* Jerem. 49, 16; *Quoniam iniquitates meae supergressae sunt caput meum.* Ps. 37, 5; *tremor apprehendit eos.* Ps. 47, 7; *iniquitates suae capiunt impium, et funibus peccatorum suorum constringitur.* Prov. 5, 22; *Justitia elevat gentem; miseros autem facit populos peccatum.* Prov. 14, 34; *Sed iniquitates vestrae diviserunt inter vos et Deum vestrum, et peccata vestra absconderunt faciem ejus a vobis, ne exaudiret.* Is. 59, 2. *Peccata nostra responderunt nobis* Is. 59, 12; *Peccata vestra prohibuerunt bonum a vobis.* Jer. 5. 25. Die Vorstellung der Sünde, des Todes, des Bösen und des Verderbens als aktiver personenhafter Wesen ist in der Bibel und im Afrz. viel verbreiteter und aufdringlicher als die Denkmöglichkeit, welche die Tugend, die Güte, die Rührung den Menschen übermannen und beeinflussen läßt. Jene sind sozusagen die Gegenspieler Gottes im Kampf um den Menschen und stehen daher nicht mit allen möglichen anderen Abstrakten auf einer Stufe. Der Begriff des Abstraktums umfaßt keine in sich einheitliche Sorte von Wörtern oder Begriffen. Vielmehr besteht unter ihnen eine Unzahl von Abstufungen allein nach dem Grade ihrer allgemeinen oder jeweiligen Konkretheit. Sie sind weder alle gleich abstrakt noch ist jeder dieser Begriffe von der gleichen Abstraktheit. So haben, wie es scheint, afrz. *pechiez*, *mort*, *mal* u. a. wohl eine aktivere und damit konkreter empfundene Begrifflichkeit als etwa *barnage*, *amistiet*, *vertet* u. a. Solche Aktivität des abstrakten Begriffes mußte in der Sprache des

[1] Auch *confusion* und *confondre* (Rol. 389) sind Kirchenwörter. Eug. Lerch, *Kulturhistorisches im frz. Wortschatz*, Idealist. Philol. III. 257.

Rolandsliedes um so stärker wirken und um so unmittelbarer erfaßt werden, je seltener sie vorkam. Es ist eine Eindringlichkeit, die vorzugsweise dem religiösen Stil eigen ist. Ein Begriff, dessen aktiver Gebrauch dies besonders deutlich macht, ist *conscience*. Die Wirkung des Gewissens als Biß ist ein fester Bestandteil unserer Kultursprachen geworden. Im Afrz. belegen wir:

Ta conscience ne te remorderad ne tu n'en plurras. 1. Kön. 25, 31 als Wiedergabe von: *non erit tibi hoc in singultum, et in scrupulum cordis domino meo*; *Li quatre livre des reis.* (Ed. E. R. Curtius, Dresden 1911, S. 51) *sa cunscience le remorst.* 2. Kön. 24, 10 als Entsprechung der Bibelstelle *Percussit autem cor David eum*; Ebd. S. 107. *Ma conscience me reprent, Que a mon cuer fait grant torment. Troie* 20 325; *Moult le reprent sa conscience Gloins.* 39, 441; *Qui (= cui) conscience ne reprent, . . . Cui conscience ne remort, . . . Cui conscience ne chastie.* Ebd. 44, 675; *Cui conscience ne reprent, Plus tost a mal qu'a bien entent. Men. Reims* 459; *ne lairont ja a faire ce que lor conscience lor done, por consoil de nelui. Phil. Nov. Q. T.* 39. (Nach Tobler-Lommatzsch, *Afrz. Wörterb.) Ma conscience me remort De ce que tant i ai muse.* Gaut. de Coincy, *Nativ. Nostre Dame* 10—11 (Reinsch ed. *Arch.* 67, 85). *Se conscience me remort.* Villon, *Gr. Test.* 111. Das Gewissen erscheint in diesen Beispielen als ein vorzugsweise tätiges Prinzip, und seine Wirkungsweise ist auch durch die Jahrhunderte hindurch immer wieder als Packen, Beißen, Stechen, Nagen konkretisiert worden: *Morsus conscientiae, le remords de la conscience, the prick (sting) of conscience, the bitynge conscience* (Chaucer, *Cant. Tal.* 18 252). Gelegentlich verdichtet es sich zum nagenden Wurm, *le ver rongeur*; es ist „der Wurm eines nagenden Gewissens, der beißt und reißt immer, der bellt und quält immer, der schneidt und schreit immer, der plagt und nagt immer". (Abrah. a Sancta Clara „*Gehab dich wohl*", zit. nach Grimm, *Gewissen* IV. 3 c.) Die Vorstellung von *conscientia* als einer auf den Menschen wirkenden Macht ist schon vorbiblisch. Bereits in der antiken Literatur wird „die Weise, wie der Frevler von der *conscientia* getroffen wird, als ein „morderi" (Tusc. IV, 45), ein andermal als ein „flagellari" gekennzeichnet"[1]. Doch stammt die afrz. Verwendung sowie der geläufige Begriff des Gewissensbisses zweifellos aus der geistlichen Literatur. Erst die Bibel gibt dem Gewissen das Organhafte („das Innere des Menschen als solches, das um sich weiß"[2]). Augustin war die Vorstellung des beißenden Gewissens bekannt: *Forte alius conscientia mordetur, alius in conscientia, tanquam in eremo, requiescit.* XLVII. Predigt (Zit. n. Lindemann S. 39)[3]. Es ist bemerkenswert, daß aus den vielen Verwendungsmöglichkeiten, wie sie R. Lindemann a. a. O. in den Schriften

---

[1] Ruth Lindemann, *Der Begriff der conscience im franz. Denken.* Jena-Leipzig 1938, S. 11.

[2] Lindemann, a. a. O., S. 20.

[3] Andere Wirkungsweisen der *conscientia (accusatrix — convincit et judicat — accusat et judicat)* bei Lindemann S. 40.

der Kirchenväter und Kirchenlehrer belegt, gerade unser Typus besondere Verbreitung gefunden hat. Offenbar kam er dem Bedürfnis nach Anschaulichkeit und Eindringlichkeit entgegen. Als ein Agens, das den Menschen beeinflußt, gehört das Gewissen in eine Reihe mit anderen Begriffen, die man sich als auf das menschliche Fühlen und Handeln einwirkende Wesen vorstellt:

Who lyved euere in swich delit o day
That hym ne moeued outher conscience,
Or ire, or talent, or som kynnes affray,
Enuye, or pride, or passion, or offence?

Diese Verse aus den *Canterbury Tales* (5555—58) zeigen die Rolle des Abstractum agens und seine Herkunft aus der Sphäre des Religiösen. Sie sind eine Übersetzung aus dem „*De contemptu mundi*" (II. 19) von Innozenz: *Quis unquam unicam diem totam duxit in sua dileccione iocundam quem in aliqua parte diei reatus consciencie vel impetus ire vel motus concupiscencie non turbaverit quem livor invidiae vel ardor avaricie vel tumor superbie non vexaverit etc.* Die Sprache der Religion mußte diesen Typus, der besonders dafür geeignet ist, die Abhängigkeit des Menschen von über ihm stehenden abstrakten Wesenheiten auszudrücken, bevorzugen. Wenn er nicht geradezu durch kirchlichen Einfluß in die Volkssprache überhaupt Eingang gefunden hat, so hat die Kirche zumindest einen großen Anteil an seiner Verbreitung. Hinter dem *orgoils* des Rolandsliedes *(Li soens orgoils le devreit ben cunfundre* 389) steht das lateinische *superbia*, der Hochmut, der zuschanden werden läßt. Er ist eines der ältesten Abstracta agentia im Französischen: *non to permet tos granz orgolz.* Clerm. Pass. 56. In der gleichen Tradition steht wohl auch der folgende prov. Beleg: *S'anc mos erguells mi fes faire vas vos, dona, faillizo, per merce us en quier perdo.* Cadenet (Appel, *Der Trob. Cad.* 4, 41—43); im Afrz. noch: *Mes trop m'a orguiauz sorlevee. Erec.* 2606; *Mult le virent marri, grant orguel le sormonte. Ren d. Mont.* 14 519; *Ce fait l'orgiex vostre fil qe voi ci. R. d. Cambr.* 1156. Neben den Zerstörung wirkenden Begriffen wie *mort, pecchiet, mal* stehen dann auch die Gutes schaffenden positiven Werte: *Mais sa misericorde a meint home sauvé. Gedanken ein. Laien üb. d. Welt* 143 (Reinsch ed. *Arch.* 63, 81); *Astenance la char maistrie Ele ocist, ele vivefie.* G. de Coincy, Nat. J. Chr. 1215—16 (Reinsch, ed *Arch.* 67, 251); *Car confesse qui pechié monde Li fait molt son pris amender.* G. de Montr., *Cont. de Perceval* 8515—16. Mit diesen Beispielen, welche die ältesten Vertreter des durch die Sprache der Bibel und der Devotion verbreiteten Abstractum agens enthalten, ließen sich zahlreiche andere anführen, die ihr Dasein im Französischen dem Einfluß der Vulgata verdanken und z. T. wörtliche Anklänge an die lateinische Vorlage sind. Sie finden sich vorzugsweise in der religiösen Literatur: Z. B.: *Gaaigne le t'a bone foi.* André de Coutance, *Rés. d. J.-Chr.* 1817 (Reinsch ed. *Arch.* 64, 194). Darin spiegelt sich wohl Luc. 18, 42: *Respice, fides tua te salvum fecit.* Der

Glaube hilft: *si m'aïst Dex et fois. Ren. d. Mont.* 9683, 9867 und 12 552; *se Diex et fois t'aïst. R. d. Cambr.* 7127. *Guillelm, si Dieus e fes vos vallia, avetz dopna per cui cantatz ni per cui Amor vos destringna?* Biogr. IV des Guill. d. Cabestanh (Ed. Långfors, S. 43). Sicher sind auch Verwünschungsformeln wie *la male passion l'abate. Passionsspiel* der Palatina (Ed. K. Christ, *ZRPh.* XL. 424—475) 586, 642; *la male passion l'ocie.* Ebd. 665 Nachbildungen entsprechender lateinischer Wendungen.

Manche der in den nationalen Epen vorkommenden Abstracta agentia passen nicht recht in ihre stilistisch anspruchslose Umgebung und wirken wie Fremdkörper. Wenn vom Herrscher gesagt wird, daß er seinem Königreich fünfzehn hinzufügte, bevor das Alter ihm das Essen benahm — *Ains que viellece li tolsist le mangier. Asprem.* 36 —, so ist das ein für die Chanson de Geste ungewöhnlicher Ausdruck, der nach Übersetzung und Entleihung aussieht. In dem gleichen Lied finden wir: *La nuit n'ot dent dont ne fesist martel.* 2055 und *Quels bons eürs les va aconduisant!* 5511. Im *Renaus de Montauban* (Ed. Michelant) findet sich mehrmals die dem Helden zuwinkende Tapferkeit: *Encui verrai les bons cui proesce salue.* 8642; *Et va ferir Yon qui prouece salue.* 16 344. Diesem Gebrauch liegt eine uns sonst in der älteren Zeit nirgends begegnete allegorische Verdeutlichung der ritterlichen Tapferkeit zugrunde, die nur in der stereotypen epischen Formel erhalten geblieben ist: *Girbert apelle cui proesce salue. R. d. Cambr., Ms. d. l. chanson d. Girb. d. Metz* 744 (Ed. Meyer-Longnon). Das sind Verse, die eine dem Volksepos sonst unbekannte Pointierung zeigen. Ein mittelalterlicher Text ist nach alledem auch dadurch in seiner Stilart gekennzeichnet, welchen Gebrauch er vom Abstractum agens macht. Das Rolandslied erweist sich im Vergleich mit anderen Chansons de Geste als ziemlich reich an Beispielen unseres Typus, und das bestätigt aufs neue den stark geistlichen Einschlag des Liedes. Die Prüfung eines anderen Heldenepos aus alter Zeit, des *Cantar de mio Cid* aus der Mitte des 12. Jahrhunderts, das nahezu die gleiche Verszahl wie das Rolandslied aufweist, ergibt diesem gegenüber eine bescheidene Zahl von Abstrakten in handelnder Funktion:

válanme tus vertudes, gloriosa santa María! 239.
Vuestra vertud me vala, Gloriosa, en mi exida
e me ayude e me acorra de noch e de día! 242—43.
un sueñol priso dulçe, tan bien se adurmió. 430.

Von diesen Beispielen sind die beiden ersten, mit *vertud*, geistlich-gelehrter Herkunft. Das letztere mit *sueño* gehört einer Gruppe an, deren Betrachtung wir uns nun zuwenden.

Volkstümliches Abstractum agens

Nach dem bisher Gesagten könnte es scheinen, daß es im Französischen ursprünglich den Typus des Abstractum agens überhaupt nicht gab und dieser erst durch den Einfluß der Kirchensprache eingedrungen sei. Diese Auffassung bedarf einer Einschränkung im Hinblick auf die Fälle, in denen die Aktion des Abstraktums durch intransitives *(en) prendre* mit dem Dativ der betroffenen Person ausgedrückt wird: *pitiez l'en prist.* Das Perfekt wird in dieser Verwendung mit *estre* umschrieben: *talenz m'est pris.* Das Verb *prendre* ist hier nicht mit „nehmen" zu übersetzen, sondern ist synonym mit „kommen, überkommen": „Der Wunsch ist mir gekommen; Mitleid überkam ihn". Die auf diese Weise im Afrz. verwendeten abstrakten Begriffe sind wenige: *pitiez: ço est grant merveile que pietet ne ten prist. Alexius* 440; *biau sire Diex, prenge vos en pités! Alisc.* (B.-W.[12], 19, 13); *Veit le Guillelmes, molt l'en prist grant pitié. Cour. de Louis* 2091; *Mes as puceles en a pris grant pité. La mort Aym. d. Narb.* 1984 (Ed. Couraye du Parc, SATF); *Nus tant fust durs ne la veïst A cui grant pitié n'en preïst. Rose* 325—26 [1]. *Pitié* scheint sich von Begriffen ähnlicher Bedeutung durch seine frühere Verwendung als Abstractum agens zu unterscheiden; *grâce, merci, miséricorde* sind keine unwillkürlichen Gefühlsregungen, die den Menschen überkommen. *Pitié* hat wohl eine personenhaftere Bedeutung. Wenn Eustache Deschamps in einem Virelay *Pitié* allegorisierend als diejenige darstellt, die herabgestiegen ist und mit den treu Liebenden Mitleid hat — *que pitez est devalee, qui a des loyaulx merci* — (B.-W. 85 c, 27—28), dann ist dies noch ein Nachglanz dieses nicht umkehrbaren Verhältnisses zwischen *pitié* und *merci.* — *talenz: si s'én alád la ú talent li prist. Qu. l. d. r.* (Curtius S. 160) als Übersetzung von Vulg. 3. Reg. 19, 3: *et surgens abiit quocumque eum ferebat voluntas*; *talanz m'est pris. Cligès* 1290; *Talenz li prist d'aler chacier. Guigemar* 76; *Talenz me prist de remembrer. Chaitivel* 1. In einem anspruchslosen und unliterarischen Text wie der *Conquête de Constantinople* von Robert de Clari ist *talenz* in dieser Verwendung das einzige Abstractum agens: *Aprés si li prist molt grans talens de veir sen frere.* XXVI. 1 (Ed. Ph. Lauer). — *Volentez: Dou fruit i vit a grant plenté, Si l'en est prise volenté.* G. de Coincy, *Nat. J. Chr.* 1545—46 (Arch. 67, 255); hierher gehört auch das synonym gebrauchte *envie: E lors m'en prist si grant envie. Rose* 1619. — *pavor: que grant pavor pres als Judeus.* Clerm. Passion 74; *Veit le Guillelmes, molt l'en prist grant freor. Cour. de Louis* 2110. —

---

[1] Angesichts der Häufigkeit dieser Verwendung möchten wir den Vers *Il en devroit grant pitié prendre Rose* 3951 mit dem Beginn *Il l'en . . .* versehen, den der Herausgeber Langlois (SATF) als möglich annimmt (Anm. zu 3951). Gibt es im Afrz. die Formel *je prends pitié de . .?* Zum mindesten ist sie höchst selten und ist vielleicht erst durch Umdeutung entstanden. Siehe etwa: *Qui seroit cil or donc qui pitié n'en penroit.* Passionsspiel der Palatina 1533 (ZRPh. XL. 463).

Froidor: E lors me prist une froidor. Rose 1696. — *Sommeil: et soumax li prist, si s'endormi. Auc. et Nic.* 18, 5; *Si estoit pris si granz sommaus Au chevalier qui l'adestroit. Le vair palefroi* 1048—49. — *Faim: Sachez que grant faim li est prise De vos veoir prochainement. Guill. de Dole* 977—78. — *soif: Si grant soif adoncques me prist. Le mariage des sept. arts* I. 285 (Ed. Långfors). — *mal: Don tel duel ot, que maus l'en prist. Yvain* 4824; *A nos François en est il ja mal pris. La mort Aym.* 3446; — *maladie: Si li prist une grans maladie. Le roi Flore et la belle Jehanne (Nouv. franç. en prose du XIIIe siècle,* S. 115). Das Wort *mal* findet sich seltener in dieser Verwendung als in der akkusativischen. Gelegentlich kommen beide zusammen vor: *Il vous est bien pris en sursault Le mal d'amours qui si vous blece.* Chr. d. Pisan I. 70 (Ed. M. Roy, SATF). In Analogie nach *mal* scheint auch *bien* in diese Redensart gekommen zu sein: *dont bien luy print.* Commynes, *Mém.* II. 10 [1]. Was durch dieses *prendre* bezeichnet wird, ist die unwillkürliche Regung und natürliche Reaktion des Gemüts in bestimmten Anlässen. Ihre Verwendung dürfte kaum gelehrtem Einfluß zuzuschreiben sein. *Pitiez, talenz, sommeil, faim* usw. sind der elementarsten Erfahrung zugängliche Begriffe, sie gehören nicht wie *pechiet* oder *conscience* einer speziellen Vorstellungs- und Wertwelt an. Die Formel mit *prendre* beschränkt sich auf einen engen Bereich des abstrakten Wirkens, ohne daß dieser Kreis sich im Laufe der Zeit wesentlich erweitert. Trotz gewisser Variationen bleibt der Typus formelhaft. Er bezeichnet immer nur die plötzliche, unwillkürliche und unerwartete Regung ohne psychologische Differenzierungen. Ihr Gebrauch hat sich bis ins Nfrz. erhalten [2]. Auch dem Altprov. und dem Italienischen ist die Konstruktion bekannt: *entro en pres Dieu pietaz. Chans. de Ste Foi* 42; *D'un sirventes m'es granz volontatz preza.* Luquet Gatelus (G. Bertoni, *I trovatori minori di Genova* XIV. 1); *Preseline pietade. Cento Nov. Antiche* 79 (Bibl. Rom.); *prendavene pietate di meve.* Canz. di Tiberto Galliziano (Monaci, *Crest. It.* 38, 68); *e preseli si bene de tucte le cose k'esso enprese, e fo tanto gratioso, ke li Romani diciano k'esso parlava colli dii. Conti di antichi cavalieri* (Monaci 142, 163—165); *il gran prete, a cui mal prenda! Inf.* XXVII. Möglicherweise ist die italienische Formel französischer Import. Das moderne Ital. kennt sie auch: *a quel povero ragazzo a ogni tanto gli prendono le furie* (Bulle-Rigutini). Für das Spanische hatten wir als altes Beispiel *un sueñol priso dulce. Cantar de mio Cid* 430 kennengelernt, das uns auch aus dem Frz. übernommen zu sein scheint. Eine dem Sinn und der Verwendung nach einigermaßen entsprechende Ausdrucksweise hat das Spanische in *dar: Presto el amor dió con vos. Alarcón, Verdad sospechosa* 629; *en este tiempo dió a mi padre la enfer-*

---

[1] Tobl.-Lomm. bringt für diesen Gebrauch keinen Beleg (Art. *bien*). Bei *bien vous viengne* ist er im Zweifel, ob es sich um das Substantiv oder das Adverb handelt.

[2] Beispiele für den nfrz. Gebrauch bei Ph. Plattner, *Ausführl. Gramm. d. frz. Sprache.* Karlsruhe 1902, II, 2, 170.

medad de que murió. S. Teresa, *Libro de su vida*, Cap. 7. Das Italienische drückt das Unwillkürliche und Augenblickliche der Regung mit *venire* aus: *ora mo vene a mi tante paure (Set sumpto tanti mihi nunc venere timores). Il Panfilo* (Monaci, *Crest.* 54, 117); *vennemi volontade di volere dire. Vita Nuova* 21, 1; *e' gli venne dianzi di subito uno sfinimento. Decam.* VII. 3; *se voglia me ne venisse di porti le corna.* Ebd. VII. 5; *gli venne sì fatte risa, che fu presso che 'l calice non gli cadde di mano.* Franco Sacchetti, *Nov.* 33 (Ed. Gigli). Neben *venire* steht *giungere: a me giunse tanta volontade di dire. Vit. Nuov.* 19, 1; *in quello modo che voglia mi giunse di domandare.* Ebd. 22, 8; *e però mi giunse uno sì forte smarrimento.* Ebd. 23, 4. Dem Afrz. ist *venir* in dieser speziellen Bedeutung wenig geläufig. Gewöhnlich bezeichnet *venir* das, was von außen dem Menschen als Geschick, Zufall, Glück oder Leid zustößt: *al rei Priant mande en apert Qu'il le li viet e quel retienge, Que laiz damages ne l'en vienge. Rom. d. Troie* (B.-W. 28, 172—174); *Max nos i est venus. R. d. Mont.* 14 132. Belege wie der folgende sind selten: *sy lui vint adont voulenté de combatre cellui jayant. S. d'Angl.* 17 (Tobl.-Lomm.). Folgendes Beispiel ist durch das lat. Vorbild bestimmt: *criemes de mort chaïrent sur mei; Crieme et tremblur vint sur mei.* Cambr. Ps. (= *terrores mortis ceciderunt super me; Timor et tremor venit super me.* Ps. 54, 4—5). Das „Einfallen" gibt es auch im Afrz.: *Il li caï el cuer, trestot sanz oïr dire, Que fuïz s'en estoit por la Karllemaine ire. Ren. d. Mont.* 12 610—11. Die mit *prendre* plus Dativ der Person gebrauchten Abstrakta können natürlich auch in bewußterer Aktion vorkommen. Neben *Si estoit pris si granz sommaus Au chevalier .... Vair palefroi* 1048—49 finden wir *Le sommeil l'a si deceü Qu'il a tout mis en oubliance.* Ebd. 1002—03. Dieses stellt die spätere anspruchsvollere Art dar, die der Allegorie verpflichtet ist. So steht über *talenz li prist* die literarische Bildung *desir l'enorta d'accoler sa femme.* C. N. N. 12.

Das den Wendungen mit *venire, giungere* und *prendre* Eigentümliche ist, daß das Abstraktum hier nicht als ein absichtlich auf den Menschen wirkendes Wesen erscheint, sondern so, als ob seine Handlung selber als ein autorloses Ereignis sich an ihm vollzöge. In dem Satz *vennemi volontade di volere dire* ist kein Urheber genannt. Der Wunsch kommt dem Dichter wie von ungefähr und ist an dem Geschehen so unschuldig wie dieser. Daher ist auch die Umkehrung dieses Verhältnisses denkbar: „Ich kam auf den Gedanken", „ich verfiel auf den Wunsch". Ein wirkliches Agens, das dieses Zusammentreffen verursacht, bleibt im sprachlichen Dunkel.

Diese Beispiele vertreten, soviel wir sehen, die volkstümliche, ungelehrte und unliterarische Verwendung des Abstractum agens. Sie sind auf einen kleinen Bereich beschränkt, der durch die Vorstellung dessen, was den Menschen plötzlich „überkommt" und „anwandelt", umschrieben wird. In einer entsprechend einfachen Form findet sich das Abstractum agens wohl in den meisten Volkssprachen schon vor literarischer Beeinflussung. Die Angst, der Schlaf, die Be-

gierde, die Rührung, die Wut, der Hunger sind unmittelbar sicht- oder fühlbare Wirkungen, die der menschlichen Vorstellung ein rasch wirkendes Agens nahelegen. Wenn der Bauer sagt: „Die Hoffnung auf Gewinn hat mich zu diesem Schritt getrieben", so spricht er ein literarisch geformtes Abstractum agens nach. Sagt er aber: „Die Wut packt mich, wenn ich daran denke", so bleibt er damit innerhalb seines bäuerlich-volkstümlichen Stilbereiches, der auf Unmittelbarkeit der Anschauung geht. Solche stilistisch anspruchslosen Prägungen lassen sich auch im Latein belegen. Wenn wir innerhalb eines durch seine vulgärsprachlichen Tendenzen auffallenden Textes wie der lateinischen Version des Briefes Alexanders an Aristoteles als einziges Abstractum agens die Wendung *qualis solicitudo Alexandrum potuit comprehendere* finden [1], so liegt hier zweifellos der gleiche Gebrauch vor, wie wir ihn im intransitiven *prendre* haben. In einer anderen kürzeren Fassung des genannten Briefes lesen wir: *Videntes autem eos (= scorpiones) venit super nos maxima angustia* [2]. Daß die Beklemmung, Angst und Furcht wie unsichtbare Ungeheuer vom Menschen Besitz ergreifen und über ihn kommen, ist eine verbreitete Vorstellung. In anspruchslosen Texten der mittellateinischen Erzählungsliteratur, welche das Abstractum agens kaum kennen, findet man diesen volkstümlichen Typ, der immer das plötzliche und gewaltsame Befallensein wiedergibt. Hierher gehören die Beispiele im *Liber de Miraculis* des Johannes Monachus: *Aperiens autem Abramius epistolam et legens, continus cecidit super eum timor et hebetudo mentis et cepit tremere et palpitare quasi per horam unam* [3]. — *Tunc cecidit super patricium tremor et timor*. Ebd. S. 38. — *Episcopus autem hec uidens, pauor eum apprehendit et corruens in terram ad pedes eius*. Ebd. S. 54. — *timore percussi glorificabant Deum* Ebd. S. 69. — *Timore autem et tremore multiplici conprehensus in tam mirabili et inaudito prodigio*. Ebd. S. 78. — *Pauore autem nimio conprehensus*. Ebd. S. 83. — *Tunc ipsum timor invasit*. Ebd. S. 121.

Solche allgemein ein Befallenwerden ausdrückenden Wendungen, die wir in Gegensatz setzten zu den einer anderen Sphäre entstammenden geistlichen Ausdrücken, stellen doch nur eine volkstümlichere Stufe des gleichen sprachlichen Triebes dar. Was allen Bildungen trotz ihrer schichtmäßigen Verschiedenheit ein einheitliches Gesicht verleiht, ist die Fiktion, daß ein vom Menschen Verschiedenes, Getrenntes wie von außen auf ihn wirkt. Denn auch das Eigenste und Innerste, die menschlichen Gefühlsregungen und Triebe, die vom Wesen des Menschen nicht wegzudenken sind, treten ihm in dieser Ausdrucksweise als selbständige Wesen gegenüber. Abstrakte

---

[1] Friedr. Pfister (ed.), *Kleine Texte zum Alexanderroman*. Heidelb. 1910, S. 22, 12.

[2] Bamberger Fassung, Pfister, a. a. O., S. 39, 2—3.

[3] Mich. Huber (ed.), *Joh. Monachus, Liber de Miraculis*, Heidelb. 1913, S. 28. Siehe dazu biblisches: *et cecidit timor illius super omnes inhabitantes terram*. Judith II. 18; *tremor apprehendit eos*. Ps. 47, 7.

Dinge, die nur in ihrer Wirkung zutage treten, werden dieser Wirkung wegen selber veranschaulicht. Was der Mensch in einem gegebenen Augenblick selber ist, wird von seinem Sinn, seinem Herzen, seinem Gemüt durch den sprachlichen Ausdruck distanziert. Eine so innere Tatsache wie die der Angst wird als ein Befallensein mit Hilfe des Abstractum agens oder mit dem distanzierenden Verbum des Besitzens und Haltens wiedergegeben: „ich habe Angst", *tengo miedo*, das auf der gleichen Stufe steht wie *tengo mil pesetas*. Andere Möglichkeiten der Wiedergabe des gleichen Zustandes liefert das Adjektiv „ich bin ängstlich, angstvoll" u. dgl., und das Verb: „ich ängstige mich". Beide sind hier leicht als Ableitungen des Substantivs zu begreifen. Was ist wohl der besondere, dem Gebrauch des Abstraktums als Agens zugrundeliegenden Ausdruckswillens? Offenbar ist dies das Bestreben, das Ich als ein Leidtragendes, Betroffenes, Besessenes, Passives, als ein Gegenstand und Opfer darzustellen. Die dem Typus des handelnden Abstraktums innewohnende Fiktion autonom handelnder Wesen hat in den älteren Texten der französischen Literatur wie im Rolandslied einen geradezu mythischen Charakter: sowohl *pechiet*, *mals*, *confusion* wie *pitiet*, *paor* u. a. wirken wie unbestimmte und unwirkliche Ungeheuer, Drachen, Dämonen, Kobolde, deren Vorhandensein der Mensch als Bedrohung seiner Lebenssphäre erlebt. An diesem Sprachgebrauch, auch wenn er erst wieder zum Teil von der Kirche neu vermittelt wurde, haften alte Vorstellungen vom Übel, das den Menschen „befällt" und „reitet" wie ein Nachtgespenst.

Die allegorische Verarbeitung

Eng verbunden mit dem weiteren Schicksal des Abstractum agens ist die Ausbreitung der Allegorie in der afrz. Literatur. Der sprachliche Typus und die bewußte Personifikation sind ohne Zweifel miteinander verwandt. Beide erheben den abstrakten Begriff zu einem persönlichen Wesen mit Absichten und Wirkungen, und der Übergang vom einen zum andern ist oft unmerklich, so daß eine Grenzziehung zwischen beiden häufig schwer ist. Die Allegorie hebt den im Typus liegenden Gedanken der Personenhaftigkeit ins Bewußtsein und macht daraus ein Gedankenspiel; was im Abstractum agens nur sprachliche Fiktion war, wird durch sie in das hellere Licht der Vorstellung gehoben. Jederzeit kann der in der sprachlichen Wendung eingeschlossene Gedanke hervorbrechen und eine bildhafte Verdeutlichung erfahren. Mit diesem Übergang, der dem auf belehrende Verdeutlichung gerichteten Sinn des Mittelalters nahelag, verläßt man oft, um mit Herder zu reden, die eigentliche Allegorie der Rede und gerät in die Allegorie der Kunst. Das durch die Sprache nur angedeutete Personenhafte wird ausgearbeitet, als ob die flüchtige Sprachbildung nicht genug gäbe. Was der Rosenroman bietet, sind Allegorien der bildenden Kunst, die durch ihre Ausführlichkeit

gegen den für die Sprachallegorie geltenden Grundsatz verstoßen: ,,Leicht müssen sie schweben, denn sie sind ätherischer Art“ [1]. Sünde und Schande, *pechiet* und *confusion*, die wir im frühesten Französisch als Abstracta agentia kennenlernten, sind kraft ihrer personenhaften Geltung in der Sprache Chaucers zu richtigen Personen geworden:

my sinne and my confusioun,
Which ouhten not in þi presence appeere,
Han take on me a greevous accioun
Of verrey riht and desperacioun;
And, as bi riht, þei mihten wel susteene
þat I were wurþi my dampnacioun. *ABC*, Buchst. C.

Während der bloße Typus des Abstractum agens die Art der Wirkung auf den Menschen nur unbestimmt wiedergibt, zwingt die Allegorie zu einer Verdeutlichung dieser Aktion und zu einer Individualisierung durch ein Bild. Die Wirkung eines Abstraktums auf die Person kann durch verschiedene Bilder ausgedrückt werden. Während in unsrem Zitat die Sünde als Anklägerin auftritt, wurden in Chaucers *ABC* kurz vorher (Buchst. B) die sieben Todsünden als Diebe dargestellt:

Loo how þat theeves seuene chasen mee!

Der allgemeine Gedanke der Schädigung durch die Sünde findet in der Allegorie also jeweils verschiedene Konkretisierungen. Die Sprache der Bibel bot nicht nur Beispiele des Abstractum agens, wie wir sahen, sondern auch Wendungen, die zu allegorischer Darstellung und phantasievoller Ausweitung geradezu herausforderten. So hat Ps. 84, 11 der Vulgata: *Misericordia et veritas obviaverunt sibi: justitia et pax osculatae sunt* im Mittelalter eine häufige, z. T. dramatische Ausgestaltung erfahren [2]. Hier sieht man, wie die Allegorie aus einem bloßen Sprachgebrauch hervorwächst wie ein Baum aus einem Samenkorn. Natürlich wohnt dem Gebrauch der Vulgata mit seiner Personifizierung schon die ganze künftige Entfaltung wie in einem Keim inne. Ähnlich ist aus dem afrz. Sprichwort *Nature passe nourreture* eine neue Mythologie mit Beziehung auf scholastische Gedankengänge erwachsen [3]. Angesichts solcher Beispiele könnte man versucht sein, die im 13. Jahrhundert in Frankreich wachsende Neigung zur Allegorisierung rein aus den vorhandenen der Sprache eigenen Trie-

---

[1] Herder, *Zur schönen Lit. u. Kunst.* 12. Teil. Karlsruhe 1821, S. 155.

[2] S. Rob. Reinsch, *La vie de Tobie*, de Guillaume le Clerc de Normandie. *Arch.* 62, 376. Das Paar findet sich auch sonst als handelnd:

Verite et misericorde
Li font, que de nos se racorde.

André de Coutance, *Résurr. de J.-Chr.* 17 722—23. (Reinsch, ed., *Arch.* 64, 193).

[3] Heinr. Gelzer, *Nature. Zum Einfluß d. Scholastik auf d. frz. Roman.* Halle 1917, S. 56—90.

ben zu erklären. Voßler leitet die Ausbreitung allegorisierender Tendenzen, wie sie uns besonders im Rosenroman entgegentreten, aus der Verinnerlichung, Subjektivierung und Ethisierung der Dinge und Begriffe in altfranzösischer Zeit her und macht sie als Ergebnis einer innerfranzösischen Entwicklung verständlich[1]. Was er über das personenhaft empfundene Wesen altfranzösischer Abstracta sagt, hat eine über diesen besonderen Fall hinausgehende Gültigkeit. Damit wollen wir sagen, daß das Abstraktum überhaupt eine Neigung zur Personifizierung in sich hat und daß nur so die Möglichkeit der Allegorisierung abstrakter Begriffe zu verstehen ist. Alle abstrakten Begriffe enthalten konkrete Vorstellungen in stärkerer oder geringerer Verblassung und lassen erkennen, daß das Abstrakte ebensowenig wie das Zeitliche ein autonomes und begrenzbares Gebiet der Sprache behauptet. Abstraktes wird aus Konkretem ähnlich wie Temporales aus Lokalem, mit unfixierbaren Übergängen und Oszillationen, und wird mit genau den gleichen Mitteln ausgedrückt wie das Konkrete. In ihrer sprachlichen Behandlung sind Abstrakta nichts anderes als Stoffe, Dinge, Wesen, Vorgänge oder Personen, und die Personifizierung ist weiter nichts als eine Erinnerung an die den Begriffen bei aller Verblassung noch innewohnende Wesenhaftigkeit. *Les abstractions créées par la pensée populaire prennent pour elle une sorte d'existence. Le monde a été rempli de ces entités. La forme de la phrase, où tous les sujets sont représentés comme agissants, est un témoin encore subsistant de cet état d'esprit. Le langage et la mythologie sont sortis d'une seule et même conception. Ainsi s'explique ce fait que la plupart des noms abstraits sont du féminin: ils sont du même sexe que ces innombrables divinités qui peuplaient le ciel, la terre et l'eau. Encore aujourd'hui — tant les choses ont de continuité — les philosophes qui raisonnent sur la Matière, la Force, la Substance, perpétuent plus ou moins cet antique état d'esprit*[2].

Auch wenn man annähme, daß die vom 12. Jahrhundert ab in Frankreich auftretenden sprachlichen Allegorien ausschließlich fremdem Einfluß zuzuschreiben sind, so ist diese charakteristische Beziehung zwischen Begriff und menschlicher Verkörperung irgendwo anders und früher einmal hergestellt worden. Wenn der sprachlichen Fiktion überhaupt ein Sinn beizumessen ist (eine Überzeugung, auf der unsere sprachlichen Untersuchungen fußen), dann müssen auch unsere oben angeführten Abstracta agentia, so formelhaft ihr afrz. Gebrauch auch ist, zumindest zur Zeit ihrer Bildung stärker und bewußter personenhaft empfunden worden sein. Es war durchaus möglich, daß sich an dem fast formelhaften Gebrauch einer kleinen

---

[1] *Frankreichs Kultur u. Sprache*, 2. Auflage Heidelb. 1929, S. 76 f.

[2] Michel Bréal, *Essai de Sémantique*, 6. Auflage S. 252—53. Dieses latente Weiterleben des Mythologischen im heutigen Sprachgebrauch erkennt Leo Spitzer mit Recht auch im unpersönlichen „es spukt, es regnet" u. dgl. *Das synthet. u. d. symbol. Neutralpronomen im Frz. Stilstudien* I. 201 ff. u. I. 221.

Menge von Abstrakten die Vorstellung eines personenhaft wirkenden Begriffes neu entzündete, daß man die in ihm enthaltene sprachliche Fiktion ernstnahm, mit Anschauung erfüllte und bewußte Personifikationen schuf. Warum soll ein Dichter, welcher vorhandene Schablonen und erstarrte Wendungen mit Sinn und Leben erfüllt, dieses formelhafte „als ob" einer handelnden Person nicht ernstgenommen haben? Wir meinen sprachlich und dichterisch ernstgenommen, indem er die in ihnen liegende Anschauung bereitwillig und konsequent anerkannte, wenn sie seine Darstellungslust und Phantasie ansprachen. Es wäre abwegig, aus dichterischen Personifikationen Schlüsse ziehen zu wollen, die über das Sprachliche hinausgehen. „Solche Gleichsetzungen finden immer nur für den Moment der angeschauten Tätigkeit statt"[1], auch wenn sie dauernde sprachliche Gepflogenheiten sind. Ein undichterischer und hausbacken-nüchterner Verstand wird sich beim Gebrauch der Formel des Abstractum agens dagegen verwahren, daß er sie ernstnehme: *Il fault bien dire que ceste tromperesse Fortune l'avoit bien regardé de son mauvais visaige. Mais, pour mieulx dire, il fault respondre que telz grandz mistères ne viennent point de Fortune et que Fortune n'est riens, fors seullement une fiction poetique et qu'il failloit que Dieu l'eust habandonné, à considerer toutes ces choses devant dictes et assez d'autres que je n'ay point recitées*[2]. Aber auch ein Dante fühlt das Bedürfnis, die von ihm selbst angewandte sprachliche Allegorie zu rechtfertigen durch den Hinweis auf das Beispiel der klassischen Autoren *(Vita Nuova* 25*)*. Er ordnet sie in das Begriffsschema der Scholastik ein: *Molti accidenti parlano, sì come se fossero sustanzie e uomini*. Ebd. 25, 8.

Bei aller Anerkennung der in der Sprache liegenden Tendenz zur Beseelung der Abstrakta darf man eine Erscheinung wie die Allegorisierungen des Rosenromans nicht daraus erklären. Diese sind nicht das Ergebnis einer Weiterbildung vorhandener altfranzösischer Sprachtriebe, sondern die gewaltsame, bewußte und konsequente Durchführung einer literarischen Stilform. Ein Begriff wie *dangier* z. B., der in seiner allgemeinen damaligen Verwendung noch fast ausschließlich den Begriff des Bereiches vertrat und vorwiegend spatiale Vorstellungen auslöste *(je suis e n son dangier)*, wäre aus seiner eigenen Bedeutung heraus ohne eine forcierte Allegorisierung kaum so schnell ein Abstractum agens geworden. Oder wenn in der auf das Vorbild der „Hochzeit der Philologie und des Merkur" des Martianus Capella zurückgehenden französischen Allegorie des 13. Jahrhunderts von der „Hochzeit der sieben freien Künste" diese, die alle Feminina sind *(Grammaire, Rhétorique, Logique* usw.), mit Begriffen ebenfalls weiblichen Geschlechtes wie *Foi*, *Aumône*, *Pénitence* u. a. vermählt werden, so geschieht dies nicht aus dem der alt-

---

[1] Voßler, *Gesamm. Aufsätze zur Sprachphilosophie*, München 1923, S. 216.
[2] Commynes, *Mémoires*, IV. 12 (Éd. Calmette).

französischen Sprache innewohnenden Geist heraus. Es widerstrebt vielmehr dem naiven und unverbildeten Sprachgefühl, wenn *Foi* als *serjant Deu* bezeichnet und von Grammaire zum Ehegatten begehrt wird. *Foi* ist nicht als bloßer Name gewertet, sondern mit ausdrücklicher Beziehung auf seinen Wortsinn gebraucht[1]. Kein Zweifel, daß das allegorische Denken die Vorstellung der Abstrakta als handelnder Wesen allgemein fördert und die Entwicklung in diese Richtung vorwärtstreibt. In den auf den Rosenroman folgenden Jahrhunderten ist es oft schwer, zu erkennen, welchen Anteil im einzelnen Fall des Abstraktums das Vorbild der Allegorie hat.

Die Freude an allegorischen Darstellungen, die von der lehrhaften Neigung zur Verdeutlichung getragen wird, ist bereits ein Charakterzug des höfischen Romans. Bei Chrestien finden wir verschiedene Stufen und Grade der personenhaften bzw. allegorischen Verwendung des Abstraktums beisammen, die sich nach der Anschaulichkeit der Vorstellung voneinander unterscheiden[2]. Am deutlichsten, bewußtesten und ausführlichsten personifiziert er seine Begriffe, wenn sie der engeren Sphäre der Minne, höfischer Ideale und Qualitäten angehören. *Amor* nimmt begrifflich und sprachlich eine Sonderstellung ein, er ist ein aktives und wirkendes Wesen *par excellence*, und wir wissen, daß Chrestien in dieser Verwendung der Erbe einer Tradition ist, die über die provenzalischen Minnesänger auf Ovid zurückgeht. Nicht nur das Thema der Minne im allgemeinen, sondern das Vorkommen des sprachlichen Typus, der Amor zum handelnden Prinzip macht, ist schon ein Kriterium für literarhistorische Zugehörigkeit. Verse wie diese

l'amors Folcon l'a si prise et laciee,
ne li faudra, si ert lor mors jugiee.

Folque de Candie 1927—28, (zit. nach Voretzsch, *Afrz. Leseb.*², S. 90) beweisen allein schon die Beeinflussung durch höfische Vorbilder. Stellen in der Chanson de Geste, die von der Wirkung der Liebe sprechen, fallen auf: *Amors la tient, ne la lesse durer Qui a maint saje fet folie penser. La Mort Aym. d. Narb.* 3465—66. Der motivgeschichtlichen Anleihe dieses späten Epos beim Trojaroman, wie sie Couraye du Parc wahrscheinlich macht (S. XII der Ausgabe der *SATF* von 1884), entspricht die Einführung des Amor agens. Wenn mit der 250. Laisse des *Raoul de Cambrai* eine in Thema und Darstellung von der bis-

---

[1] *Le mariage des sept arts*. Éd. A. Långfors, Paris 1923, I. 69 ff.

[2] Die Herausgeber altfrz. und altprov. Texte pflegen die entschiedenen Allegorien abstrakter Begriffe wie Personennamen groß zu schreiben: *Amors*, *Haïne*, *Feintise* usw. Diese scharfe orthographische Grenzziehung wird der Mehrstufigkeit des alten Sprachgebrauches nicht gerecht. Es kommt vor, daß ein und derselbe Begriff unmittelbar aufeinanderfolgend als Personifikation und in gewöhnlichem Gebrauch auftritt, ohne daß der Dichter sich darum kümmert, „im Bilde" zu bleiben. Vgl. etwa *Yvain* 6050. Siehe darüber auch A. Jeanroy, *La Poésie lyrique des Troubadours*. II. 121.

herigen Geste stark abweichende Fortsetzung beginnt, so wundern wir uns nicht, hier unserem Amor zu begegnen: *Tant l'argüa l'amor del chevalier, Qe en la place ne pot plus atargier.* 5609—10. Dieser wird in der Minnedichtung der Hauptschuldige an allen Kalamitäten. Was er alles fertig bringt und wessen er fähig ist, zeigt etwa eine Aufzählung seiner Funktionen im *Compendium Amoris*[1], wo in 44 Versen, die alle mit *Amor* als Subjekt beginnen *(Amor het tote vilenie* 160) dieser Gedanke zu Tode gehetzt wird. Den vielseitigen und durchgreifenden Wirkungen, welche die Minnedichter dem Amor zuschreiben, läßt sich eine weitere hinzufügen, die der Philologe erkennt: Der Liebesgott beherrscht auch die Sprache der mittelalterlichen Autoren in weitem Umfang durch diese Denkform des Abstractum agens, die ihnen nur zu häufig ihre sprachliche Eigenart und Originalität nimmt. Das Virgilsche *Omnia vincit amor* (Ecl. 10, 69) lebt nicht nur als Gedanke, sondern als Sprachkörper in zahllosen mittelalterlichen Äußerungen weiter. Dante hat der Wirkung der Liebe in Form des Abstractum agens in den Worten der Francesca (Inf. V. 100—106) eine einmalige Gestalt verliehen, der nichts mehr von der sonstigen Banalität des Typus anhaftet.

Der psychologisierende höfische Dichter hat seine Freude am Ausspinnen des Gedankens, wie Liebe und Haß im Menschenherzen beisammen wohnen und sich zueinander verhalten. Es ist für ihn eine willkommene Gelegenheit, die abstrakte Beziehung der beiden in anschaulichen Handlungen und Verhältnissen zu sehen und die Begriffe mit allerhand menschlichen Attributen auszustatten:

An un ostel, si con moi sanble,
Ne pueent eles estre ansanble;
Que ne porroit pas remenoir
L'une avuec l'autre an un menoir,
Que noise et tançon n'i eüst,
Puis que l'une l'autre i seüst.
Mes an un chas a plusors manbres;
Que il i a loges et chanbres.
Einsi puet bien estre la chose:
Espoir Amors s'estoit anclose
An aucune chanbre celee,
Et Haïne s'an iere alee
Es loges par devers la voie,
Por ce que viaut, que l'an la voie.
Ore est Haïne mout an coche;
Qu'ele esperone et point et broche
Sor Amor, quanquë ele puet,
Et Amors onques ne se muet.
Ha! Amors, ou es tu reposte?
Car t'an is! si verras, quel oste

[1] Reinsch (ed.), *Arch.* 64, 168.

Out sor toi amené et mis
Li anemi a tes amis. Yvain 6027—48.

Der Streit der Begriffe untereinander um den Menschen, wie er für das Mittelalter durch die Psychomachie des Prudentius maßgebend geworden war, ist der Chanson de Geste auch in der einfachsten sprachlichen Gestaltung noch unbekannt. Er ist eine unvolkstümliche und literarische Errungenschaft der höfischen und epischen Poesie. Er ist ein Mittel, um den zaudernden und unentschlossenen Menschen darzustellen. Der seelische Vorgang wird durch ihn dramatisiert:

Haïne et corrous li desfent
A faire pais, ne mais pitiez,
Humelitez et amistiez,
Qu'il a vers sa fille, l'ensaigne
A faire pais.
G. de Montreuil, *Cont. de Perc.* 13 606—10.

Die Grenze zwischen der bloßen Formel des Abstractum agens und der eigentlichen Allegorie ist hier nicht zu ziehen.

Ein fortgeschrittener Zustand in der Anwendung abstrakter Begriffe ist deren Ordnung, Gruppierung, wertmäßige Abstufung und die Herstellung gegenseitiger Beziehungen unter ihnen, so daß man von einer gewissen Hierarchisierung sprechen darf. Die Begriffe bilden wie einen autonomen Bereich und verraten die Neigung nach einer an gesellschaftliche Gliederung erinnernden Ordnung. Wir denken dabei nicht etwa an Bildungs- und Herkunftsunterschiede innerhalb des Wortschatzes, sondern an die geistigen und seelischen Beziehungen, welche man zwischen den Begriffen herstellt, um Wertungen und Vorlieben ästhetisch-sittlicher Art auszudrücken. In den Chansons de Geste ist eine solche Wertung der Begriffe noch nicht ausgebildet, da sie dem Wesen der volkstümlichen Dichtung wohl fremd ist. Das Rolandslied kennt nicht das Abwägen, Abgrenzen, Bedingen und Überordnen der Begriffe, weil es in einer Atmosphäre seelischer Selbstverständlichkeiten atmet. Erst in einer höfischen und aristokratischen Luft und im Streben nach Vornehmheit der Gesinnung und Lebenshaltung treten auch die seelischen Werte deutlicher zueinander in Beziehung und bilden eine Art Gesellschaft. Diese Stufe ist in Chrestiens Gedankenwelt erreicht. Mit dem der Gesellschaft entnommenen Vergleiche mit der Königin und mit dem Bilde der Rose schafft er eine Rangordnung der Rittertugenden wenigstens insofern, als er sie alle der Freigebigkeit unterordnet:

„*Biaus fiz!*“, *fet il*, „*de ce me croi,*
Que largesce est dame et reïne,
Qui totes vertuz anlumine.“ Cligès 192—94.

Bei Chrestien ist der Gebrauch des personenhaft handelnden Abstraktums auf die der Liebessphäre angehörenden Begriffe ausge-

dehnt. Sie stellen einen großen Teil der im weiteren Mittelalter in der französischen Sprache üblichen Agentia. In erster Linie sind es die traditionellen Trabanten Amors, die Begleitumstände, Reizwirkungen und Folgeerscheinungen der Minne, die ihre Funktionen in mehr oder weniger großer allegorischer Deutlichkeit ausüben: *Douceur: La grant douceur qui les souprent. Compend. Amoris* 59 (Reinsch, *Arch.* 64, 167 ff.); *Douz regart: Le douz regart si fort li nuist.* Ebd. 83; *Fol penser: De fol penser, qui les encumbre.* Ebd. 116; *Esperance: Qu'esperance traï l'avra.* Yvain 2662; *Joie: Chevaliers, joie t'a traï. Erec* 5706; *joie son cuer acole. Branches des Royaux Lignages, Chron. d. Guill. Guiart* I. 6190 (Tobl.-Lomm.). Manche Begriffe kehren mit traditioneller Funktion wieder. Die Hoffnung betrügt oder tröstet: *esperance m'a tray. Best. d'amour rimé* 1685 (Ed. Thordstein); *Ceste esperance le conforte.* G. d. Montr., *Contin. d. Perc.* 6271—72; *Desperance: Desperance, comant qu'il aille, Les anhardist de la bataille. Cligès* 1677—78; *Biautez: Sa biautez d'amor m'aluma. Erec* 3644. Ebd. 3291, 4699—1700; *sa biautés le cuer m'esclaire. Auc. et Nic.* 3, 16; *Mais biauté de feme a maint home Trahi et dechut.* G. d. Montr., *Cont. d. Perc.* 12 767—68; *Cuer: Mes mes fos cuers leanz me tire, Si ferai ce, que mes cuers viaut. Yvain* 5176—77; *Et si con ses cuers li consoille. Cligès* 413; *Ce que mes cuers me comandoit. Rose* 1759. Anfänglich ist der Begriff des personifizierten Herzens ein Bestandteil der Minnesprache und findet sich nur in der höfischen und galanten Dichtung, in traditioneller Weise als Organ und Aktor erotischer Triebe. Später erweitert sich sein Gebrauch zum Begriffe des Seelischen überhaupt, und es ist beachtlich, daß er gerade außerhalb der eigentlichen und beflissenen Kunstliteratur, im Munde eines nüchternen Darstellers, eine originelle und eindrucksvolle Verwendung erfährt: Commynes berichtet von dem kranken Ludwig XI: *et me esbahissoie comme il povoit aller par pays, mais son grand cuer le portoit. Mém.* VI. 6. Allgemeinere Seelenregungen, die sich bei Chrestien als Abstracta agentia finden, sind *duel: Car mout estoit et pale et tainte, Si l'avoit ses granz diaus atainte. Erec* 5243—44; *Plus le desvoie et plus l'enivre Diaus, quant il l'a, que un autre home. Yvain* 3580—81; Es kommt bereits im Alexius vor: *Cist dols l'avrat enquoi paracorede.* 400. Vielleicht entstammt dieser Gebrauch des Wortes der emotionellen Sprache der Religion. Er ist verhältnismäßig oft vertreten: *Je quit li deus vos fera esragier. Aliscans* 1566; *Car trop granz diaus le cuer li serre.* G. de Coincy, *Nat. J.-Chr.* 473; *la dolor Me faisoit muer la color. Rose* 1871—72; *Tant grant douleur le cuer me point. Passionsspiel* der Palatina 983 (Ed. K. Christ, *ZRPh.* XL. 449) *Tan crei que·m destrenha lo dols, que m'estenha.* B. d. Born (Ed. Stimming) 8, 10—11. Ähnliches gilt vielleicht von *Honte: Que maintenant honte et vergoingne Li cort sus et si giete fors Le povre cuer, qu'il a el cors, Si le done sodainnemant Cuer de prodome et hardemant. Yvain* 3176—80; *si grant honte mon cors enlace. Adamsspiel* 401. Es ist wahrscheinlich, daß der Schmerz und die Schande ihrem Vorkommen

innerhalb eines religiösen Sinnzusammenhangs das frühe Eindringen in den Typus des Abstractum agens im Afrz. verdanken. Die Schande findet sich zusammen mit der Sünde: *no tem peccat ni sap ques es vergonha.* P. Vidal (Ed. Anglade VII. 6)[1]. Wie personenhaft wirksam man einige Begriffe empfand, zeigt ihre sprachliche Koppelung mit dem Wort „Gott". *Dieu et mon droit* scheint eine frühe Devise gewesen zu sein: *Ocis l'eüst, sachies a esciant, Mais Diex et drois aida B(ernier) tant, Lez le costé li va le fer frotant. R. d. Cambr.* 3100—02; *Des et li droiz, que je i ai, An cui je me fi et fiai Toz tans jusqu'au jor, qui est hui, An soit an aïe a celui, Qui . . . Yvain* 5983—87; *Car Dieus et fois et loiautez Nous aidera et nostre drois.* G. d. Montr., *Cont. d. Perc.* 7876—77; diese aktive Verwendung von *Dieu et mon droit* ist nur ein Sonderfall des allgemeinen gepaarten Vorkommens der beiden Begriffe: *Tant me fi en Dieu et en droit.* G. d. Montr., *Perc.* 11 774.

Die weiteren von Chrestien als Agentia gebrauchten psychologischen Begriffe sind: *Franchise: L'an mainne anz el palés a mont Si con franchise le semont. Erec* 5959—60; *Coardise: Mes je sai bien, que coardise Vos fet ma fille refuser. Yvain* 5494—95; *Folie: Folie t'a amené ça. Erec* 848; *Folie me fist demorer. Yvain* 6784; das Wort findet sich schon in der Chanson de Geste als Agens: *Molt grant folie vos en fist or parler. Aliscans* 3821; *folie vos desroie. Ren. d. Mont.* 14 227. *Jovenetez — Anfance: Mes jovenetez et anfance Li firent Cligès anhatir De behorder au departir. Cligès* 2878—79. Ritterideale, ihre Übertreibung und ihr Gegenteil sind es, die hier mit der Symbolik der Sprache als wirkende Mächte dargestellt werden. In den Bereich dieser Polarität zwischen dem — im höfischen Sinne — Gutes und Schlechtes Bewirkenden gerät bei Chrestien auch der Begriff der Armut: *Povretez fet mal as plusors Et autresi fet ele moi. Erec* 510—11; *Povretez maint prodome aville.* Ebd. 1560; *Povretez li a fet user Cest blanc chainse.* Ebd. 1568—69.

Mit dem Anwachsen der Begriffe, die als Abstracta agentia verwendet werden, geht eine Zunahme der ihnen zugeschriebenen Funktionen Hand in Hand. Die Einbeziehung aller möglichen Formen des Handelns in unseren Typus ist ein Vorgang, der von den gröberen, gebärdenhaften, direkten und sinnfälligen Aktionen zu den feineren, differenzierteren Regungen des Willens fortschreitet. Von der bösen Gewalttätigkeit der ältesten Abstracta agentia — *confondre, encombrer, angoissier, courre sore, prendre, apresser, argüer, envahir, atteindre, remordre, destreindre* —, die größtenteils auch von tierischen, dummen, blinden und gefühllosen Wesen und Mächten gelten kön-

[1] Edw. Schröder *(Zeitschr. f. vergl. Sprachf.* 56, 106—116) belegt die Verbindung „Sünde und Schande" in der deutschen Literatur seit 1200 und will aus ihrer häufigen Koppelung das Etymon von „Sünde" mit dem von „Schande" in Zusammenhang bringen. Doch entspringt diese Koppelung eher christlicher Gedankenverbindung als altgermanischer Begriffs- und Wortverwandtschaft. Siehe etwa: *Vieulz pechiez fet novele honte. Prov. franç. antér. au XVe siècle.* Nr. 2481.

nen, führt eine Wandlung zu vielfach intellektuelleren und neutraleren Äußerungen eines geistigen Agens: *trahir* Yvain 2662; *conforter* Rose 2620; *vouloir* Yvain 5177; *conseiller* Clig. 413; *comander* Rose 1759; *doner* Yvain 3180; *semondre* Andr. d. Cout., Rés. d. J.-Chr. 5; *estre en aïe* Yvain 5983—87; *aidier* G. d. Montr., Perc. 7876—77; *faire* plus Infinitiv Yvain 5494; *tirer* Yvain 5176; *porvoir* G. d. Dole 770; *adrecier* Ebd.; *mener* Vair palefroi 1203; *enseignier* Ad. spiel 619; *restorer* Best. d'am. rimé 833; *recovrer* Clig. 2734; *condicionner* Rose 14 478; *demander* G. d. Coincy, Nat. N.D. 497; *amener* Yvain 3490; *departir* Yvain 6239; *requerir* G. d. Dole 2324; *decevoir* Vair palefroi 1002; *acoler* Chron. d. Guill. Guiant; *aviller* Erec 1560; *sorlever* Erec 2606.

In diesem Sprachgebrauch vermenschlichen sich die Abstrakta nicht nur in dem Sinne, daß man ihnen Sprech- und Denkakte zuerkennt, sondern auch dadurch, daß ihnen die feindliche und drohende Gebärde nicht mehr als ureigener und selbstverständlicher Trieb zugeschrieben wird. Wie wohlwollende Feen zitiert Enide an der vermeintlichen Leiche Erecs seine Vorzüge in suggestiver Personifizierung:

Ha, fet ele, con mar i fus,
Sire, cui parauz estoit nus;
Qu'an toi s'estoit biautez miree,
Proesce s'i iert esprovee,
Savoirs t'avoit son cuer doné,
Largesce t'avoit coroné,
Cele sanz cui nus n'a grant pris. *Erec* 4635—41.

Chrestiens Abstrakta stehen bereits in einer helleren, rationaleren, wirklicheren Atmosphäre und verraten die geistige Tendenz, die Welt zu anthropomorphisieren. Es ist ein Schritt vom Mythos zum Logos, mit einer wechselseitigen Beziehung zur Allegorie. Er bereitet ihr ebensosehr den Weg wie er von ihr bedingt ist. Allegorie und Entmythisierung halten miteinander Schritt, ja sie sind zwei Seiten des gleichen Vorganges. Das den Menschen bedrohende, bedrückende abstrakte Etwas erhält mit fortschreitender Entwicklung durch die immer schärfere Benennung deutlichere Umrisse. Nachdem die allegorische Einkleidung der abstrakten Begriffe, die sich um Amor scharten, in der höfischen Dichtung vollzogen war und die Allegorie als literarische Gattung im Rosenroman ihren typischen und auf Jahrhunderte hinaus wirksamen Vertreter gefunden hatte, konnte sich der Kreis der Begriffe, die man als persönlich handelnde Wesen darstellte, rasch erweitern und es ist begreiflich, daß der Typus des Abstractum agens vom 13. Jahrhundert ab durch die allegorisierende Tendenz einen gewaltigen Auftrieb erfährt. Es ist unmöglich, einen engeren Bezirk der sich um die Minne gruppierenden Begriffe gegen einen viel weiteren, der alle möglichen Abstraktionen umfaßt, abzugrenzen. Manche Begriffe, wie *esperance*, *souffrance* u. a.

ziehen im Gefolge Amors zum ersten Mal als handelnde Personen in die Sprache ein, ohne diesen besonderen Gebrauch und Platz, d. h. die Beziehung auf die Minne, beizubehalten. „Alle christlichen und alle gesellschaftlichen Tugenden, die ganze Ausbildung der Lebensformen waren durch das System der Minne in den Rahmen treuer Liebe eingefügt“[1]. Das bedeutet auf das Sprachliche übertragen, daß alle möglichen Begriffe in eine Beziehung zum Wirken der Liebe gesetzt werden und gleich dieser in einer großartigen Gleichschaltung als Agentia auftreten können.

Die bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts verwendeten Abstracta agentia sind in der weitaus überwiegenden Mehrzahl Wörter, die einen inneren, seelischen Vorgang oder Zustand des Menschen bezeichnen, Willensregungen wie *convoitise*, *talent*, Gefühlswallungen wie *orgueil*, *peur*, *amour*, *honte*, *pitié*, *espérance*, natürliche Bedürfnisse wie *faim*, *sommeil*, Krankheiten oder Übel wie *mal*, *peine*, *confusion*, Gesinnungswörter wie *coeur*, *conscience*, *péché*. Ihnen gegenüber treten Begriffe, welche objektive Zustände und Werte, das Leben regierende Gewalten und Gesetzmäßigkeiten bezeichnen, noch zurück. Diese werden im 14. und 15. Jahrhundert häufiger und dokumentieren eine seelische Entleerung unseres Sprachtypus. Es ist für das Afrz. charakteristisch, daß der Vorgang sich in der Richtung von innen nach außen, vom Gesinnungs- zum Gesetz- und Machtmäßigen vollzieht. Diese Richtung ist kein selbstverständliches Gesetz sprachlicher Entwicklung. Man könnte vor einem genauen Studium der Wandlungen, die das Abstractum agens durchmacht, das Gegenteil erwarten, nämlich daß die ersten und ältesten Beispiele des Typus im Französischen die Wirkung eines Äußeren und Sinnfälligen darstellen, das allmählich verseelischt wird. Das Christentum mit seiner Blickbeschränkung auf die im Menschen selber sich abspielenden Vorgänge hat hier der Volkssprache vom Anbeginn ihrer literarischen Überlieferung an seinen Stempel aufgedrückt.

Die stilistische Vielseitigkeit des Abstractum agens zeigt sich bereits bei der Vergleichung des Platzes und Ranges, den es in der Chanson de Geste und im höfischen Roman einnimmt. Seine wertende, belehrende, unterstreichende Funktion tritt in letzterem stärker hervor. Der höfische Dichter stellt gern die das ganze Wesen und die Haltung eines Menschen bestimmenden Qualitäten im Abstractum agens zusammen, um in einem einzigen Satz das Charakterbild festzuhalten:

Car ses granz pris et ses renons
Et ses granz cuers et sa proece
Le porvoit si bien et adrece
Qu'il a terre et avoir assez. Guill. de Dole 768—71.

Es handelt sich hier nicht um die momentane Einwirkung und Nötigung zu einer Einzelhandlung, sondern um eine generelle Wesens-

[1] Huizinga, *Herbst des Mittelalters*, S. 152.

bestimmung, um das, was den Menschen überhaupt ausmacht, ihn leitet, bewegt, hebt, ziert, adelt. Hinter solchen Äußerungen steht das der Chanson de Geste unbekannte höfische Wertideal.

Das Thema der Abhängigkeit bei den Provenzalen

Das Abstractum agens ist ein charakteristisches Element der Trobadordichtung. Am Anfang, bei Wilhelm IX. z. B., finden wir es noch spärlich. Im Lauf des 12. Jahrhunderts wird es häufiger und wächst immer mehr in eine bestimmte Rolle und Funktion hinein, die es innerhalb des sprachlichen Aufgabenbereiches der Minnedichtung ausübt. Seine wichtigste Aufgabe ist, die Allmacht der Liebe darzutun. Amor nimmt, wie nicht anders zu erwarten, von Anfang der Trobadordichtung an eine Ausnahmestellung unter den Abstrakten ein[1]. Er ist der Hauptakteur und Hauptverantwortliche an allem, was sich im sentimentalen Bereich zwischen Trobador und Dame abspielt. In der deutlicheren Vorstellung der Provenzalen erscheinen darüber hinaus die abstrakten Begriffe als Wesen, die ganz aus der Person herausgetreten sind, sich ganz von ihr distanziert haben und von außen wirken. Der Trobador unterscheidet sich von anderen Liebhabern und Liebesdichtern u. a. dadurch, daß er sein subjektives Gefühlsleben in eine Welt objektiver Beziehungen hineinstellt und sein Schicksal und Erleben als Resultante und Wirkung abstrakter Wesenheiten darstellt. Er sieht sich ganz als Objekt der Mächte, denen er ein persönliches Tun, eine Seele und Absicht andichtet. Von allen Seiten regnet gleichsam die abstrakte Wirkung auf ihn herab:

Amors e jois m'enclau
Et amezura·m sens,
E beutatz e jovens
M'alegra e m'esjau,
E·l francs cors gais e gens
M'es de totz mals garens.
Bel ris ab dous esgar
Me fan rir' e jogar,
Cortes solatz me reten e·m gazanha
E gaugz entiers me tol trebalh e lanha.

P. Vidal, XXIII. 41—50 (Éd. Anglade).

Ist er glücklich, dann ist es deswegen, weil die vollkommene Freude *(gaugz entiers)* über die Traurigkeit siegt. Das Menschenherz erscheint in dieser sprachlichen Fassung nur mehr wie ein Kampfplatz der Begriffe. Das Gegeneinander der Seelenkräfte, Gefühle, Leidenschaften und Werte, dessen Urbild der Kampf der Tugenden und Laster in der Psychomachie des Prudentius ist, wird zu einer von den Trobadors bevorzugten Denkform. Darüber hinaus dient das Abstractum agens häufig der sentenziösen Formulierung allgemeiner Wahrheiten im Sinne der Minnedogmatik:

[1] S. A. Jeanroy, a. a. O., II. 117 ff.

Quar per razo val bona fes
Lai on falh poders de servir.
Qu'en las ricas cortz pietatz
Dezencolpa·ls plus encolpatz;
Per qu'umilitatz ab ricor
Don' a totz autres jois sabor.
P. Vidal, XXV. 35—40.

Die kurze und elegante Wiedergabe aller möglichen Inhalte mittels des Abstractum agens war den Provenzalen willkommen. Besonders verführte die Möglichkeit, eigene seelische Zustände als objektive Gegebenheit darzustellen:

humilitatz
E pretz e pietatz
Vos met' entre mos bratz. P. Vidal, XV. 68—70.

Die Fiktion, welche hinter diesem häufigen Gebrauch des Abstractum agens steht (denn der bloßen sprachlichen Zweckmäßigkeit und Kürze des Ausdrucks verdankt dieses hier kaum seine Beliebtheit), ist das Bewußtsein der eigenen Abhängigkeit, Hilflosigkeit und Verantwortungslosigkeit gegenüber dem, was geschieht und auch dem, was man selber tut. Dem menschlichen Willen sind Grenzen gesetzt. Eine ungestüme Macht kommt über den Menschen und macht ihn zum Gegenstand ihres Handelns:

Una dolors esforciva
Me pren e·m tocha e·m briva
E no vol que ieu plus viva,
Tant es contra me esquiva.
Gaucelm Faidit (Kolsen, *D. d. Trob.* 38, 1—4).

Die Aktion des Abstraktums ist bei den Trobadors eine viel grundsätzlichere und ernster zu nehmende Angelegenheit als etwa in der Chanson de Geste. Sie ist der stets wiederholte Ausdruck der Gesinnung, die da sagt: Was kann ich dafür? Die Willenlosigkeit und Machtlosigkeit ist ein wesentliches Thema dieser Poesie. Eine häretische Leugnung der eigenen Verantwortung sieht das Ich nur als Opfer und Schauplatz. Die Grenzen des moralischen Bereiches (ich handle gut oder schlecht) sind weit zurückgedrängt durch die fatalistisch-deterministische Fiktion: Es vollzieht sich an mir eine fremde Notwendigkeit.

Diese Vorstellung der eigenen Hilflosigkeit und Abhängigkeit, eines der wichtigsten Themata der provenzalischen Dichtung, hat sich in der Trobadorsprache neben dem Abstractum agens einige andere bemerkenswerte Symbole geschaffen. Es sind das Schiffssymbol und die Emanzipation der Organe. Der Dichter sieht sich gern als ein dem Wind und den Wellen preisgegebenes Schiff, das nicht die Macht hat, seinen eigenen zielbewußten Kurs zu steuern. Der Wille der Herrin bestimmt seine Richtung:

c'atressi·m ten en balansa
com la naus en l'onda. B. d. Vent. 44, 39—40.
(Appel)

e d'autra part sui plus despers
per sobramar
que naus, qan vai torban per mar
destreicha d'ondas e de vens;
aissi·m destreing lo penssamens.
G. d. Bornelh (Appel, *Pr. Chr.* 22, 35—39).

Plus que la naus q'es en la mar prionda,
non ha poder de far son dreg viatge
entro qe·l venz socor de fresc auratge
e la condui a port de salvamen,
non ai poder Cadenet 18 a, 1—5 (Appel).[1]

Die andere Stileigentümlichkeit, die Emanzipation der Organe[2], ist den Trobadors schon von Anfang an vertraut. Wir verstehen darunter die sprachlich-dichterische Verselbständigung eines menschlichen Organes, das wie ein persönliches Wesen handelnd gedacht wird und eine besondere Art von Abstractum agens darstellt. Das Organ, das dieser Ausdrucksweise am frühesten verfällt, ist das Herz, das durch seine meist übertragene und symbolische Bedeutung nicht als eigentlicher Körperteil aufgefaßt wird. Wilhelm von Poitou sagt von seinem Herzen, daß es weder schlafe noch lache, weil er von der Geliebten ohne Botschaft sei (*Les Chansons de Guill. IX.*, Éd. Jeanroy, Paris 1927, X. 7—9). Der wesentliche Grund zu dieser Präsentation eines Organes liegt in dem Bestreben, die Verantwortung und Schuld für ein Geschehen von der Person wenn auch nur durch eine sprachliche Fiktion auf einen imaginären Urheber abzuwälzen. Durch diese Ausdrucksweise stehen sich das zur Person erhobene Organ und die eigentliche Person oft in einem sehr gespannten Verhältnis gegenüber. Die Fiktion wird soweit getrieben, daß der Trobador seinen Augen Vorwürfe macht:

E si·n repti d'engan mos huoills amdos,
Que·m fan amar lieys, que plus mi guerreya.
Alb. de Sestaro (Kolsen, *D. d. Trob.* 20, 10—11).

Dante, der Schüler der Provenzalen, deutet das Metaphorische dieser Ausdrucksweise durch ein *quasi* an: *la mia lingua parlò quasi come per se stessa mossa. Vit. Nuov.* 19, 2. Man weiß, welche Rolle diese Fiktion bei Petrarca und den von ihm beeinflußten späteren Dichtern spielt. Die diesem Gebrauch besonders unterworfenen Or-

---

[1] Jeanroy, a. a. O., II. 125 weist auf eine mir unzugängliche Stelle bei Arnaut d'Aganges hin (*Quan lo tems*, c. 4; M. G., 1082). Appel erwähnt weitere Belegstellen und zitiert auch ein mittellat. Beispiel dieses Bildes (*Der Trobador Cadenet*, S. 65 u. S. 110, Anm. 35).

[2] So nenne ich diese Erscheinung nach W. Beinhauer, *Beiträge zu einer span. Metaphorik. Rom. Forsch. 55, 47.*

gane sind neben dem Herzen die Augen, der Mund, die Hände. In der französischen Literatur taucht dieser Typus erst in den von der Antike und den Trobadors beeinflußten Romanen am Ende des 12. Jahrhunderts auf. Bei Chrestien spielt das Herz als eine vom Ich losgelöste Person schon eine große Rolle. Die Desintegration der Person, ihre Spaltung in einander widerstrebende, voneinander beherrschte, sich voneinander distanzierende Bestandteile des Bewußtseins, wobei das Ich als solches stets in der Rolle des passiven, geführten, betrogenen, veranlaßten Teiles auftritt, geschieht in erster Linie mittels dieses Abstractum agens. Chrestien, der Psychologe und Realist, übernimmt den provenzalischen Gebrauch nicht bedenkenlos. Der herkömmlichen Anschuldigung der Augen als der Kuppler stellt er ihre Aufgabe als bloße Werkzeuge des menschlichen Willens entgegen. Soredamors, die sich in Alexandre verguckt hat, weiß die Verantwortlichkeiten zu trennen:

Et que m'ont donc forfet mi oel,
S'il esgardent ce que je vuel?
Quel coupe et quel tort i ont il?
Doi les an je blasmer? Nenil.
Cui donc? Moi, qui les ai an garde.
Mes iauz a nule rien n'esgarde,
S'au cuer ne plest et atalante. Cliges 501—507.[1]

Die sachliche Berichtigung des Verhältnisses zwischen Augen und Ich verhindert aber nicht die sprachliche Emanzipation der ersteren, so wenig wie die kopernikanische Erkenntnis die alte Sprachgewohnheit, daß die Sonne auf- und untergeht, im geringsten einschränkt. Nachdem die Redensart einmal in einem bestimmten Zusammenhang möglich geworden ist, bleibt sie üblich und bezeichnet die Spur, welche die Minnedichtung der Provenzalen hinterläßt. Chrestien macht trotz seiner Bedenken davon Gebrauch:

Li oel ne m'an mantirent mie. Cliges 4448.

Der Ausdruckswert solcher Wendungen schwankt nach der Deutlichkeit, mit der die Organe als selbständig handelnde Wesen dar-

[1] Chrestien hat überhaupt die Gewohnheit, die Fiktionen der Trobadorsprache zu enthüllen und sich von ihnen zu distanzieren. Das tut er z. B. auch mit dem Ausdruck „sein Herz verschenken“:

Ses iauz et son cuer i a mis
Et cil li ra le suen promis.
Promis? Mes doné quitemant.
Doné? Non a, par foi, je mant,
Car nus son cuer doner ne puet.
Autremant dire le m'estuet. Cligès 2818—22.

Er hat geradezu eine Abneigung gegen solche Bilder. Es gibt welche, so sagt er, die so sprechen, als ob ein Körper zwei Herzen enthalten könnte. Das ist nur der Ausdruck dafür, daß zwei Menschen gleichen Willens sind, belehrt er seine Leser, bei denen er also keine große Vertrautheit mit der Liebessprache vorauszusetzen scheint.

gestellt werden. Je symbolischer sie aufgefaßt werden, desto mehr distanzieren sie sich nicht nur vom Besitzer und Träger, sondern auch voneinander, und geraten zueinander in Wert- und Bedeutungsverhältnisse. Bei einer Überspitzung ihrer Symbolhaftigkeit und geistigen Wertigkeit kommt es vor, daß man sie, im Sinne mittelalterlichen Ordnungsstrebens, einander überordnet: *Et entra l'amor di Dio ne la mente degli uomini per l'orecchie, per spiramento di Dio. Et, secondo che la Vergine sempre Maria, odendo coll'orecchie l'annunziazione dell'angelo, concepette lo figliuolo di Dio Segniore nostro; così l'amor di Dio e la sua dileczione entra per gli orecchi* [1]. Aus der Sphäre der Minne sind wir unversehens in einen religiösen Zusammenhang geraten, und wir dürfen annehmen, daß der provenzalische Sprachgebrauch seinen Ursprung in der religiösen Sprache hat. Die Erhebung der Organe zu ethischen Wesenheiten ist vorzugsweise in der religiösen Literatur zu finden, welche die naive Funktion der Sinne ihrer moralischen Indifferenz entkleidet: Die Verselbständigung der Sinne ist eine Eigenschaft der biblischen Sprache: *Gratiam et speciem desiderabit oculus tuus, et super haec virides sationes* (Eccles. 40, 22); *exultabit lingua mea justitiam tuam* (Ps. 50, 16); *Domine, labia mea aperies, et os meum annuntiabit laudem tuam* (Ps. 50, 17). Sehr oft ist in der religiösen Sprache das Organ der böse Feind des Menschen, den es zu zügeln, zu bekämpfen, zu beargwöhnen und zu überwachen gilt: *Considera ergo, quanti inimici sint in corpore humano, id est oculi, aures, nares, venter et alia membra, quibus diebus vitae suae humanum genus servit, et cum istis moritur et omnia mala per istos facit, et verus fortis est, qui desideria istorum occidere potest* [2]. Die Tendenz zur Emanzipation des Organes ist auch in den Redensarten „Augenweide" und „Ohrenschmaus" enthalten. Die Augen sind wie ein Gespann mutwilliger und hungriger Pferde auf der Wiese. Chrestien kennt bereits das Bild:

Mes de toz amanz est costume
Que volantiers peissent lor iauz
D'esgarder, s'il ne pueent miauz. Cligès 592—94.[3]

Die Selbständigkeit des Organes finden wir in der religiösen Literatur nicht nur vom Menschen im Hinblick auf sich selbst gesagt,

---

[1] Albertano da Brescia, *Trattati Morali volgarizz*, Bologna 1873, S. 187. Zit. n. K. Vossler, *Die philos. Grundl. z. „süßen neuen Stil"*, Heidelb. 1904, S. 12. — Vgl. die scholastisch abgeleitete Vorzugsstellung, die Dante den Augen und dem Mund zuteil werden läßt: *perocchè in quelli due luoghi quasi tutte e tre le nature dell'animo hanno giurisdizione, cioè negli occhi e nella bocca* (Conv. III. 8).

[2] Friedr. Pfister, *Kleine Texte zum Alexanderroman*, Heidelberg 1910, S. 7, 29—34.

[3] Bei Dante:

e se natura o arte fè pasture
da pigliare occhi, per aver la mente,
in carne umana o nelle sue pitture.
Par. XXVII. 91—93.

sondern mit einer ganz anderen Meinung, wenn von den anbetungswürdigen Personen des Glaubens die Rede ist. In diesem Falle handelt es sich um die Erhöhung und Steigerung der verehrten Person in allen ihren Äußerungen und Teilen. Der Mund Christi, der so erhabene Lehren gab, hat ein Eigenleben, einen besonderen Wert, er ist eine unschätzbare Kostbarkeit. Diese Wertschätzung ist der psychologische Kern aller Reliquienverehrung. Es ist eine Tradition der religiösen Sprache, besonders den Mund der heiligen Person als Sinnbild des Wertvollen und Kostbaren überhaupt darzustellen und zu verselbständigen:

De la soror de Lazaro era much envidiosa,
Que sedia a los piedes de Chritso espeçiosa,
oyendo que dizia la su boca preçiosa,
ond Martha su hermana andava querellosa [1].

Vom Munde der Maria Magdalena heißt es an einer anderen Stelle:

Car sa bele buche vermeile,
Ki les piez Deu beise aveit,
Curteisement parler saveit.
La Vie de Madeleine.
Ed. Reinsch, *Arch.* 64, 87, 54—56.

Das Vorkommen des kostbaren Mundes in der profanen Sprache ist die Folge einer Verweltlichung dieser Vorstellung. Nach einer schönen Anekdote soll Margarete von Schottland den schlafenden Alain Chartier auf den Mund geküßt und sich mit folgenden Worten entschuldigt haben: *Je n'ay pas baisé l'homme mais la précieuse bouche de laquelle sont yssuz et sortis tant de bons mots et vertueuses paroles* [2]. Die Sonderung zwischen Person und Organ hat häufig einen gewollt komischen Effekt. Dem Körperteil selbständiges Fühlen und Handeln zuzuschreiben widerspricht dem naiven Wirklichkeitssinn und wirkt leicht grotesk. Wir begegnen diesem Humor z. B. in dem mittelalterlichen Gedicht vom *Barbatus debarbatus*, dem Laienbruder, dem die Barthaare abgeschnitten werden, damit diese nicht an dem Wein teilhaben, der für ihren Besitzer bestimmt ist: „*Hos*“, *inquam*, „*granos tecum potare volentes vis circumcido, frater, ab ore tuo?*“ [3]. Diese Unterscheidung hatte da einen ernsten Sinn, wo es sich um den Genuß der Hostie handelte, und erscheint hier nur als eine burleske Ausweitung des religiösen Motivs. Es ist eine hanebüchene Fortführung und Steigerung dieser spitzfindigen Trennung des Organes vom Ganzen der Person, wenn in einer der *Cent Nouvelles Nouvelles* (Nr. 48) eine Ehefrau sich ihrem heimlichen Liebhaber ganz hingibt, sich aber von ihm nie auf den Mund

---

[1] Gonzalo de Berceo, *Vida de Santo Domingo de Silos* (Copla 319; (Zauner, *Altspan. Elem. Buch, S.* 133).
[2] Zit. nach Huizinga, *Herbst des Mittelalters*, S. 313.
[3] Carl Weyman, *Beiträge z. Gesch. d. christl.-latein. Poesie.* München 1926, S. 261 (*granus* = *pilus sparsus*).

küssen läßt. Dieser, sagt sie, habe ihrem Herrn die Treue geschworen und gehöre daher ihm und sonst niemand. Diese Freude an der Verabsolutierung der Teile und an der advokatenhaften Sonderung der Verantwortungen und Kompetenzen ist ein Charakterzug des Spätmittelalters, der wohl mit der allgemeinen Neigung der Zeit zur personifizierenden und allegorisierenden Verselbständigung von Dingen und Begriffen zusammenhängt.

Die Probe auf die Tatsächlichkeit der Emanzipation wäre der Tod des Menschen. Die Glieder müßten ohne seine Leitung weiterleben. Auch diese Konsequenz hat die sprachliche Phantasie gezogen, wenn man etwa von einem geschwätzigen Menschen sagt, man müsse seinen Mund nach seinem Tode besonders totschlagen. Aus dem Scherzhaften geht diese Vorstellung über ins Unheimliche. Die Wunde des Erschlagenen beginnt bei der Annäherung des Mörders frisch zu bluten, als führte sie nach dem Tode ein selbständiges Leben weiter.

Aus allem geht die Vieldeutigkeit dessen, was man sprachliche Emanzipation der Organe nennt, hervor. Für die provenzalischen Dichter hat sie den Sinn, die eigene Verantwortung zu begrenzen. Für sie ist sie eine poetische Fiktion, ein geschicktes und geistreiches Spiel mit Figuren wie Liebhaber, Dame, Verleumder, Amor, und Figurinen wie Herz, Augen, Mund und Hand, deren Bewegungsfreiheit und Funktionen eng begrenzt sind. Es ist bemerkenswert, daß man im Altfranzösischen vor einer möglichen Beeinflussung durch die Trobadors diese sprachliche Wendung nicht findet. Der Chanson de Geste fehlt sie gänzlich. Es ist wohl möglich, Fälle zu belegen, in denen das Organ als Subjekt einer Handlung auftritt, wie z. B.: *Li uel del cief li prendent a plorer.* Asprem. 7105 (Éd. L. Brandin). Aber es handelt sich hier keinesfalls um eine Verselbständigung des Organes. Das Weinen oder Tränen der Augen ist ein unwillkürlicher Vorgang, der sich an ihnen vollzieht, und ist auch gar nicht die eigentliche Funktion, die ihnen zukommt. Mit einem solchen Zitat sind wir weit von dem Stilwert des provenzalischen Ausdrucksmittels entfernt.

Große und kleine Beherrscher des Lebens

Eine für die Sprache des späteren Mittelalters charakteristische Gruppe von als wirksam empfundenen Wesenheiten sind einige Begriffe allgemeiner Bedeutung: *Fortune*, *nature*, *aventure*, *renomée*, *temps*. Ihr Auftreten als Abstracta agentia dokumentiert den über das Psychologische, Moralische, Gesinnungsmäßige und Subjektive hinausgehenden Hang des Zeitalters zum Erkennen objektiver, ethisch indifferenter, das Menschenleben und die Welt allgemein und gesetzmäßig bestimmender Mächte. Die Abhängigkeit des Menschen zeigt im Gebrauch dieser Begriffe eine philosophische Tendenz zur Allgemeingültigkeit: Was mir geschieht, ist eine allgemeine

Möglichkeit und sagt weniger über mich als über den Gang der Welt aus. Fortuna, die aus dem Bewußtsein des späteren Mittelalters nicht wegzudenkende Macht, tritt äußerst oft als Personifikation, als die Göttin mit dem geschwinde gedrehten Rade auf. Sie ist keine gewordene, sondern eine fertig übernommene Allegorie, ein Bildungsbestandteil, den die Bekanntschaft mit der Antike vermittelte [1]. Man wird nicht müde, ihr Walten für den Verlauf der Dinge verantwortlich zu machen. Meist wird sie von den Schriftstellern mit einer gewissen lehrhaften Ausführlichkeit vorgeführt. Aber sie begegnet uns auch in der flüchtigen Form des Abstractum agens: *Si com fortune m'a menee. Le vair palefroi* (1203, (Éd. Långfors); *me couvient aler là ù fortune me menra. Le roi Flore et la belle Jehanne* (Moland-d'Héricault, *Nouv. franç. en prose du XIIIe siècle.* Paris 1856. S. 112). In einem solchen Falle ist das Abstractum agens die aus der Allegorie, der bewußten und bekannten Personifikation, zur einfachen sprachlichen Formel gewordene Wendung. Auch den anderen Begriffen, die wir mit *Fortune* zusammen nennen, haftet der philosophisch-allegorische Gebrauch an: *nature* ist ein sehr menschlich-intellektuell gedachtes Wesen, dessen Handeln vorbedacht und planvoll ist. Sätze wie: *Ce viaut nature qu'il le face* (Yvain 3423); *De nus amer nature nus enseigne* (Adamsspiel 619); *Et quant a une criature Faut li uns de ces V, nature Li restore au miex qu'elle puet Par un autre . . . Best. d'amour rimé* (Éd. Thordstein) 831—34, deuten die Rolle an, welche dieser Begriff bei der Erklärung vieler Vorgänge des Lebens zu spielen hatte [2]. Früh ist auch der Begriff des Abenteuers als einer die Geschicke des Menschen lenkenden Macht in der Sprache erkennbar: *Qeus avanture, biaus douz sire, Por Deu, t'a ça a moi tramis* (*Erec* 4488—89); *Tant qu'avanture a la fontainne Dessoz le pin les amena* (Yvain 3490); *Se avanture la te mainne* (Cligès 2609). — Zu den Abstrakten, welche überaus häufig die kurze und gelegentliche Personifizierung erfahren, gehört auch *renommée*, die Fama, die wie Fortuna und Natura einen wesentlichen Anteil an der Gestaltung des Lebens hat. Ihre Funktion ist die Eile und die Schwatzhaftigkeit: *Renomée qui par tot vole L'a mené tot droit au plessié* (Guill. de Dole 937—38); *Renomée, qui partot vole, Si m'amentut ceste pucele* (ebd. 5123—24); *Renomée, qui riens ne cele, A partout conte la nouvele* (G. de Coincy, *Nat. J.-Chr.* 527—29; Reinsch ed., *Arch.* 67, 243). — Später als diese Begriffe tritt die Zeit als eine der gestaltenden und verändernden Kräfte in das Bewußtsein. *Le temps* ist einer der letzten Allgemeinbegriffe des Mittelalters, die unser Typus erfaßt, und erst die Renaissance bringt diesen Ge-

---

[1] Über die Rolle der Fortuna in der mittelalterlichen Geistesgeschichte siehe Fr. W. Müller, *Der Rosenroman und der latein. Averroismus d. 13. Jahrhunderts.* Frankfurt a. M. 1947, S. 21 ff.

[2] Siehe die zahlreichen Belege von *nature* als handelnd dargestelltem Begriff bei H. Gelzer, a. a. O.

brauch eigentlich voll zur Geltung. Die Zeit als Umstand und Aufforderung — „wie die Zeit verlangt“ — ist eine früh belegte, dem Lateinischen entnommene (*cum tempus necessitasque postulat*. Cic., *De Off*. I. 23) Verbindung: *Com tens le requiert et sesons* (Guill. de Dole 2324). Auch Dante kennt sie schon in der Form des Abstractum agens: *lo tempo chiama e domanda la mia nave uscire di porto* (*Conv*. II. 1). Derjenige, der den philosophischen Zeitbegriff auf den Thron erhebt, ist Petrarca. Die ältesten französischen Beispiele einer als handelnd vorgestellten Zeit treffen wir im 15. Jahrhundert an: *Peut estre, dit elle, retourneray je au disner, ainsi que le temps nous aprendra* (*C. N. N*. 93); *tant que nous sommes sur ce pas et que le temps le peut souffrir* (frz. Übers. v. Alain Chartiers *Dialogus Familiaris* (Ed. Rosenthal, Roßleben 1912, S. XVIII); *Mal me presse temps* (Villon, *Gr. Test*. 1966); *le temps les eust tous deux appaisez* (*Hept*. 47). Bevor aber die Zeit als allgemeine Erfahrung und Bedingung ein Abstractum agens wird, ist sie es bereits in einigen konkreten Teilaspekten geworden. Der Mensch ist dem Weltlauf und dem Gang der Zeit gegenüber nicht nur machtlos, sondern sie entheben ihn auch der eigenen Verantwortung und entschuldigen sein Tun. Die Umstände in Gestalt des Wetters, als Einbruch der Nacht oder als sonst ein objektiver Zwang sind in die Form des Abstractum agens gekleidet. Die Nacht tritt schon früh in dieser Rolle auf. Sie bricht den Zweikampf Yvains mit Gauvain ab. Jener sagt zu diesem:

Sire!, fet il, la nuiz aproche.
Ja ne cuit, blasme ne reproche
I aiiens, se nuiz nos depart. Yvain 6237—39.

Die Frühzeitigkeit dieses Gebrauches von *nuit* und die Stereotypie seines Vorkommens legen lateinischen Einfluß nahe: *Nox superveniens pugnam diremit = La notte la quale sopravenne mise fine alla battaglia* (Petrarca, *Vite degli Uom. ill*., volgar. da Donato degli Albanzani. Ed. Razzolini I. 158 u. 159). *La nuiz les depart* scheint eine feste Formel zu sein:

Cil deffandent et cil assaillent
Tant que la nuiz les an depart. Cligès 1530—31.

le vespres les departi (G. de Montr., *Cont. de Perc*. 4033). In einem Lied von Gace Brulé ist der Gedanke vom Tag, der die Menschen trennt, zum Kehrreim geworden:

or ne hais riens com le jour,
amis, ke me depart de vos.
B. W., *Chrest*.[12]. 54 *b* 5—6

Das Mittelalter hindurch ist die Trennung oder Unterbrechung die einzige Funktion, die man der Nacht oder dem Tag zuweist: *Et la nuyct les surprint, qui saulva la vie à beaucoup de Liégeoys* (Comm., *Mém*. II. 2); *La nuyct bien obscure les surprist* (ebd. II, 10).

Vergleiche damit: *Quant n'eust esté la nuyct, il en fust mort plus de quinze mille* (ebd. II. 2). Diese Konstruktion, die den gleichen Gedanken wiedergibt, ist die ältere und volkstümlichere und gehört ohne Zweifel dem weiteren Sprachbereich an. Sie bleibt durch die Jahrhunderte hindurch die gewöhnliche Ausdrucksweise des Gedankens. Das Abstractum agens ist auch in dieser Funktion unvolkstümlich und literarisch geblieben, und der Satz, daß „die Nacht irgendeine Tätigkeit unterbricht", klingt auch heute noch geziert im Munde eines Bauern. Er ist ein Bildungsbestandteil und als solcher auch in den verschiedenen französischen Belegen zu erkennen: *souvent advenoit que le jour les sourprenoit si largement qu'elles ne savoient comment saillir de l'ostel* *C. N. N.* 60; *Il demandoit incessamment qu'on le rapportast en ce mesme estat en la meslée pour y encourager ses soldats, lesquels contesterent cette bataille sans luy trescourageusement, jusques à ce que la nuict separa les armées* (Mont., *Ess.* II. 19). Hinter dieser Redensart steht, zumindest im frz. Sprachgebrauch stark verblaßt, die mythische Gestalt des Tages oder der Nacht, aber keine anschauliche Personifikation. Besonders die Nacht ist der mythenreichste Zeitbegriff. Im Vergleich zum Tag ist sie bis heute in Sprache und Literatur das aktivere und personhaftere Wort geblieben, sei es in einfacher Funktion als Abstractum agens oder in bewußter Personifizierung (ohne daß man dabei einen mythologischen Apparat in Bewegung setzt). Sie lebt als Agens in Sprichwörtern und Redensarten: *la nuit n'ot dent dont ne fesist martel* (*Asprem.* 2055); *la nuyct n'a point de honte.* (Comm., *Mém.* II. 10); *e coglien lolo la notte in certe vie tra boschi, e traendo vento che facea sonare le foglie, gli parea avere mille cavalieri dietro* (Fr. Sacchetti, *Nov.* 13; Ed. Gigli); *chè sai che la notte assottiglia il pensiero* (ebd. *Nov.* 31). Von den eigentlich dichterischen Verlebendigungen der Nacht soll hier nicht die Rede sein. Andere Zeiteinheiten, wie z. B. die Jahreszeiten, die in der Poesie der Renaissance und in unserem heutigen Sprachgebrauch so häufig als Personen auftreten, begegnen uns als solche in der mittelalterlichen frz. Literatur sehr selten. Ganz unbekannt ist die personenhafte Einkleidung der Monate. Nach der Nacht ist wohl die Stunde das eindrucksvollste Agens aus der Familie der Zeitgeschwister. Im Französischen finden wir Beispiele davon erst im späteren Mittelalter: *Regardez comme une heure de temps le mua* (Comm., *Mém.* V. 2). Die Kürze der Formel, ein Vorzug des Abstractum agens, scheint hier nicht der Grund zur Bildung gewesen zu sein. Die Stunde hat es in sich, ihr gibt man an vielem schuld. Der Ausdruck *beneoite soit l'eure*, der im Altfranzösischen so häufig ist, macht die Stunde mit dem Geschehen solidarisch. Die Zeit hat in ihren kleinsten Teilen eine Fähigkeit der Beeinflussung des menschlichen Daseins, die gegen die Neuzeit hin immer deutlicher hervortritt: *Puis que ie voy l'heure qui nous separe* (Lem. de Belges, *L'Amant Vert* I. 290). Bei Corneille finden sich viele Beispiele des

Typus, der die Zeitspanne oder den Augenblick zum schicksalsbestimmenden Agens macht. Das Mittelalter bevorzugt *hora*: *et me vocat hora coquine. De tribus sociis* V. 4 (Cohen, *La com. lat. en France au XIIe siècle.* II. 258); *Così di me due contrarie ore fanno* (Petr., *In Vita d. M. L. Son.* 197); *Breve ora oppresse e poco spazio asconde L'alte ricchezze a null'altre seconde* (*In Morte d. M. L. Canz. III*); *acciò che una medesima ora togliesse di terra i due amanti e il lor figliuolo* (*Decam.* V. 7); *Benedetto sia l'ora e l' punto che qui m'ha condotto . . . Maladetto sia l'ora e 'l dì, che in questo luogo mi condusse* (Fr. Sacchetti, *Nov.* III. Ed. Gigli); *Poichè genti sì amiche e valorose, Breve ora ha tolte, e poca terra assorte* (*Ger. Lib.* VIII. 43).

Zum Rang und zur Würde der als Universalherrscher gedachten Begriffe kann jedes Wort aufsteigen, wenn das mittelalterliche Denken es dazu erhebt. Für Froissart ist es die ritterliche Tapferkeit, die diesen Platz beansprucht. Er sieht die Geschichte unter dem Gesichtspunkt der Herrschaftsgewalt, welche *prouëce* jeweils ausgeübt hat. Ihre allgemeine Rolle und Wirkung kann er nicht anders wiedergeben als durch die übliche Personifikation mit den Worten *elle a regnét et tenu signourie et domination, et salli d'un pays en aultres. — proëce regna premierement ou royaume de Caldée. — Apriès, proëce se remua et vint regner en Judee et en Jherusalem. — Et quant elle eut la regné un temps, elle vint demorer et regner ou royaume de Perse et de Mede.* So setzt sie ihre Wanderung fort bis zum mittelalterlichen Frankreich und England, und Froissart weiß nicht, wohin sie sich noch wenden wird. *Or ne sai je mies se proëce voet encores cheminer oultre Engleterre ou reculer le chemin que elle a fait, car, si com chi dessus est dit, elle a cerchiét et environné ces royaumes et ces pays dessus nommés, et regné et conversé entre les habitans une fois plus et l'autre mains: a sen ordenance en soit* (*Prologue*, Zit. n. *Extr. des Chroniqueurs franç.*[12], S. 200 ff.)[1]. In der Verlebendigung und Beseelung des Begriffes der Tapferkeit geht der mittelalterliche Erzähler über die nach unserem Sprachgefühl in einem sachlichen Prosabericht zulässigen Grenzen hinaus. Wir sprechen zwar von der „Herrschaft" und der „Macht" einer Gewohnheit, einer Vorstellung, einer Leidenschaft, eines Gedankens, ohne ihnen jedoch wie Froissart so ausdrücklich einen Willen und eine Absicht zuzuerkennen: „Sie möge es halten, wie es ihr beliebt." Offenbar entspricht die persönliche Einkleidung eines abstrakten Begriffes noch einer stärkeren Identifikation von gemeintem Begriff und gebrauchtem Bild. Auch da, wo es sich darum handelt, die sachlichen Beziehungen von Begriffen unter sich dar-

---

[1] Vgl. damit noch:

Dessus le Nil jadis fut la science,
Puis en Grece elle alla:
Rome depuis en eut l'experience,
Pâris maintenant l'a.

Ronsard, *Odes* III. 100 (XXVI); Ed. Vaganay, *Bibl. Rom.*

zustellen, gerät der mittelalterliche Autor ins Anthropomorphisieren: Dante stellt im *Convivio* Latein und Volgare wie zwei Personen gegenüber und spricht von Herr und Diener, von *liberalità* als Eigenschaft der Sprache u. dgl.

Die Allgemeinbegriffe, die dem Abstractum agens und der Allegorie besonders leicht verfallen, haben einen repräsentativen Zug, sie wirken nicht nur hier und da auf den Menschen ein, sondern regieren gleich Gottheiten. Ihr Gebrauch ist keine reine Gelegenheitssache, sondern entspricht einer geistigen Tradition und bewußten Vorstellung. Anders verhält es sich mit Begriffen, denen diese Allgemeinheit der Geltung abgeht. Das sind Wörter, die Handlungen, Begebenheiten, sinnliche Wahrnehmungen, Naturereignisse und Umstände bezeichnen, z. B.Schrei, Ton, Wort, Tat, Griff, Mord, Stoß, Kälte u. dgl. Solche unphilosophischen und unrepräsentativen Wörter mußten einem Gebrauch, der dem Begriff ein persönliches Gesicht gab, mehr widerstreben als die einer höheren Sphäre angehörenden und bedeutendere Gedankenverbindungen auslösenden Allgemeinbegriffe wie *amor*, *justice*, *fortune* u. a. Jene verhalten sich zu diesen wie unbekannte und unbedeutende Kleinbürger zu Ministern oder Granden von klangvollem Namen. Wenn die Sprache dazu übergeht, solche begrifflich unansehnlichen Wörter als Agentia zu verwenden, benutzt sie den Typus, den wir hier untersuchen, nur mehr als Ausdruck einer unanschaulichen Beziehung, welcher die alte Fiktion des Handelns nur noch formell-sprachlich innewohnt: *ce mariage luy fist dissimuler beaucoup de choses depuis* (Comm., *Mém.* IV. 11). Neben den Allgemeinbegriffen, die in der rhetorischen Poesie einen breiten Raum als Faktoren des Geschehens einnehmen, wächst unaufhörlich die Zahl der Wörter, die als Agentia keine allgemeine Ursache, sondern einen jeweiligen und besonderen Anlaß angeben. Diese Tendenz rückt die Umstände, die von Fall zu Fall verschieden sind, in den Blickpunkt der sprachlichen Aufmerksamkeit. Es scheint, daß Begriffe, die eine mündliche Äußerung bezeichnen, verhältnismäßig früh zu Agentien wurden: *Ma priere vous deit moveir. La Vie de Tobie* (de Guill. le Clerc 128; *Arch.* 62, 382); *Car mult li empli le cuer d'ire La nouvele, quant l'oï dire.* G. de Coincy, *Nat. J.-Chr.* 1287—88 (*Arch.* 67, 252); *Si sont alé la messe oïr Qui les cuers lor fait esjoïr* (G. d. Montr., *Cont. de Perc.* 6151—52); *Les paroles et li soumiex Fet endormir l'empereor* (Guill. de Dole 1883—84). Die Bitte, der Schrei, das Wort, die Ansprache u. ä. haben wohl im Vergleich zu anderen objektiven Begriffen eine stark persönliche Färbung und können als Ausdruck eines persönlichen Willens und einer Absicht mit diesen einigermaßen gleichgesetzt werden. Es würde zu weit führen, die weiterhin dem Typus verfallenden Begriffe einzeln hier aufzuzählen. Mit folgenden Beispielen seien nur einige Möglichkeiten angedeutet: *Tant a cele part chevalchié Ou la clartez l'ot adrechié* (G. d. Montr., *Perc.* 8425—26); *comme la difficulté le requiert* (frz. Übers. v. Al. Chartiers *Dial.*

Famil., Ed. Rosenthal, S. XXI). Die Beispiele mit *requerir* zeigen eine abstraktere Auffassung und sind besonders für spätmittelalterlichen Sprachgebrauch charakteristisch: *ceste laborieuse paine requiert bien repos* (Prosa-Erec; Ed. W. Foerster, S. 289); *le cas le requiert* (*C. N. N.* 68); *whan reson it requireth* (*Cant. Tal.* 18 571). Es ist ein offenbarer Latinismus, der sich schon im Altfranzösischen belegen läßt: *Et les viandes i sont tex Com tens le requiert et sesons* (Guill. d. Dole 2323—24). In manchen Wendungen bahnt sich die moderne nüchterne Darstellung ursächlicher Zusammenhänge an. Der Begriff des „Faktors" tritt ins Bewußtsein. Die bewirkende Ursache, der Umstand, der äußere Anlaß, Wörter, die weiter nichts ausdrücken wollen als den Gedanken der Wirkung, finden wir in der Literatur intellektuelleren Gepräges seit Chrestien: *Cuidiez vos or que je vos die Queus achoisons le fist movoir?* (*Erec* 6478—79); *il n'ia nule circonstance qui escuser le puisse* (*Brun. Lat.* 296; *Tobl.-Lomm.*); *ses affaires ne pouvoient souffrir que celle nuyt il retournast* (*C. N. N.* 1). Der blasse Gedanke der Veranlassung findet im Abstractum agens einen überaus häufigenAusdruck mittels *faire* plus Infinitiv, das Chrestien gern gebraucht: *Folie me fist demorer* (Yvain 6784—85). In dieser Verbindung, die im Mittelfranzösischen sehr beliebt ist, handelt der abstrakte Begriff nicht selber, sondern bewirkt nur, daß gehandelt wird. Dadurch erscheint das persönliche Element, das im Abstractum agens enthalten ist, zu einer logischen Beziehung verblaßt. Das Anschauliche und Gebärdenhafte fehlt. Aber durch die fehlende Andeutung der konkreten Handlung des Abstraktums erscheint dessen Wirkung eher noch sicherer, unfehlbarer und selbstverständlicher. Der abstrakte Begriff ist ein Anstoß, der eine unvermeidliche Handlung der Person auslöst. Durch seine allgemeine Bedeutung ist *faire faire* besonders geeignet, innerhalb unseres Typus eine Rolle zu spielen. Jedes Abstraktum kann zum Subjekt dieses Veranlassens werden. Mit dieser Verbreiterung des Gebrauchs des handelnden Abstraktums ist eine Lockerung des Verhältnisses zwischen abstraktem Begriff und der ihm zugeschriebenen Wirkung verbunden, eine begriffliche Beziehungslosigkeit zwischen beiden, die einen Mangel an Anschauung und Ausdrucksfähigkeit verrät.

Der rhetorische Gebrauch

Im späteren Mittelalter treten zwei Arten des Abstractum agens einander deutlich gegenüber. Das ist einerseits die Verwendung des Typus als stilisierendes und erhöhendes Sprachelement, andererseits sein Gebrauch im Sinne einer Objektivierung und nüchternen Betrachtung des Weltgeschehens. Ein Fall der abstrakten Aktion, den man unter die rhetorisch-stilisierenden Verwendungen rechnen darf, ist die sprachliche Gleichsetzung des Begriffes mit der Person im Typus *votre majesté, son éminence* u. dgl. Dieser Gebrauch fließt aus der Vorstellung, daß die betreffende abstrakte Eigenschaft ein

so charakteristisches Attribut eines persönlichen Wesens darstellt, daß sie als dessen Kern und Substanz selbständig agieren kann und als seine Stellvertreterin gebraucht wird. Die göttliche Gerechtigkeit ist Gott selber. Solcher Gleichsetzung wohnt ein religiöses Gefühl inne: das göttliche Wesen nicht mit seinem Namen direkt zu benennen, sondern es in seinen Ausstrahlungen und Wesenszügen ehrfürchtig zu umschreiben:

Fecemi la divina potestate,
La somma sapienza e'l primo amore.

Dieser Gebrauch, aus dem später die Höflichkeitsformeln *son éminence* usw. fließen, hat man auf den Einfluß der Vulgata zurückgeführt [1]. Die Gleichsetzung von Person und Begriff in diesem Sinne lebt hauptsächlich in den Anreden, mit denen man sein Gegenüber zu erhöhen trachtet: *Ma chère espouse, puisque vostre doulce bonté m'a voulu faire la promesse que j'ay requis* (*C. N. N.* 100); *O dëesse specieuse quelle que tu soyes, ou nom de la clere Dyane, plaise a ta grace et courtoisie demourer ung petit* (Lem. de Belges, *Ill.*, Kap. 24); *Et si ie t'ay faict desplaisir en approuchant ta haultesse* (ebd. Kap. 24). Dieses stellvertretende Abstraktum ist da beliebt, wo man das bloße Personalpronomen zu unscheinbar und nicht repräsentativ genug findet. Darüber hinaus ist es eine Forderung mittelalterlicher Rhetoriken, an die Stelle des Konkretums periphrasierend den abstrakten Begriff zu setzen: *Scipionis providentia Carthaginis opes fregit* [2]. Die bewußte oder unbewußte Befolgung dieses Rezeptes haben wir in einem Satz wie diesem: *Mais j'ay esperance que la divine justice aura regard à ma douloureuse loyaulté* (*Rom. de Troïlus* VIII; Éd. Moland-d'Héricault, *Nouv. franç. en prose du XIV*^e^ *siècle*). Das Abstractum agens breitet sich nach dem Gesagten nicht gleichmäßig in jedem Zweig der Literatur aus. Mit Vorliebe verwenden es die Verfasser, die einen gewissen Anspruch auf literarische Geltung und geistige Bildung erheben. Die volkstümlicheren Gattungen halten sich auch in späterer Zeit ziemlich frei davon, ein Beweis dafür, daß der Typus ein Stilelement von sehr beschränkter Ausdrucksgeltung darstellt. Wenn wir daher in ihm ein Symbol des menschlichen Abhängigkeitsbewußtseins erblickten, so gilt das nur innerhalb des Religiösen und der Minnesphäre, und auch da nur auf einer höheren Stufe geistiger Vorstellungen, nämlich da, wo man materiell-konkrete Verhältnisse und Tatsachen als abstrakte Beziehungen zu begreifen und zu formulieren imstande ist. Auf einer solchen Stufe wird das Abhängigsein von der Geliebten zu einer geistigen Beziehung zwischen *Amor*, *Dangier*, *Bel-Accueil* usw. und dem Liebhaber in-

[1] Eug. Lerch, *Span. Sprache u. Wesensart* in *Handb. d. Spanienkunde*, S. 189 ff.
[2] Herenniusrhetorik IV § 43. Zit. n. E. R. Curtius, *Neue Dante-Studien. Roman. Forsch.* 60, 259.

tellektualisiert. Immer mehr auch treten abstrakte Begriffe unter sich miteinander in Beziehung: *ce fol vice d'orgueil qui procure hayne envers toutes personnes* (Comm., *Mém.* I. 9); von Ludwig XI. berichtet Commynes den Ausspruch: *que, quant orgueil chevauche devant, que honte et dommaige suyt de bien près* (ebd. II. 4). Solche mehr oder weniger allegorisierenden Beziehungen der Abstrakta untereinander sind besonders da zu finden, wo allgemeine Betrachtungen religiöser, moralischer oder psychologischer Art angestellt werden, d. h. in der reflektierenden, moralisierenden und lehrhaften Literatur des Spätmittelalters. Ihr eigentliches Fest feiern die Abstrakta unter sich aber bei Dichtern, denen die Notwendigkeit, sich in abstrakt-allegorischen Bildern auszusprechen, zu einer zweiten Natur geworden ist. Bei Charles d'Orléans z. B. gleichen die Abstrakta Gottheiten, die eine Welt für sich bilden. Der Dichter stellt sie genau so dar, wie Homer die Götter des Olymp. Sie bestimmen das Leben des Menschen nach ihren besonderen Kompetenzen, wie es jene taten. In diesem Abstrakta-Himmel des mittelfranzösischen Dichters kommt eine Art Scheinreligion zum Ausdruck. Man glaubt nicht an sie, aber man lebt der Fiktion, daß sie regieren. Die Beziehung zum Religiösen wird uns klar, wenn wir uns erinnern, daß im alten Rom diese abstrakten Begriffe als Gottheiten verehrt wurden. *Pavor*, *Pallor*, *Febris*, *Felicitas* und viele andere waren Divinitäten, denen man Tempel errichtet hatte. Augustinus zeigt ihre Absurdität [1].

Andererseits erblicken wir im Gebrauch, den Eustache Deschamps und Charles d'Orléans von der Allegorie machen, eine Spiegelung des gesellschaftlichen Lebens ihrer Zeit. Es dürfte nicht schwer fallen, in ihren Bildern soziale Besonderheiten zu erkennen. Es ist das Verdienst der Rhétoriqueurs, das Abstraktum durch alle möglichen Verkleidungen, die sie ihm zumuten, zu Tode gehetzt zu haben. Sie kennen außer den allgemein menschlichen und ansprechenden Allegorien auch juristische und administrative Ausprägungen des Abstractum agens. *Regard* ist z. B. der Polizeidiener von *Amour*, der die armen Herzen verhaftet und vor den Gerichtshof zitiert (Ch. d'Orl., *Oeuvres*; Éd. Champion S. 400, Rondeau CXCII). Es ist ein Merkmal dieser Poesie, daß sie das Intime, Einmalige und Unaussprechliche in die Formen des Amtlichen, der Bürokratie und Kanzlei, d. h. des für das innere Anliegen Belanglosen und ihm Fremden kleidet. Villons Werk ist nur da echte Dichtung, wo er aus der juristischen Form des Testaments in eine menschliche Atmosphäre vordringt. Da er etwas zu sagen hat, fehlen seiner Sprache alle diese fingierten Agentia, die sich in der übrigen Dichtung des 15. Jahrhunderts um den Menschen zu schaffen machen. Charles d'Orléans lebt, seinen Gedichten nach, nicht unter Menschen, sondern unter Begriffen. Die ewige Wiederholung

[1] *Civ. Dei*, Lib. IV, Cap. 15 ff.

des gleichen Verhältnisses in traditioneller oder neuer Verkleidung geben seiner Poesie einen müden, hilflosen und gleichgültig-passiven Zug. Das verschwenderisch angewandte Abstractum agens in allegorischer Erhöhung ist eine letzte Stilblüte, die das mittelalterliche Abhängigkeitsbewußtsein hervorbringt, eine spielerisch-melancholische sprachliche Unterwerfung unter die Mächte, die das Leben des Menschen bestimmen. Die wollüstige Resignation in diesem durchaus einseitigen Verhältnis, in dem der Mensch sich nur als Objekt fühlt, wandelt sich in Frankreich erst um die Mitte des 16. Jahrhunderts in eine männlichere, aktivere Haltung.

Es scheint eine dem Französischen eigentümliche Vorstellung zu sein, welche abstrakte Begriffe topographisch in den Raum projiziert. Der Rosenroman ist der erste bedeutende Vertreter dieser Richtung, der *Grand Cyrus* des 17. Jahrhunderts der letzte. Die Beziehungen der Begriffe erscheinen darin in Raumverhältnisse umgesetzt, die sich auf einem Plan oder einer Karte ablesen lassen. Es ist eine Gedankenspielerei und z. T. eine Absurdität, aber charakteristisch für die Richtung, die das Denken nimmt. Zwischen ihr und den kindlichen Würfelspielen, bei denen man mit seinem Stein längs einer mit allerlei Hindernissen versehenen Straße vorrückt, besteht ein innerer Zusammenhang. Der „Wald des langen Harrens", *la forest de Longue Actente*, durch den Charles d'Orléans auf verschiedenen Pfaden hindurchreitet (Ballade CV., Champion S. 165), könnte eine Stelle in solch einem Spiel sein, an welcher der Spieler mit dem Würfeln mehrmals aussetzen muß. Diese Ausbreitung des Abstrakten im Raum formt die abstrakten und unanschaulichen Beziehungen der Begriffe nach Verhältnissen des wirklichen Lebens, schafft Distanzen und Hindernisse, wie sie die Natur und die Landschaft kennen. Aus dieser Topographie der Begriffe spricht alles andere als ein lebendiges Naturgefühl. Sie ist reine Preziosität:

Jane Bonté, des meilleures de France:
De qui la vie eslongnoit de souffrance
Mon triste cueur, et le logeoit aussi
Au parc de Joye et au dos d'Esperance:
Mais, las, sa Mort bastit ma demeurance
Au bois de Dueil, à l'ombre de Soucy.

C. Marot, *Oeuvres* (Ed. Pifteau, III. S. 105: *D'une Niepce*)

Durch die Verwendung des Abstraktums als Subjekt eines Satzes ist natürlich auch eine neue Möglichkeit der Gliederung und Rhythmisierung des Satzes gegeben. Die spätgotische Prosa mit ihren satzausweitenden Tendenzen setzt nun gern an den Anfang des Satzes ein durch Attribute umfangreich gewordenes und imposantes Abstractum agens, das der konkreten und besonderen Mitteilung des Satzes eine allgemeine Richtung gibt: *Ardent desir de veoir pays, savoir et cognoistre pluseurs experiences qui par le monde universel journellement adviennent, nagueres si fort eschaufa l'atrempé*

cueur et vertueux courage d'un bon et riche marchant de Londres en Angleterre, qu'il abandonna sa belle et bonne femme (*C. N. N.* 19); *Le cueur au dit marchant, non encores content, tant d'avoir veu et congneu pluseurs choses estranges et merveilleuses, comme d'avoir gaigné largement, le fist arrière sur la mer bouter cinq ou six mois puis son retour* (ebd.). Solche umfangreichen, hier nicht zu Ende zitierten Sätze enthalten dadurch wie Aufsätze oder Abhandlungen eine allgemeine moralisch-psychologische Einleitung, welche charakteristisch ist für eine Zeit, die das Besondere gern unter einem größeren Gesichtspunkt sieht und das konkrete Kleine und Einzelne in eine abstraktere Sphäre hebt. Dem Gedanken des Grundes, des Anlasses und der Ursache wird dadurch ein besonderes syntaktisches Übergewicht verliehen. Der abstrakte Kopf des Satzes erhält gelegentlich eine unverhältnismäßige Länge: *car l'amour que je vous porte, la foy aussy que je vous doy, en tant que je suis vostre pasteur indigne, me semonnent et obligent de ce faire* (*C. N. N.* 44); *la vraye devocion dont tout ce temps d'yver avez esté esprise vous ont fait endosser l'abit de saint François* (*C. N. N.* 60); *Au fort, après toutes males nuitz et jours douloureux, amour, qui ses serviteurs loyaulx aide et secoure quand bien luy plaist, leur appresta ung jour trèsdesiré* (*C. N. N.* 72); *La delectation du val plaisant et solitaire et l'amenité du lieu coy, secret et taciturne, avec le doulx bruit des cleres undes argentines partans du roch, inciterent le beau Paris a someiller et s'estendre sur l'herbe espesse et drue* . . . (Lem. de Belges, *Ill.* Kap. 24). Von solchen rhetorischen Aufblähungen bleibt die Umgangssprache frei, so daß man jene in den lebendigsten und ursprünglichsten literarischen Erzeugnissen des späteren Mittelalters, in den Farces, Soties und Fabliaux mit ihren der alltäglichen Sprachwirklichkeit angenäherten Dialogen wenig vertreten findet.

In dieser Literatur ist der Typus des Abstractum agens überhaupt selten. Gelegentlich aber findet das Bedürfnis nach der Nennung eines Agens eine höchst originelle Form. Diese Sprache strebt nach konkreter, greifbarer Veranschaulichung des Gedankens der Wirkung:

Il est d'une complexion
Aucunesfois bien fantasticque,
Et souvent, quant le ver le picque,
Devient comme tout insensé.

Le nouveau Pathelin (Jacob, *Recueil de farces, soties et moralités*, S. 151); *Je croy que la mouche vous poinct* (*Condamnacion de Banquet*; Jacob, S. 317). Diese Ausdrucksweise hat nichts mit der hochtrabenden Allegorisierung zu tun, die viele Begriffe im Laufe des Mittelalters erfahren. Man wendet sie mit Vorliebe in Fällen an, in denen kein Grund für das sonderbare und unerwartete Verhalten eines Menschen zu erkennen ist: für Anfälle von Narrheit, Laune,

Schrulle, Spleen, Übermut und unberechenbaren Reaktionen aller Art. „Der Hafer sticht ihn“ oder „eine Maus hat ihn gebissen“. Es ist dies eine zu allen Zeiten geübte scherzhaft entschuldigende Erklärung für unbegreifliches Verhalten durch Einflüsse von außen. In der sprichwörtlichen Redensart ist das Insekt, das Leidenschaften auslöst und plötzliche Anwandlungen erklärlich macht, eigentlich zuhause: *Prendre la mouche* „sich ohne ersichtliche Ursache erbosen“; *quelle mouche l'a piqué?* „Was ist in ihn gefahren?“; *Vegnì la mosca al nas* bedeutet im Mailänder Dialekt „in Zorn geraten“[1] (Gemeinitalienisch: *saltar la mosca al naso*). Spanisch: *estar uno con la mosca en la oreja* bzw. *estar uno amoscado* „gereizt, geladen sein“[2]. Ein Insekt oder Tierchen als Agens für menschliche Zustände oder Handlungen verantwortlich zu machen, ist eine der allegorisch-moralischen Poesie des Mittelalters fremde Ausdrucksmöglichkeit. Die anthropomorphisierende Neigung im Abstractum agens, die von Chrestien ab immer deutlicher in Erscheinung tritt, kennt kaum das Gleichnis des insektenhaften Stechens und wurmhaften Bohrens und Beißens. Durchaus anschaulich-konkrete Gleichsetzungen der Wirkung auf den Menschen mit ungezieferhafter Belästigung — *A la sombra del árbol estaba, como se ha dicho, y allí, como moscas a la miel, le acudían y picaban pensamientos* (*Don Quijote* II. 67) — meidet die Sprache der Dichter mit auffallender Deutlichkeit. Die unangenehmen Belästigungen des täglichen Lebens geben dieser Poesie kaum einen Vergleich. In den Gedichten des Charles d'Orléans, die von handelnden Allegorien wimmeln, finden wir kein Insekt, das sticht, keinen Wurm, der nagt. Es ist diese negative Beobachtung ein Hinweis auf den eigenartig blutlosen, wirklichkeitsfernen und stilistisch engen Charakter der mittelfranzösischen Dichtersprache. Die Konvention herrscht nicht nur in der Vorliebe für das Abstractum agens im allgemeinen, sondern auch in der Wahl der Typen, die sie vorschreibt. Der Schmerz, die Plage und Belästigung jeder Art wird durch den Stil der Dichter in eine abstrakte, vornehme, edle, fingierte Welt projiziert, welcher grobe, gewöhnliche, ekelhafte, kleinlich-unangenehme Dinge fehlen. Aber auch der bloße Hinweis auf natürliches Geschehen fehlt. Die Wollust mit dem Stich einer Biene zu vergleichen, liegt dem Blick des Eustache Deschamps ebenso fern wie dem Herzog von Orléans[3]. Sie haben etwas von der Mentalität, die eine Hammelherde zu einem Ritterheer erhebt. Die abstrakte Wirkung im Bilde des alltäglichen und unbedeutenden Vorganges darzustellen ist eine Eigenheit der unverblümten Volkssprache, die erst wieder im 19. Jahrhundert Eingang in die Poesie zu finden scheint:

---

[1] Eug. Restelli, *I proverbi milanesi.* Milano 1885, S. 224.

[2] W. Beinhauer, *Span. Sprachhumor*, S. 92 Anm.

[3] Dieses Bild gebraucht z. B. Boëthius, *De Cons. Phil.* Lib. III. Met. VII. Petrarca spricht von Liebeswespen, *amorose vespe*, die ihn stechen. *In Vita di M. L. Sen.* 172.

Or freddo, assiduo, del pensiero il tarlo
Mi trafora il cervello, ond'io dolente
Misere cose scrivo e tristi parlo.
Carducci, *Idillio Maremmano* (*Rime Nuove* 68).

Der Dichter hat das Wort der Umgangssprache entnommen; *tarlo* = „Holzwurm" hat im Italienischen die Bedeutung: *Malessere che par che roda l'animo*; (Zingarelli, *Vocab.*).

Während man in der alt- und mittelfranzösischen Literatur das Insekt oder ein anderes Tierchen höchst selten als Urheber einer Wirkung auf den Menschen nennt, stellt man diese Wirkung selber, das Stechen, Stacheln und Beißen häufiger dar. Wie im Falle von *conscience* und seiner Vorzugsfunktion *mordre* handelt es sich wohl auch sonst, wo von diesen Wirkungen die Rede ist, um dem Lateinischen und der Sprache der Bildung entlehnte Wendungen: *Tant li dist la vielle de teus parolles, ke l'aiguilons de nature soumounoit aukes. Le roi Flore et la belle Jehanne* (Moland-d'Héricault, *Nouv. Fr. en prose du XIII*[e] *siècle*, S. 102); *par l'awillon d'iror vencuz* (*iracundiae stimulis victus*) (*Greg. Ez.* 35, 33; Tobl.-Lomm.); *par aguilenemenz des languors* (*languorum stimulis*) (*An. et Rat.* XII. 7; *Tobl.-Lomm.*); *Esperance me pest et oint, Et Amors m'aguillone et point* (*Poire* 619; *Tobl.-Lomm.*); *Quand doncques vostre chaleur naturelle vous aguillonnera et poindra* (*C. N. N.* 100); *cui culvertise va molt aguillonant* (G. de Coincy, *Christ.* 1661; *Tobl.-Lomm.*, Art. *culvertise*). Das Bild des Stachels, das der Bibel vertraut ist, hat sich von da aus der mittelalterlichen Sprache mitgeteilt. In einem ebenso ungewohnten wie ungeschickten Bild spricht Christine de Pisan von der *pointure trés venimeuse* der Fortuna (Balade 7 der *Cent Balades*; *Oeuvres*, ed. M. Roy, I. 8).

Eine andere ausdrucksstarke Möglichkeit des Typus ist das, was wir als Abstractum habens bezeichnen. Durch es wird die Wirkung des Begriffes als ein reines Besitzverhältnis dargestellt: *Hos habeat ludus, labor hos, te, Birria, sompnus* (*Geta* 65)[1]. Es findet sich im ganzen französischen Mittelalter nicht. Was von den Dichtern wiedergegeben wird, ist fast stets der Augenblick der Besitzergreifung des Abstraktums vom Menschen (*prendre*), selten der Besitz, das Haben selber. Hier spielt wohl die phonetische Armseligkeit der 3. Person Sing. Präsens Indikativ bzw. des historischen Perfekts von *avoir* und die damit verbundene Unklarheit und Undeutlichkeit der Wendung dabei mit: *Pitiez m'at* (*m'ot*) bzw. *l'at* (*l'ot*). Dazu war *habere* in seiner Eigenbedeutung so sehr durch seine Auxiliarfunktion geschwächt, daß es wie im Spanischen durch das konkretere *tenir* ersetzt wurde, wo der Besitz unterstrichen wurde: *bien sot qu'Amors l'aveit saisie, ki la teneit en sa baillie* (*Rom. d'Enéas*; B.-W. *Chrest.*[12], 27, 181—182). *Posséder* hingegen wird erst

[1] *La «Comédie» latine en France au XII*[e] *siècle*, p. Gust. Cohen, Paris 1931, I. S. 37.

im 14. Jahrhundert vom Französischen aufgenommen. Das klassische Latein kannte: *Ut scias autem non esse sanos quos ira possedit* (Sen., *De Ira* I. 1). Die Vulgata hat: *Horror possedit eos* (Ps. 47, 6. Afrz. Übersetzung: *Hisdur pursist eals. Le livre des Psaumes, Anc. trad. franç.* Éd. Francisque-Michel, Paris 1876). Das seltene Vorkommen des Typus im älteren Französisch scheint aber nicht nur durch den ungünstigen Wortkörper von *avoir* bedingt, sondern auch begrifflich begründet zu sein. In der Tat unterscheidet sich die Vorstellung „Etwas hat mich" von allen anderen Möglichkeiten einer abstrakten Wirkung dadurch, daß sie keine Aktion, sondern ein einfaches und allgemeines Besitzverhältnis ausdrückt. Diese Vorstellung hat einen so eigenartigen Stilwert, daß wir ihr nur als einer bewußten Kunstform in der auf klassische Vorbilder —

Nox erat et terris animalia somnus habebat (*Aen.* III. 147).
Nox erat, et terras animalia fessa per omnes,
Alituum pecudumque genus, sopor altus habebat.
(ebd. VIII. 26—27)

— zurückgehenden Poesie begegnen: *Nos habeat thalamus secrecior* (*Geta* 103; Cohen, a. a. O. I S. 38); *Nos habebit humus*; *Die Träne quillt, die Erde hat mich wieder.* Was diese Beispiele ausdrücken, ist der Gedanke der Ausschließlichkeit und Ungeteiltheit des Besitzes. Das Haben ist offenbar mehr als das Ergreifen, Packen, Überwältigen, Übermannen usw., weil es gegenüber diesen die Vorstellung der Dauer einschließt. Wie in der sprachlichen Entwicklungsgeschichte und der Genesis der Benennungen das Besondere vor dem Allgemeinen, das finite Verb vor dem Infinitiv, „fünf Finger" vor der abstrakteren Vorstellung „fünf" da sind, so geht auch hier die besondere jeweilige Erscheinungsform des Verfügens, das Packen, Greifen, Quälen, Stoßen, Bewegen dem allgemeineren Begriff des Besitzens voraus. Dieses Wort selber hat sich ja von der besonderen zur allgemeinen Bedeutung entwickelt.

So stehen sich in der Sprache zwei ungefähr das Gleiche bedeutende Wendungen gegenüber, die ihrem eigentlichen Wortsinn nach Gegenteile ausdrücken: einem *Julius habet famem* können wir ein *Famis habet Julium* entgegenstellen. Beide bedeuten, daß Julius hungrig ist. Der Hunger kann zur Wiedergabe des gleichen Sachverhaltes Objekt und Subjekt des durch *habere* ausgedrückten Besitzverhältnisses sein. Damit greifen wir die Relativität der von uns gebrauchten, uns zur selbstverständlichen Denkgewohnheit gewordenen Redeteile mit Händen. Ich kann Hunger haben, aber der Hunger kann auch mich haben. Wenn die uns geläufigen Sprachen den Sachverhalt fast immer auf die erstere Art ausdrücken, so mag das auf einem primitiven, im gewöhnlichen Sprachbewußtsein vorherrschenden Egozentrismus beruhen, der sich zum Mittelpunkt und Subjekt der Erscheinungen macht. Den Hunger zum Subjekt des Habens zu machen, bedeutet eine sprachliche Entthronung

dieses naiven und selbstherrlichen Besitzbewußtseins, die einer kopernikanischen Umkehrung gleichkommt.

Die sachliche Formel

Von den Damen, die sich durch einen aus dem Schlaf aufgescheuchten Schweizer im Schlosse von Versailles im ersten Augenblick beim Austausch ihrer Gedanken belauscht fürchten, sagt Saint-Simon: *Mais, réflexion faite, le sommeil et la grossièreté du personnage les rassura* [1]. Die Kürze, mit der in solchen Wendungen ein psychologischer Tatbestand ausgedrückt wird, empfiehlt sie dem Schriftsteller, der mit einer gewissen Eleganz darstellen will. Dieser formale Vorzug gibt dem Typus eine weite Verbreitung in der Zukunft, und vielleicht ist das sprachliche Zusammenrücken von Ursache und Wirkung mittels der Konstruktion des Abstractum agens die wichtigste Entwicklung, welche dieses durchmacht. Die Vorliebe, mit Hilfe der als Agentien gedachten Begriffe alle möglichen Inhalte einzufangen, ist für die heutige französische Sprache besonders charakteristisch. Sie macht davon in einem viel größeren Umfang Gebrauch als z. B. das Deutsche. In sprachvergleichenden Gegenüberstellungen kommt dies Abstractum agens daher auch zur Geltung. A. Malblanc behandelt es unter dem Gesichtspunkt des Animismus als Möglichkeit der Wiedergabe kausaler Beziehungen: *Mais l'animisme est en relation étroite avec le besoin de jugement causal qui est dans la nature de notre langue* [2]. Französischen Beispielen stellt Malblanc deutsche gegenüber: *Ce temps vit naître* = „zu dieser Zeit wurde geboren"; *la radio fait entendre* = „Im Radio hört man oft"; *Votre départ m'a laissé plus triste* = „Nach Ihrer Abreise bin ich noch trauriger geworden"; *Le XVIIIe siècle voit se généraliser l'usage* = „Im 18. Jahrhundert verallgemeinert sich der Gebrauch"; *Notre insouciance nous prépare un sort terrible* = „Durch unsere Sorglosigkeit bereiten wir uns ein schweres Schicksal"; *Ces mesures assurent la tranquillité* = „Durch diese Maßnahmen wird die Ruhe gesichert"; *Cela me fait gagner du temps* = „Dadurch kann ich Zeit gewinnen"; *Le hasard lui révéla le nom de son protecteur* = „Durch Zufall erfuhr er den Namen seines Beschützers". Mag diese Gegenüberstellung in einzelnen Beispielen auch etwas forciert sein, so spiegelt sie doch einen wahren Sachverhalt.

Auch Übersetzungen aus dem Latein, das dem Französischen diesen Typus übermittelt hat, zeigen die Vorliebe dieser Sprache für das Abstractum agens. An der frz. Übersetzung der *Civitas Dei* des Augustinus durch Pierre de Labriolle (Classiques Garnier) läßt sich dieser Unterschied ablesen: *Volebat vos ille Scipio terreri ab*

---

[1] *La Cour de Louis XIV.* Éd. Nelson Chap. XXVI: *Après la mort de Monseigneur* S. 172.

[2] *Pour une stylistique comparée du français et de l'allemand. Essai de représentation linguistique comparée.* Paris 1945 (?), S. 56.

hoste, ne in luxuriam flueretis (I. 33) = *Ce que voulait ce grand Scipion, c'est que la peur de l'ennemi vous empêchât de vous vautrer dans la luxure.* — *Commemoranda sunt enim quae et quanta occurrere poterunt vel satis esse videbuntur mala, quae illa civitas pertulit* (I. 36) = *Il faut pour cela que je rappelle, autant que mes souvenirs et les convenances le permettront, tous les maux qu'a subis l'État romain.* — *ut pro suscepti operis necessitate dissolverem* (II. 2) = *car le dessein de mon œuvre m'obligeait à le résoudre.* — *ex quorum inperitia illud quoque ortum est vulgare proverbium* (II. 3) = *dont la sottise a créé le proverbe courant.* — *quantum autem humanitus impediti sunt* (II. 7) = *dans la mesure où les paralysait leur condition humaine.* — *atque ab eorum cultoribus utinam solo risu, ac non etiam imitatione digna viderentur* (= *opprobia*) (II. 9) = *Plût à Dieu que ces exhibitions n'eussent provoqué chez leurs adorateurs que le rire et non le désir d'en faire autant!* — *qui humanis erroribus gaudent.* (II. 10) = *car toute erreur humaine les réjouit.* — *Aliquo enim fortasse iure belli iniuste negatas iuste victor auferret; nullo autem iure pacis non datas rapuit* (II. 17) = *Peut-être est-il quelque droit de la guerre qui eût permis au vainqueur d'enlever légalement celles qui lui auraient été injustement refusées. Mais il n'y a nul droit qui justifie le rapt de filles non accordées.* — *quam ut in feminis rapiendis factum eius imitandum lege ulla vel more permitterent* (II. 17) = *mais ni la loi ni les mœurs n'ont autorisé chez eux l'imitation de ce rapt de femmes.* — *metum dixit fuisse causam* (II. 18) = *c'est la peur qui l'imposa.* — *sicut . . . picturam egregiam, sed evanescentem vetustate.* (II. 21) = *comme . . . un tableau remarquable dont les années ont effacé l'éclat.* — *Unde pæne in superstitionem Aegyptiorum bestias avesque colentium Roma deciderat* (II. 23) = *Cet événement faillit faire tomber Rome dans les superstitions des Égyptiens qui adorent les bêtes et les oiseaux.* — *quibus* (= *portis*) *dolo apertis* (III. 13) = *la ruse les ouvrit.* Malblanc hat seine Studie nicht historisch angelegt. Unsere Untersuchung des Typus erweist, daß das Abstractum agens als Ausdruck eines Kausalverhältnisses im 14. und 15. Jahrhundert sich zu einem wesentlichen Bestandteil sachlicher Darstellung herausbildet. Bei Commynes z. B. spielt diese Funktion eine große Rolle: *La suspicion qu'il avoit du roy luy fist choisir ce sage party* (*Mém.* II. 10); *le temps estoit si mauvais et obscur qu'il aidoit bien à espoventer les gens* (ebd. II. 11); *mais la fain nous feït fouyr à grant haste* (ebd. II. 14); *ailleurs ay parlé des occasions qui meürent le duc de Bourgongne d'espouser la sœur du roy Edouard* (ebd. III. 4); *là où une fortune de temps les garda d'approucher* (ebd. VIII. 15). Diese sachlich verwendete Konstruktion ist vielleicht den lateinischen Historikern mehr verpflichtet als der Allegorie der Zeit. Commynes' Beispiele drücken meistens ein Kausalverhältnis aus und verraten die Neigung der Zeit, psychologische Sprachprägungen logisch zu verwerten und zu deuten. Wenn gesagt wird, daß die hereinbrechende Nacht vielen Lüttichern das Leben rettete,

so ist das ein Beispiel für logische Umdeutung einer psychologischen Formulierung, weil diese nicht mehr als seelisch-persönliche Einwirkung verstanden werden will. Ein gleicher Vorgang vollzieht sich, wenn *donner* von der Bedeutung „geben" zu „ergeben" (Ergebnis) wird: *ceste consideration me donne tant de joye* (*Hept. Prol.*). In der sachlichen Sprache der nüchternen Historiker, für welche der Typus des Abstractum agens kein rhetorisch erweiterndes Schmuckstück und keine Figur innerhalb einer allegorischen Dramatik darstellt, kommt er nur im Dienste der zweckmäßigen Mitteilung vor und ist dadurch um so expressiver und ernsthafter. Commynes ist einer der ersten, die in ihrer Prosa die theatralische Rollenhaftigkeit der Begriffe überwinden. Von Karl dem Kühnen heißt es: *la gloire luy monta au cueur et l'esmeüt d'acquérir tout ce qui luy estoit bien seant* (*Mém.* VI. 12). Von der Allegorie bleibt nur das, was man zum zweckmäßigen Ausdruck des Gedankens von ihr brauchen kann. Ihr eigentlicher Bereich bleibt die Poesie und ihr eigentliches Wesen ist ästhetisch, so fragwürdig der künstlerische Wert einer allegorischen Darstellung im Einzelfalle auch sein mag. Wer nur Tatsachen und handgreifliche Wirklichkeit darstellen will, wird von dem Bilde, das in der Allegorie steckt, nur die sprachliche Fiktion verwenden. Nachdem das Sprachgefühl durch die umständliche Denkform der Allegorie für den Gedanken selbständiger und selbsttätiger Abstraktionen empfänglich geworden war, erreicht man damit allmählich die Freiheit im syntaktischen Gebrauch der Abstrakta, wie wir sie kennen. Das ist die bleibende Wirkung der mittelalterlichen Allegorisierungen auf die Sprache. Das Abstractum agens wird ein mit zunehmender Leichtigkeit gehandhabtes Mittel zur Wiedergabe der verschiedensten Sachverhalte. Während seine Ausdruckskraft eher abnimmt, erweitert sich das Feld seiner Anwendungsmöglichkeiten. Was Fr. W. Müller (*Der Rosenroman u. d. lat. Averroismus d. 13. Jahrh.*, S. 35) über die mfrz. Allegorie sagt — „Bei Jean de Meung sind die allegorischen Figuren bereits auswechselbare Schemen ohne sie unterscheidende Merkmale" —, gibt die Richtung an, in der sich auch das Abstractum agens entwickelt. Der abstrakte Begriff und die ihm zugeschriebene Funktion stehen oft in keiner inneren und engeren Beziehung mehr zueinander. Jeder Begriff kann jede Wirkung ausüben, da sich der Typus zum Ausdruck einer unanschaulichen Kausalbeziehung verbreitert hat. Das die Aktion bezeichnende Verb sagt häufig mehr über das menschliche Objekt als über das abstrakte Subjekt aus.

Die Prosaschriftsteller des ausgehenden Mittelalters sind Nutznießer und Erben der Allegorie. Commynes hat die Möglichkeit, schwerfällige Umschreibungen und Nebensätze mit Hilfe des Abstractum agens zu vermeiden: *en furent honteux ceulx qui avoyent dit ces nouvelles, mais le temps* (das schlechte Wetter) *les excusa, avec ce que le paige avoit dit la nuyet* (*Mém.* I. 12). Das Ethos und

der Gefühlsgehalt, die den Typus anfänglich gekennzeichnet hatten, sind in diesem Gebrauch verblaßt und versachlicht: *et croy que sa suspicion ne l'en faisoit parler, mais seulement la necessité de la matière* (*Mém.* I. 12). Durch einen solchen Satz wird weiter nichts ausgedrückt als der Beweggrund und die Ursache. In der Sprache Commynes' herrschen die abstrakten Wesenheiten und Allgemeinbegriffe nicht als persönliche und willkürliche Wesen, sondern als objektive Mächte, als Maschinerie und Gesetz, entseelt und blind. Auch bei ihm ist das Abstractum agens ein Symbol der menschlichen Abhängigkeit und Ohnmacht, aber nun als ein solches der Gesetzmäßigkeit und Unerbittlichkeit des Weltlaufes, welcher der wahre Akteur der historischen Berichte ist. In dieser Sprache erscheinen die Menschen wie Marionetten, die bald durch diesen, bald durch jenen Draht in Bewegung gesetzt werden. Die Allegorie, die in den Gedichten der Christine de Pisan, Eustache Deschamps, Jehan de Condé, Charles d'Orléans u. a. eine bewußt geübte und um ihrer selbst willen gepflegte Form ist, tritt bei dem Historiker in den Dienst des Berichtes und der Erzählung und wird ganz Zweckmäßigkeit. Ein solcher Gebrauch verhält sich zur Allegorie wie die Eisenhaube, die den Kopf schützt, zum ziselierten, vergoldeten und mit Roßschweif versehenen Prunkhelm.

Das mittelalterliche Abstractum agens gab vorwiegend auf die Frage Antwort: „Wer bedrückt mich? Wer übermannt mich?“ Doch schon Chrestien kennt Sätze, die mehr auf ein „Was“ als auf ein „Wer“ antworten: *Or me grieve ce que je voi* (*Cligès* 478). Diese Konstruktion war dem Altfranzösischen nicht unbekannt: *Mais ce me conforte orendroit Que voi descendre de cel mont Le plus bel chevalier del Mont* (G.d. Montr., *Perc.* 9394—96). Das wirkende Element steckt im Inhalt und Gedanken eines ganzen Satzes, der durch *ce, cela* zusammengefaßt wird: *Or comptez donc Ce qui vous maine. Le nouv. Pathelin* (Jacob S. 159). Die sprachliche Fiktion der persönlichen Urheberschaft wird durch diese Ausdrucksweise insofern verringert, als das Nomen, dem immer etwas Personenhaftes eignet (zum mindesten das Geschlecht), durch ein Geschlechtloses ersetzt wird. Der Vorgang, der sich mit dem Häufigerwerden dieses *cela* und ähnlicher Ausdrücke vollzieht, ist nicht als eine bloße Versachlichung des Agens zu deuten, sondern wohl auch als ein Zeichen dafür, daß der Sprache die vorhandenen Abstrakta nicht genügen, um besondere komplexe und differenzierte Sachverhalte auszudrücken. Es gibt mehr Beweggründe, Antriebe, Wirkungen und „Faktoren“ als geprägte Substantive, so ähnlich wie die stehenden Typen eines Puppentheaters nicht ausreichen, um die Reichhaltigkeit des täglichen Lebens annähernd zu repräsentieren. Was den Menschen bedrückt, bewegt, lenkt, bestimmt und irgendwie affiziert, kann nicht alles durch *fortune*, *amour*, *folie*, *raison* usw. sprachlich eingefangen werden. Eine dem herkömmlichen Gebrauch des Abstractum agens leicht anhaftende hoch-

trabende Steifheit wird durch das unverbindliche und bequeme *cela* umgangen, das besonders von den Prosaikern verwendet wird: *Toutesfoiz ils appellèrent devant le roy en sa court de Parlement, esperant que cela pour le moins pourroit donner quelque delay à leur mort* (Comm., *Mém.* V. 17).

Dieses *ce* und *cela* möchten wir als ein nachabstraktes Agens auf den Menschen bezeichnen, dem jedoch eine ältere Stufe einer sprachlich anonymen Aktion und Wirkung zur Seite gestellt werden muß. Denn sicher gab es einmal einen Zustand, in dem die Sprache noch nicht so weit war, daß sie das Agens mit einem in seiner Bedeutung einigermaßen klar vorgestellten abstrakten Begriff hätte bezeichnen können. Die ältesten Vorstellungen waren wohl die des Befallenwerdens durch ein Wesen, das man eher mit einem Eigennamen als mit einem Appellativ bezeichnete. Oft dürfte diese Wirkung überhaupt keinen benannten Urheber gehabt haben: *piget, taedet, ce poise moi, es hat mich* u. dgl.[1]. Unter nachabstrakten Agentien verstehen wir solche, zu deren Wiedergabe das Abstraktum nicht mehr als hinreichend und ausdrucksstark genug empfunden wird. Das gedachte Subjekt ist ein ganzer Satzinhalt. Im einzelnen Fall dürfte es freilich schwer sein, diese beiden Typen voneinander zu scheiden, denn das postabstrakte Agens kann leicht als die Rückkehr in den anteabstrakten Zustand gedeutet werden. Nur die sprachhistorische Schichtung nach der Zeit ihres Auftretens und die stilistische Wertung ihres Ausdrucksgehaltes erlaubt uns die Beispiele zu ordnen. Die von uns zitierten spätmittelalterlichen Stellen sind zu logizistisch und zu wenig naiv, um als ursprünglich und alt zu gelten.

Ein äußeres Zeichen dafür, wie in den späteren Jahrhunderten des Mittelalters die persönliche und wesenhafte Auffassung des Abstraktums mehr und mehr durch eine blasse Begrifflichkeit abgelöst wird, ist die Differenzierung und Modifizierung des ursprünglich meist einfach auftretenden Abstraktums durch einen Genitiv, ein Demonstrativ, einen Relativsatz und andere Spezialisierungen. So tritt an die Stelle der einzigen Fortuna nun häufiger diese oder jene: *ceste bonne fortune qu'il avoit au commencement luy donnoit esperance que tout se rendroit à luy de tous costéz* (Comm., *Mém.* V. 13). Bei anderen Begriffen geht diese Tendenz noch weiter als bei *fortune*, das kraft seiner allegorischen Verwendung, die das Personenhafte und die Einmaligkeit betonte, sich gegenüber dieser begrifflichen Analysierung viel spröder erweist als andere Wörter: *Dont cestes raisons m'ont forcie de faire aucune chouse nouvelle.* (*L'Arbre des Batailles*; *Arch.* 67, 55); *Aultre raison aussi vous meut.* (*C. N. N.* 33); *Toutes ces raisons donnèrent grant hardiesse audict maistre Olivier* (Comm., *Mém.* V. 14); *mais de toutes ces raisons*

[1] L. Spitzer, *Das synthet. und das symbol. Neutralpronomen im Französischen*, *Stilstud.* I. 160 ff., behandelt *cela, ça, ce* in ihrer stilistischen Vieldeutigkeit, außerhalb eines histor. Zusammenhangs.

n'estoient point celles qui les mouvoient (ebd. VII. 20). Auch das Fragepronomen vertritt die entpersönlichende Neigung der Entwicklung: *Quelle hardiesse te meut, o ieune adolescent Royal, ne de quelle fiance presumes tu de mettre la main aulx nymphes* (Lem. de Belges, *Ill.* 24). Die Ausdrucksweise *quelle joie, quelle tristesse, quelle hardiesse* setzt voraus, daß es verschiedene Freuden, Traurigkeiten und Kühnheiten gibt. Das Mittelalter, für welches *joie, tristesse, hardiesse*, wenn sie als Abstracta agentia auftraten, noch meist als persönliche Wesen galten, machte von *quelle hardiesse* so gut wie gar keinen Gebrauch.

Die seelische Meinung, die wir aus diesen neuen Möglichkeiten herauslesen, erkennen wir auch in einer anderen, im 14. Jahrhundert spärlichen und bei Commynes überaus häufigen Stileigentümlichkeit, dem neutralen Reflexiv: *l'assemblée qui se feïst à Pequigny* (*Mém.* II. 8); *ainsi se depeschent les affaires des grans princes, quant ilz ne sont point presens* (ebd. VIII. 22). In solchen Beispielen ist durch die reflexivische Konstruktion der Mensch als Urheber und Beweger ausgeschaltet. Es sieht so aus, als ginge die Geschichte auch ohne ihn ihren Gang, der ihr von Gott, dem Schicksal oder einer unbekannten Macht vorgeschrieben wird. Natürlich weiß der Historiker Commynes, daß die Menschen an allem beteiligt sind und alles Geschehen betreiben, aber seine Sprache ist mehr auf die Ereignisse als auf die sie veranlassenden und daran teilhabenden Menschen gerichtet. Die Verhandlungen, Verträge, Zusammenkünfte, Vorbereitungen usw. werden als objektive Prozesse mit den Augen des Chemikers betrachtet, der einen Vorgang in der Retorte beobachtet. Historische Abläufe werden in sich selber gesehen, als grandioses Kräftespiel, bei dem es nicht mehr auf den und jenen persönlichen Wert und seine seelische Besonderheit ankommt. Aus diesen Sätzen spricht der Sinn für die Notwendigkeit und den logischen Zwang der Aufeinanderfolgen. Dem Menschen wird eine mehr leidende und zufällige als aktive führende Teilnahme am Geschehen zuerkannt. Das Reflexiv ist eine Möglichkeit, die Anonymität einer Schuld oder allgemein einer Tat, deren Urheber man nicht nennen oder kennen will, zu bezeichnen: *et luy fut promis soixante mille livres, dont en eut vingt mil* (*le reste se perdit*) (*Mém.* VII. 1). Der besagte Rest ist sozusagen selber daran schuld, daß er verloren ging.

Das Passiv

Die Vorstellung, daß das Abstraktum wie ein persönliches Wesen handelt und auf den Menschen wirkt, kann sich auch in passivischer Form äußern. Auch diese ist allen Kultursprachen geläufig: *Ich wurde von Rührung übermannt; elle fut forcée par les circonstances*; *he was overcome by pity*; *luctu punguntur* usw. Wenn schon die aktivische Darstellung der abstrakten Wirkung unvolkstümlich ist, so gilt dies in noch höherem Maße von der passivischen Formu-

lierung des Gedankens. Ein Blick auf unsere heutige Muttersprache macht dies evident. Wo sagt man im Volke *von Furcht gepackt, von Reue ergriffen, von der Angst gejagt, von der Liebe bewogen* u. ä.? Es scheint eine ausgesprochen literarische Ausdrucksweise. Das Altfranzösische ist daher arm an solchen Wendungen, und insbesondere die Chanson de Geste kennt sie fast nicht. Die ältesten Belege gehören der religiösen Sprache im allgemeinen und der Übersetzungsliteratur im besonderen an. Das erste Beispiel steht im *Alexius: de noz pechez sumes si ancumbrez* (618, L). — Die Verbindung von *pechiez* mit dem Verb im Passiv ist eine feste Formel: *Mais s'or ne cuidoie estre de pechié malbailli, Jà por prendre venjance n'alasse avant de ci* (*Ren. d. Mont.* 2338—39); *Encor en cuit je estre de pechiés encombrés* (ebd. 3008); *kar ces ki morz ne furent, traveillez esteient d'itel anguisse é de langur que la plainte é li criz munta devant Deu jesque al ciel. Quatre livre des reis* (I. 5, 12; Ed. Curtius S. 13). In der Vulgata heißt es: *viri quoque, qui mortui non fuerant, percutiebantur in secretiori parte natium*; — *é lur enemis asiégent les citez, é séient traveillez de mesaventúres é de enfermetez* 3. Reg. 8, 37). Vulg.: *et afflixit eum inimicus ejus portas obsidens, omnis plaga, universa infirmitas.* — *Li reis Asá en sa vieillesce enmaladid é de poagre forment fud anguisséz* (3. Reg. 15, 23). (Nach anderer Zählung 3. Reg. 16, 12.) Vulg.: *Verumtamen in tempore senectutis suae doluit pedes.* — *pur véir tut en serréit guariz del mal dunt il est travaillez* (4. Reg. 5, 3). Vulg.: *profecto* (*propheta*) *curasset eum a lepra, quam habet.* Es ist nicht zu übersehen, daß der afrz. Übersetzer in diesen Fällen im lateinischen Vulgatatext (sofern der von uns hier zitierte — Ed. Valentin Loch, Regensburg 1893 — wirklich seine Vorlage war, was schwer zu entscheiden ist) kein Passiv mit wirkendem Abstraktum vor sich hatte. Im ersteren Fall hatte er ein Passiv ohne Abstraktum: *percutiebantur*, im zweiten und vierten Abstrakta ohne Passiv: *plaga, infirmitas, lepra.* Im dritten Beispiel fehlt beides: *doluit pedes.* Diese Beobachtung scheint unsere Feststellung von der literarischen Herkunft des Passivs beim Abstraktum eher zu erschüttern als zu stützen. Vielleicht waren aber die Passive *traveillez* bzw. *anguissez*, denen wir begegnen, in der religiösen Sprache schon zur Zeit des Übersetzers einigermaßen geläufige Formen, mit denen man *afflictus, tribulatus, tribulor* wiederzugeben pflegte. So schreibt der Cambridger Psalter: *kar jeo sui travailled = quoniam tribulor* (Ps. 30, 9 u. 68, 20); *cume je esteie travaillié = cum tribularer* (Ps. 65, 12); *et travallied est Moyses pur eals = et afflictus est Moyses propter eos* (Ps. 105, 31); *aminusé sunt e travaillié, pur angoisses de male dolur = Imminuta sunt autem et afflicta, propter angustiam mali doloris* (Ps. 106, 39); *Dun ne te priái que jó ne fusse deceúe é gabéé é traveilléé? = numquid non dixi tibi: Ne illudas me?* (4. Reg. 4, 28). Hier hat *traveilléé* überhaupt keine Entsprechung im lateinischen Text. Vielleicht gelangt die Form erst aus der religiösen Literatur in die profane: *Et de*

cest mal sui forment traveillez (*La mort Aym. d. Narb.* 466). Bemerkenswert ist, daß das einzige von Tobl.-Lomm. zitierte passivische Beispiel von *angoissier* eine Übersetzung darstellt: *dementres que esteit anguissiez li miens cuers* (*dum anxiaretur*) (Oxf. Ps. 60, 2). Weitere solche Passiva mit Abstractum agens sind: *E conturbez de la voiz del enemi = Et conturbatus a voce inimici* (Cambr. Ps. 54, 3); *De reproce est atriblet mis quers = Opprobrio contritum est cor meum* (ebd. Ps. 68, 23); *de la contençun de ta main jeo sui deguastet = a contentione manus tuae ego consumptus sum* (ebd. Ps. 38, 12); *Lont t'ame durement s'esmaie Qui tant est de pechié navrée* (G. d. Montr., *Perc.* 9964—65); *cum longement serai ju tormenteiz en travail et en dolor ed affliiez de mort tote jor* (*SSBern.* 89, 7; Tobl.-Lomm.); *Ainsi qu'onques n'eust esté Agregiee d'enfermeté* (*ND Chartr.* 161; Tobl.-Lomm.); *asiiez de miseres* (*circumseptus erumpnis*) (*An. et Rat.* II. 3; Tobl.-Lomm.).

Die passivische Konstruktion verlegt den Nachdruck der Bedeutung vom Abstraktum auf die durch das Partizip Perfekt ausgesprochene Wirkung. Was den Beispielen des passivischen Typus Ausdruckskraft verleiht, ist mehr die Wahl des Verbums als die des Abstraktums. Dieser Typus scheint noch mehr als der aktivische dazu geeignet, die menschliche Person als bedrohten, gefährdeten, leidenden, betroffenen, behafteten, bedrückten, beklagenswerten, betrogenen und belasteten Teil in den Blickpunkt des Interesses zu rücken. Er entspricht ganz der Auffassung, die das Mittelalter im religiösen Sinne von der Stellung des Menschen gegenüber Gott hatte. Die differenzierte Wirkung aller möglichen bösartigen Abstrakta vollzieht sich an ihm: *Pauperes enim premuntur inedia, cruciantur aerumna, fame, siti, frigore, nuditate: vilescunt, tabescunt, spernuntur et confunduntur. O miserabilis mendicantis conditio; et si petit, pudore confunditur, et si non petit, egestate consumitur, sed ut mendicet, necessitate compellitur. De Contemptu Mundi sive De Miseria Conditionis Humanae Libri Tres* (Ed. Migne; *Patr. Lat.* tom. 217, col. 701 ff.). Der Ärmste irrt wie in einem Garten voller Selbstschüsse und Fußangeln umher. Der Typus wird hier einer ganz speziellen Vorstellung vom Los des Menschen gerecht, der Vorstellung nämlich, daß dieser hauptsächlich Opfer, Objekt und Ziel außermenschlicher Aktionen ist. Der Gedanke des Angegriffen- und Überfallenseins hat bei vielen Verben zumindest im Passiv eine von religiösen Vorstellungen bestimmte Färbung. Das gilt z. B. von dem Verb *chargier*, das in den folgenden Beispielen weniger die Bedeutung „beladen" als „befallen, überkommen" zu haben scheint, so daß in ihnen das Abstraktum nicht die Last, sondern den — persönlich empfundenen — Belaster und Angreifer darstellt: *Quens Aymeris estoit chargiez de mal* (*La mort Aym.* 264); *Por noz pechez grant, Dunt sumes chargez* (*Gebet an Maria*; *Arch.* 63, 58); *Ki desloiast tous tes pechiés Dont tu seras tous jors charciés* (*Barl. u. Jos.* 4606; Tobl.-Lomm.); *Quant je sui un poi carciés d'ire* (*Hun-*

baut 257; Tobl.-Lomm.); *Eles seront aussi chargies de luxures comme sont les hommes et plus asses* (*Les Prophecies de Merlin*; Ed. Lucy Allen Paton, New York-London 1926, CXLVII.) Das gleiche gilt für *apresser: et fu expressez par tresgrant plor* (*cepit ... nimio merore conteri*) (*Leg. Gir. Rouss.* 156; Tobl.-Lomm.); *fu expressé de l'anfermeté de grief melaidie* (ebd. 170; Tobl.-Lomm.); *espresse dou jou* (*jugo pressa*) *des set principaux pechiez* (ebd. 229; Tobl.-Lomm.); *Li Geu si estoient appresseit de la poosteit* (*SSBern.* 59, 1; Tobl.-Lomm.); *Quant vit lo conte de la mort apressé* (*La mort Aym.* 250). Diese Passiva sind in ihrer Verbindung mit den Abstrakten eine umständliche, schwerfällige, gewichtig-pedantische und unvolkstümliche Art sich auszudrücken. Auch der passivische Gebrauch von *apeser* stammt aus der religiösen Sphäre: *encor apeseit par lo fais de la corrumpable char* (*gravati*) (*Dial. Greg.* 82, 11; *astoit apeseiz d'une perece li veilhanz corages* (ebd. 187, 9; Tobl.-Lomm.). Ein entsprechendes Passiv von *batre*: *s'il est batus de le maladie saint Ladre* (*Rois.* 15, 3; Tobl.-Lomm.). Auch aus der Sprache der Religion stammt ein Beispiel mit *encombrer*: *Aidez nus, ke nus puissum despire tuittes les seculeres vanitez, ke nostre alme ne en seit ja encombre* (*Memoriae beatae Mariae virginis* fol. 319; *Arch.* 63, 94). Eine strenge Scheidung der Belegstellen nach religiösem und profanem Gebrauch ist unmöglich. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir allgemein eine starke Beeinflussung des Profanen durch das Religiöse annehmen, auch da, wo es sich um die Wiedergabe des Befallenwerdens durch elementare Seelenregungen wie Zorn, Schmerz, Scham u. dgl. handelt: *Que je sui mult de mal destrois et angoisiés* (*Ren. d. Mont.* 6318); *de grant ire enflamez* (ebd. 12 948); *de grant ire alumez* (ebd. 13 005); *d'ire furent destroit* (ebd. 14 173); *de moult grant ire est tainz et abosmez* (*Cov. Viv.* 133; Tobl.-Lomm.); *je suis de deul abrivez* (*Gir. Ross.* 60; Tobl.-Lomm.); *S'en fu si de duel acorée K'a la terre chëi pasmee* (*Cleom.* 2249; Tobl.-Lomm.); *d'ire abrasez* (*Troie* 11 281; Tobl.-Lomm.); *S'an fu Kes de honte assomez* (*Yvain* 2280); *des lors an ça, Que de sa dame ot congié pris, Ne fu tant de panser sospris Con de celui* (ebd. 2696—99); *comëuz est de sa bealté* (*Guingamor* 435); *Que point en fust mëue d'ire* (G. d. Coincy, *Nat. J.-Chr.* 396; *Arch.* 67, 242); *De la grant biaute esbahie Ne fu pas la virge Marie* (G. d. Coincy, *Nat. N. D.* 747—48; *Arch.* 67, 96); *vaincue et trespercée de douleur amère* (*Rom. de Troïlus* IV); *assailly de la toux* (*C. N. N.* 72); *tousjours estoit tant de mal oppressée* (*C. N. N.* 77); *Et la tresbelle Katherine estoit de mal tant oppressée* (*C. N. N.* 26); *la grant douleur dont fut Troïlus oppressé pour le departement de Brisaïda* (*Rom. de Troïl.* IV); *nostre royaume, qui est plus pressé et persecuté de ce cas que nulle autre seigneurie* (ebd. V. 18); *tant estoit fort feru du maudit mal de jalousie* (*C. N. N.* 37); *le preuxdomme qui est tout debatu des grans soussis qu'il a eus* (*Quinze joyes de mar.* 1). Das im Altfranzösischen häufigste Verb in dieser Verbindung ist *espris: Dolans fu Aumes et espris de dolor* (*Asprem.*;

Éd. Brandin, 5458); *Et li Englois, espris de maltalant* (ebd. 9803); *d'ire est espris* (G. d. Montr., *Perc.* 13 768). Unter allen Beispielen nimmt die Wendung *d'amor espris* den ersten Raum ein: *De l'amur de lui est esprise* (*Guing.* 54); *Jeo sui de tel amur espris* (*Guigemar* 455); *Amdui erent d'amur espris* (*Eliduc* 502); *c'il qui d'amors espris sera* (*Flore et Blanchefl.* 1110); *Plus ert espris d'amor, ki veoit la dansele, que s'il ëust le cuer brüi d'une estincele* (*Rom. d'Alexandre*; B.-W.[12], 36, 16—17); *Tuit cil furent d'amours espris* (*Best. d'amour rimé* 617); *Que de s'amour sui tous espris* (ebd. 1168); *Qu'il soient tout espris d'amour* (ebd. 3477); *Qui bien d'amer espris sera* (*Compendium Amoris* 74; *Arch.* 64, 167); *S'il n'est mout fort espris d'amor* (ebd. 228); *il se sentoit si esprins du feu d'amours* (*C. N. N.* 73). Varianten dieser Wendung sind: *si estoit soupris d'amor qui tout vaint* (*Auc. et Nic.* 2, 15—16); *Ne ja ne seront pris d'amours* (*Best. d'am. rimé* 2064); *Tant estoit-il au vif feru de l'amour d'elle* (*C.N.N.* 9); *A cuidereaux d'amours transsis* (Villon, *Gr. Test.* 1973); *maiz s'amors me destraint, dont je sui enflamés* (*Audefr. le Bât.*; B. W.[12], 41 b, 106). Dieser häufigen passivischen Verbindung von *esprendre* und *amor* entspricht kein ähnlich zahlreicher aktivischer Gebrauch. Fälle wie *amor l'esprent plus que devant* (*La clef d'am.* 3000) sind selten. Daher möchte man annehmen, daß das Passiv *d'amor espris*, das wie eine stereotype Formel anmutet, die sich erst im Laufe der Zeit lockert und Variationen zuläßt, auf literarische Vorbilder zurückgeht. Im Provenzalischen war der passivische Typus natürlich auch verbreitet: *era sai eu qu'eu sui apoderatz* (Bern. de Vent.; Ed. Appel 22, 56). Hier ist Amor nicht unmittelbar in die Wendung einbezogen, aber gedanklich zu ergänzen: *So ben apoderatz Per amor e vencutz* (P. Vidal; Ed. Anglade XV, 1—2); *fo sobrepres d'amor que no saup on se fo* (Biogr. d. Gauc. Faidit; Lommatzsch, *Prov. Liederb.* 75, 58).

Die dem Liebesgott zugeschriebene Allgewalt und Treffsicherheit der Wirkung, wie sie in *espris d'amor* eine stereotype Prägung gefunden hat, lebt in anderen freieren Formeln durch die Jahrhunderte weiter. Neue Abwandlungen setzen die abgegriffene Schablone in ihren Bestandteilen wieder zusammen: *les loudiers, tous alumez du feu de concupiscence charnelle* (*C. N. N.* 98) (mit Entlehnung der Wörter aus der geistlichen Sprache und mit der darin enthaltenen negativen Bewertung); *Lequel tout embrasé de feu venerien dont encoires n'avoit esté si vifvement attaint* (Lem. de Belges, *Ill.* 25).

Doch hat in *espris d'amor* die Liebe nicht eindeutig die Rolle des Urhebers und Agens inne. Sie ist nicht nur der Entzünder und Entflammer, sondern auch das Feuer selber und das Ergebnis des Brandes. Nicht also nur „*Durch* die Liebe entflammt", sondern auch „*in* Liebe entbrannt, *an* Liebe erkrankt" u. dgl. Die Präposition *de* ist mehrdeutig und drückt beim afrz. Passiv kein klares Wirkungsverhältnis aus, wie es nfrz. *par*, it. *da* und engl. *by* etwa

tun. Amor ist häufig der Stoff, an dem sich jemand entzündet: *le penser qui d'amours m'esprent* (*Chanson de Gace Brulé*; B.-W.[12], 54 a 40); *Grant joie en ot li cuens, qui d'amer iert espris* (*Con. de Béth.*; B.-W.[12], 42, 50). Wir können daher sehr oft, wenn wir die Verbindung *espris d'amor* oder eine ähnliche Wendung vor uns haben, nicht von einem eigentlichen Abstractum agens sprechen. Es scheint ein Zug der Volkssprache zu sein, der klaren und unmißverständlichen Wiedergabe des Verhältnisses von Urheber und Wirkung aus dem Wege zu gehen. Das Abstraktum, welches seine Funktion als Agens in der Volkssprache zum großen Teil dem lateinisch-literarischen Einfluß verdankte, erscheint auch in der passivischen Wendung nur zögernd als eindeutiger Urheber. In spätlateinischen Beispielen findet man ein Analogon dazu in Sätzen, welche die klare Beziehung, die der Ablativ herstellte, trüben: *Et ut vidit mulierem cum viro suo edentem, vulneratus est in ea* (Joh. Monachus, *Liber de Miraculis* S. 98); *vulnerata est mulier in amore illius nesciente viro suo* (ebd. S. 102); *pre compassione remordebatur anima eius* (ebd. S. 100); *illa autem pre cogitatione infirmata iacebat* (ebd. 102); *aut pre dilectione aut (pre)simplicitate ductus* (ebd. S. 102).

Frühzeitig dringt in diese passivische Bildung auch die Präposition *par* ein, die im Neufranzösischen *de* stark zurückgedrängt hat. Im Mittelalter ist *de* noch die Regel und *par* die Ausnahme. Neben drei Beispielen mit *d'amour espris* findet sich im *Bestiaire d'amour rimé* eines mit *espris par amours* (618—19); es scheint, daß auch hier *amour* die Reihe der Abstrakta anführt: *je sui par amour tellement afrontee* (*Bast.* 2600; Tobl.-Lomm.); *Pour moy le sçay, qui suis toute sechée Par trop amer* (Chr. d. Pis. I. 37); *contrainctes par amours* (*Pet. Jeh. de Saintré* VII). Erst vom 15. Jahrhundert ab wird *par* in dieser Verwendung häufiger: *les grans personnages, lesquelz par le sçavoir ont esté retiréz de plusieurs mauvais propoz* (Comm., *Mém.* V. 18); *et ne sera nul excusé par ignorance* (ebd. V. 18); *fut le bon chevalier deceu par le subtil et percevant engin de sa desloyalle femme* (*C. N. N.* 78); *ceulx qui humblement souvent la lisent, ne seront jamais trompez par fictions ny inventions humaines* (*Hept.* 44); *une femme de bien est plus tost vaincue par ung desespoir que par tous les plaisirs du monde* (ebd. 47); *Le gentil homme . . . se trouva par ceste parolle mieulx guary qu'il ne faisoit par medecine ne saignée qu'il sceut prendre* (ebd. 50); *le pauvre homme, seduict par l'avarice des prestres* (ebd. 55). *Par* drückt im Gegensatz zu *de* eindeutig den Urheber aus. Vielleicht verdankt es dieser klaren Beziehung seine Verbreitung im Neufranzösischen. Es stellt die Beziehung, die zwischen betroffener Person und Abstraktum besteht, ausdrücklicher und betonter her als *de*. Das Verhältnis zwischen *de* und *par* in ihrer Beziehung auf das Abstraktum läßt sich mit demjenigen vergleichen, das zwischen *à* und *avec* vor einem Abstraktum besteht. Denn zwischen beiden Paaren gibt es eine Parallelität, die es erlaubt, *de* zu *à* und *par* zu *avec* zu stellen. Die ersteren stellen

die ältere Sprachstufe dar: *S'an fu Kes de honte assomez* (*Yvain* 2280) — *a grant dulur* (*Rol.* 816); *par* und *avec* die jüngere Möglichkeit: *excusé par ignorance* (Comm., *Mém.* V. 18) — *avec ce conseil* (ebd. V. 19). Der Unterschied im Gebrauch dieser und jener Präpositionen scheint mit einer Polarität in der Länge und Ausdrücklichkeit, die man dem Gedanken in der Sprache geben will, zusammenzuhängen. In anderen Sprachen gibt es ähnliche Dubletten: *a stento — con qualche stento* (Alfieri, *Vita* 9). In einem nfrz. Text (Edm. Faral, *La Chanson de Roland*, Paris 1933, S. 200) stehen sich *il n'est pas saisi par un sentiment religieux* und *il est pris d'angoisse* gegenüber.

Verschiedene voneinander unabhängige sprachliche Erscheinungen entwickeln sich bis zu einem Punkte, an dem sie mit einer gewissen inneren Notwendigkeit konvergieren. So wird vom 14. Jahrhundert ab einerseits die reflexive Form von Verben wie *trouver*, *voir*, *sentir* beliebt: *on se trouvoit deceu* (*Froissart*; *Extr.* S. 210); *jamais ne me trouveray prins dedans les raiz d'amors* (*Rom. d. Troïlus* III); *et il se vit chetifz et nuz* (*Ren. le Contref.*; B.-W.[12], 86, 93—99); *Quant me regarde toute nue, Et je me voy si tres changée* (Villon, *Gr. Test.* 489—90); *se voyant, comme dit est, ce seigneur Ludovic si près de achever son desir* (Comm., *Mém.* VII. 3); *se sentoit mal pourveue* (ebd. VII. 9). Sie dient, wie wir glauben, dem im späteren Mittelalter stärkeren Bedürfnis nach Sonderung, Spiegelung, Situierung der eigenen Person in der räumlichen und zeitlichen Umwelt. Man findet, sieht und fühlt sich selber gleichsam von außen. Zudem läßt man dadurch, daß man für *ele estoit mal pourveüe* nun *ele se sentoit mal pourveüe* gebraucht, die Naivität des Berichtes fallen und relativiert dessen Geltung zum Charakter einer Beobachtung. Andererseits breitet sich, wie wir sahen, um die gleiche Zeit die passivische Wiedergabe der abstrakten Aktion aus: *vaincue et trespercée de douleur amère* (*Rom. de Troïl.* IV). Nun werden diese beiden Elemente, die im Altfranzösischen schwach entwickelt waren, zu einer neuen Möglichkeit zusammengefügt: *jusques à ce qu'il se sentist point d'une diverse pointure* (*Rom. d. Troïl.* I); *Et combien qu'il se sentist bien feru d'amours* (ebd. I); *autres que moy se sont trouvez en ceste langueur et de ce pareil cas atteins* (ebd. V); *Quant le chevalier se voit convaincu par le bien faire du trespreu en armes Erec* (Prosa-Erec; Ed. W. Foerster, *Chr. v. Tr.* III, S. 289); *toutes les foiz qu'elle s'en sentiroit aguillonnée* (*C. N. N.* 100); *et se veoyt sailly de grandez adversitéz* (Comm., *Mém.* VI. 1); *quant il se veid abandonné de son compaignon* (*Hept.* 34). Wenn sie, wie diese Beispiele zeigen, nun zu einem neuen Typus zusammenschießen, dann liegt dies wohl daran, daß sie von verschiedenen Seiten auf einen gleichen Punkt zielen. Das ist die fehlende Beteiligung und Verantwortung des Subjekts an dem, was mit ihm selber geschieht; denn *se voir*, *se trouver* u. dgl. bedeuten doch ihrer Bildung nach, daß der Mensch erstaunt und überrascht ist über eine Situation, in die er

ohne sein Wissen und sein Dazutun geraten ist. Zu einem bestimmten Zeitpunkt geht ihm gleichsam ein Vorhang auf, der ihm das eigene Ich verborgen hatte. Nun sieht er sich, von fremden Mächten bestimmt. Damit ist der ganz unvolkstümliche, aber in einer bestimmten Stilgattung juristisch-politischer Färbung beliebte Typus „Wir sehen uns durch die Umstände veranlaßt" geschaffen, in dem die Person sich selber wie mit fremden Augen im Zustand der Bedingtheit erblickt. Sie wird als objektive Zuschauerin ihres eigenen Betroffenseins dargestellt, als ob sie nicht ein fühlendes Subjekt, sondern nur ein Gegenstand der Beobachtung wäre. Seelische Zustände werden dadurch, daß man sie als beobachtete Reaktionen darstellt, in eine neutrale Atmosphäre versetzt. Wenn wir diese Beispiele zuerst in Übersetzungen aus dem Italienischen (*Roman de Troïlus*) häufiger finden, könnten wir einen syntaktischen Import aus dieser Sprache vermuten. Tatsächlich sind die Reflexiva *trovarsi, vedersi, sentirsi* im Italienischen schon vor 1300 sehr gebräuchlich, zu einer Zeit, wo sie im Französischen sehr selten sind: *I Fiesolani vedendosi sì subitamente, e improvvisi soppresi da' Fiorentini* (Malispini, *Storia Fiorentina*, Cap. 49). Die italienische Beeinflussung könnte aber auch nur die Erweiterung und Stützung eines Typus bedeuten, der im Altfranzösischen schon ausgebildet ist: *Quant l'empereres se vit jus abatu* (*Asprem.* 164).

Da im passivischen Typus des Abstractum agens das Verbum den Hauptgedanken enthält, fehlt das Abstraktum häufig als weniger wichtig oder als selbstverständliche und daher überflüssige Ergänzung, so daß nur noch die Wirkung und der Zustand ohne den Verursacher ausgedrückt wird. Dieses gelegentliche Fehlen des abstrakten Begriffes kann zum Dauerzustand werden und das Partizip Perfekt damit ganz in die Funktion eines Adjektivs hineinwachsen. Das ist z. B. mit den deutschen Wörtern „niedergeschlagen", „angegriffen", „zerstreut", frz. *distrait*, vor sich gegangen. Übergangsbeispiele sind solche, bei denen der Hinweis auf das Abstractum agens im Zusammenhang des Textes liegt: *laquelle, pour la grand courtoisie que Dieu en elle n'avoit pas obliée, desja aussi attaincte comme dessus est dit* (*C. N. N.* 13). In den *Cent Nouv. Nouv.* finden wir: *L'amour de la maistresse au clerc et du clerc à elle estoit et fut longtemps si trèsardente que jamais gens ne furent plus esprins* (*N.* 13); *monseigneur, qui trèseschaufé et espris estoit* (*N.* 17); *que je suis prinse et que amours m'ont ad ce menée* (*N.* 33); *tant estoit à celle heure prinse soupprinse* (*N.* 33); *La simple femme, trèsebahie, souprinse aussi et à demy ravye, cuida vrayement etc.* (*N.* 14).

Eine Möglichkeit der syntaktischen Variation des im Passiv gebrauchten Abstractum agens ist das absolute Vorkommen: *ira commotus* (Greg. Tur. VI. 16) — *tanto timore perterritus* (ebd. VI. 31) — *poenitentia motus* (Matth. 21, 29). Diese Ausdrucksweise ist den modernen Sprachen vom Latein geschenkt und ein unentbehrlicher Bestandteil der Syntax: *La baronne, entraînée par un sentiment de*

probité qui lui faisait exagérer les devoirs de sa place . . . (Balzac, *La cousine Bette* CII). Im Altfranzösischen ist sie selten: *Vers Raoul torne, de mal talent espris* (*R. d. Cambr.* 2839); *mais li lion, destroiz de fain chascun la prenoit par la main* (Béroul, *Tristan* 2071—72). Für das späte Mittelalter, das innerhalb eines Satzes das kausal erklärende Abstractum agens und seine weitere Auswirkung darzustellen beliebt, wird diese absolute Verwendung charakteristisch: *Ausquelles parolles la damoiselle nagueres troublée de trop grant doeul et excessif courroux fu toute rapuie de liesse* (Prosa-Erec; Ed. W. Foerster, *Chr. v. Tr.* III, S. 291); *Et ainsi animé et aguillonné de honte et de désir, il reprend la levrière par les oreilles* (*C. N. N.* 28); *Adoncq Paris tout esmerveillé et transmué d'une vision si nouvelle, se dresse sur piedz* (Lem. d. Belg., *Illustr.* Kap. 24). Dem Italienischen, das schon von Anbeginn seiner literarischen Überlieferung eine starke Latinisierung seiner Syntax erfahren hat [1], ist dieser absolute Gebrauch schon früher geläufig und wohl vertraut: *Santo Francesco, instigato dallo zelo della fede di Christo e dal desiderio del martirio, andò una volta* . . . (*Fioretti di S. Franc.*; Ed. Sarri, Firenze 1926, Cap. 24); *Oppresso di stupore alla mia guida Mi volsi* (Dante, *Par.* XXII. 1—2). Boccaccio ist Meister in der Handhabung dieser Einschaltungen: *una dilettevol bellezza, della quale, dall' altro soprapresi, non s'erano ancora accorti* (*Dec.* III,. Prol.); *ed ella taciuto, ultimamente da amor sospinta, tutta divenuta vermiglia* (ebd. II. 8); *La gentil donna allora, da necessità costretta, con grandissima vergogna cento lire le domandò* (ebd. III. 9).

Die sprachliche Gleichschaltung

Wenn wir im Neufranzösischen die abstrakten Begriffe in weitem Umfange sowohl personenhaft, als Subjekte einer Handlung, als auch stofflich-dinglich, als Quantitäten, mit Mengeangaben, verwenden können, so verhält sich das Altfranzösische den beiden Sphären, der vergeistigenden und der verstofflichenden, gegenüber noch reserviert. Materielles und Personenhaftes ist in ihm noch nicht zur vollen sprachlichen Entfaltung gelangt, aber beide sind als Disposition vorhanden. Die einzelnen Abstrakta gehören den beiden Bereichen nicht unterschiedslos an. Wenn wir z. B. die Verwendung der Abstrakta im Rolandslied überprüfen, so sehen wir, daß dort die mit der Präposition *in* gebrauchten Begriffe (*en viltet, en ahan*) nicht auch als Abstracta agentia vorkommen; *mal, pechiet, mort, pitiet, orgoils*, die als Subjekte von Handlungen auftreten, finden sich da nicht mit *in* zusammen, und das ist der ältere Sprachstand. Verweilen wir einen Augenblick bei dem Wort *peccatum*. Die lokale Vorstellung „in der Sünde", „in Sünden" ist dem Altfranzösischen so fremd, daß man nur wenige Beispiele dafür findet: *se des or en avant peches Et en vilain pechié t'aleches* (Méon II 320, 214;

[1] K. Vossler, *Frankreichs Kultur und Sprache*, S. 87.

Tobl.-Lomm.); *Et tant serant il ordoié com es orz pechiez demourrunt* (R. de Borron, *Est. dou Graal* 346—47; Ed. Nitze); Eva sagt zu Adam nach dem Sündenfall: *Jo t'en donai, si quidai por bien faire; E mis toi en pecchié dont ne te pais retraire* (*Adamsspiel* 577—78); *Assez est mort qui longuement Gist en pechié, s'il ne repent* (Beroul, *Tristan* 1389—90; Ed. Muret-Defourques). Eine andere Stelle gibt den Gedanken nur implicite wieder und stellt die Übersetzung einer bewußten Allegorisierung dar: *car molt est griés chose d'eschüir l'abysme des vices et les fosses des criminals pechiez entre les ondes de cest seule* (Sermon de St. Bernard; B.-W.[12], 38, 20—21). Gegenüber der personifizierenden Tendenz des frz. *pechié* hat das Italienische mehr die materielle Vorstellung des Ortes, in den man gerät, herausgebildet: *Quelor qe dorm en lo peccad* (Ug. da Lodi, *Istoria* 25; De Sanctis-Lazzeri, *Storia della Lett. it.* I. 173); *Aló q'el fo en lo peccato* (ebd. 273); *Mai quel tegn'eu per fole qe tropo s'asegura, nì d'ensir dig pecadhi ça no vol aver cura* (= *non si preoccupa d'uscir dai peccati*) (Ug. da Lodi, *Il „Libro"* 88—89; De Sanctis-Lazzeri I. 181); *q'en li peccati son longamen caçuo* (ebd. 213); *Mai entro li peccati eu ài demorad tanto* (ebd. 228); *se a no y vol morir in quel mortal pecato* (Colo de Perosa, *La Leggenda dei comandamenti* 180; De Sanct.-Lazz. I. 217); *Sì, çente crudela ke stai en le peccai* (Giac. da Verona, *De Babilonia Civit. Infern.* 321 (De Sanct.-Lazz. I. 237); *guai a quilli ke morrano ne le peccata mortali* (*Cantico del Sole* 29); *giudicheranno voi più di loro essere intrigati in maggior peccati* (*L'avv. Ciciliano* II. 6); *nel quale peccato e riprensione a me, che vostro re sono, quasi costretto cader conviene* (*Decam.* VII. 9); *a qualunque modo muoia l'uomo in peccato criminale* (angeblich Brief des Hl. Franziscus; *Fioretti* ed. Sarri, Florenz 1926, S. 20); *Vedi che non è gioco Di cadere in peccato* (*Tesoretto* 2872—73; Bibl. Rom.); *Chi vol seguir la bona via, Prenza la sancta disciplina. Non dormir plu int-i peccad, Che Cristo n'aspegia a-l regno bead* (Lorck, *Altberg. Sprachdenkm.* S. 87); *le misere anime cadono da peccato in peccato* (*Visioni di S. Francesca Romana*; v. Wartburg, *Raccolta di testi antichi italiani* Nr. 31); *l'anima caduta in uno peccato, et non senne levando, anche cade ne l'altri vitii mortali* (ebd.); *Sicchè domani vedrai se ci sarà niuna borsotta di peccati, e udirai in che peccati noi entraremo, che v'entraró dentro come gallo in feccia* (S. Bern. da Siena; *Prose de Fede e di Vita* ed. M. Bontempelli, S. 58); *elli sarebbe nel medesimo peccato* (ebd. S. 144). Ein entsprechendes Beispiel mit *mal: dolentre quel qe 'nl mal demora* (Ug. da Lodi, *Istoria* 24; De Sanct.-Lazz. I. 173). Die Vorstellung der Sünde als eines aktiven Prinzips ist dagegen in der gleichen Literatur zur gleichen Zeit nicht vorhanden. Das zeigt, daß die beiden romanischen Sprachen im Mittelalter den Begriff der Sünde an zwei verschiedenen und sich bis zu einem gewissen Grade ausschließenden Bildern veranschaulichen. Die Abstrakta waren in diesem Denken also wenig freizügig. Sie standen an einer bestimmten Stelle innerhalb der Sprache, von der

sie sich nicht leicht lösten. *Peril*, *dangier*, *pais*, *baillie*, *travail*, *esfroi* u. a., die häufig mit *in* gebraucht wurden, hatten offenbar eine vorwiegend stofflich-räumliche Assoziation. Mit ihnen verband man die Vorstellung des Bereiches, in den der Mensch gerät. Gegen das Mittelfranzösische hin wird dieser Unterschied zwischen stofflich und personenhaft aufgefaßten Abstrakten weitgehend verwischt. Eine verstofflichende Tendenz äußert sich in der zunehmenden Verwendung des Teilungsartikels vor Abstrakten, während andererseits die personifizierende Neigung das Abstractum agens zu einer allgemeinen Möglichkeit macht. Dadurch geht eine ursprüngliche Einheit des abstrakten Begriffes und die Einheitlichkeit seines Gebrauches verloren. Er fällt in zwei Hälften und in zwei Verwendungsmöglichkeiten auseinander, deren Zusammenhang nur durch die Wortbedeutung gewahrt bleibt. So stehen sich im Gebrauch der Abstrakta zwei Tendenzen gegenüber, die Huizinga in seinem berühmten Buch als besonders mittelalterlich hervorhebt. Das ist einerseits die Neigung, in der Personifizierung der Begriffe möglichst weit zu gehen; d.h. „auch in Fällen, wo für uns der Begriff nichts Anthropomorphes mehr haben kann, zaudert der mittelalterliche Geist nicht, eine Person daraus zu machen“ [1]. Andererseits wird vieles rein stofflich gedacht, und Huizinga bietet Beispiele dafür, wie sehr das späte Mittelalter geistige und sittliche Werte als meßbare Größen und als Materie auffaßte [2]. Dies ist eine Gegensätzlichkeit, die im Laufe des 14. und 15. Jahrhunderts besonders deutlich wird. Der Gebrauch der Abstrakta gleicht sich in allem immer mehr dem der anderen Substantiva an. Ihre Verwendung unterscheidet sich schließlich in nichts mehr von derjenigen der übrigen Nomina, während sie am Anfang der uns bekannten literarischen Überlieferung vielfach eine gewisse feierliche, hieratische, unbewegliche und begrenzte Anwendung fanden. Adjektiva, Demonstrativa, Indefinita, Possessiva, Artikel, relative Anknüpfungen, Genitive usw. werden im Spätmittelalter bei Abstrakten immer üblicher und nehmen ihnen immer mehr von der früheren Unbedingtheit und Isolation innerhalb der Substantive.

Wie sehr das Abstractum agens stilistisch und syntaktisch mit anderen Verwendungsmöglichkeiten des abstrakten Begriffes gleichgeschaltet wird, zeigt ein Beispiel: In der sechsten ihrer *Cent Balades* führt die Dichterin Christine de Pisan eine große Menge abstrakter Begriffe auf, die ihr das Leben sauer machen, so daß dieses Gedicht zum weitaus größten Teil eine Aufzählung solcher Begriffe bildet. Am Schlusse jeder der drei Balladenstrophen mit aneinandergereihten Abstrakten muß sie aber, um der Aufzählung einen Sinn zu geben, eine Verbindung zur eigenen Person herstellen. Das tut sie in jeder Strophe mit einem anderen stilistischen Mittel. In der

---

[1] *Herbst des Mittelalters*, S. 307.
[2] A. a. O. S. 320 ff.

ersten drückt sie diese Beziehung als Besitzverhältnis aus: Ich habe sie, den Schmerz usw.:

Dueil engoisseux, rage desmesurée,
Grief desespoir, plein de forsenement, —
Langour sanz fin, vie maleürée
Pleine de plour, d'engoisse et de tourment,
Cuer doloreux qui vit obscurement,
Tenebreux corps sus le point de perir,
Ay, sanz cesser, continuellement;
Et si ne puis ne garir ne morir.

Oeuvr. poét. de Chr. d. Pisan, Ed. Maurice Roy, Paris 1886, I. 7. In der zweiten Strophe ist eine lokale Beziehung ausgedrückt. Sie (der Schmerz usw.) sind in mir:

Fierté, durté de joye separée,
Triste penser, parfont gemissement,
Engoisse grant en las cuer enserrée,
Courroux amer porté couvertement,
Morne maintien sanz resjoïssement,
Espoir dolent qui tous biens fait tarir,
Si sont en moy, sanz partir nullement;
Et si ne puis ne garir ne morir.

Die dritte Strophe läßt die Abstrakta als Agentia auftreten. Sie quälen mich:

Soussi, anuy qui tous jours a durée,
Aspre veillier, tressaillir en dorment,
Labour en vain, a chiere alangourée
En grief travail infortunéement,
Et tout le mal, qu'on puet entierement
Dire et penser sans espoir de garir,
Me tourmentent desmesuréement;
Et si ne puis ne garir ne morir.

Ohne den Bau der Ballade zu beschädigen, kann man die drei Ausdrucksweisen untereinander vertauschen, so gleichwertig, nichtssagend und allgemein sind sie in ihrer Funktion geworden. An dieser Gleichschaltung hat nicht einfach nur der dieser Gedichtgattung eigene formale Zwang anteil, sondern auch die dem Jahrhundert innewohnende Tendenz zur Nivellierung der Ausdruckswerte. Im Rolandslied stehen possessive Wendungen (*j'ai peur*) und Abstractum agens noch nicht in diesem Verhältnis der Auswechselbarkeit zueinander, indem dort das handelnde Abstraktum noch eine zahlenmäßig wenig vertretene und ausdrucksstarke stilistische Besonderheit darstellt.

Die Neubelebung des Typus in der Renaissance

Die sachlich trockene Ausdrucksweise des nüchternen Berichterstatters, der das Abstraktum lediglich zur Bezeichnung einer logischen Beziehung und des Beweggrundes gebraucht, erfährt im Jahrhundert der Renaissance dadurch eine dichterische Konkretisierung und Belebung, daß man die abstrakte Aktion in einen anschaulichen Vorgang verwandelt. Anstatt z. B. die nackte Beziehung *l'affection me pousse à* . . . auszudrücken, beschwört Du Bellay das Bild eines sinnfälligen Vorganges: *Mais de peur que le vent d'affection ne pousse mon navire si avant en cete mer, que je soy en danger du nauffrage,* . . . (*Deff. et Ill.* II. 6). Die Abhängigkeit des Menschen von imaginären Mächten formuliert die Poesie der Plejade und der ihr Folgenden in einem den Provenzalen schon vertrauten Bild: Der Mensch ist ein Schiff, das Wind und Wellen preisgegeben ist:

Lors ma pauvre raison, des rayons esblouye
D'une telle beauté, se perd esvanouye,
Laissant le gouvernail aux sens et au desir,
Qui depuis ont conduit la barque à leur plaisir.

Ronsard, *II. Livre des Amours. Elégie* (Ed. Vagancy II S. 168).
Während es aber für die Trobadors beim bloßen Vergleich bleibt (*atressì* . . . *com, plus que* . . . *la naus*), identifiziert die Renaissancedichtung Mensch und Schiff ohne weiteres und nimmt dadurch dem Gleichnis das, was Jeanroy *la maladresse de la présentation* nennt [1]. Das Bild gewinnt an Eleganz durch die selbstverständliche Mühelosigkeit seiner Verwendung:

Dedans les flots d'Amour je n'ay point de support
Je ne voy point de Phare, et si je ne desire
(O desir trop hardy!) sinon que ma Navire
Apres tant de perils puisse gaigner le port.

(Ronsard, *Son. p. Hélène* I. 6 (Vaganay, *Les Amours* II. S. 217).

O belle Callirée
Servez moy de Pilote et de voile et de vent.

Ronsard, *Amours d'Eurymedon et de Callirée* (Vag. ebd. II, S. 177).
Diese Konkretisierung ist eine allgemeine Erscheinung des 16. Jahrhunderts. Das feinere poetische Gefühl lehnt die fatale Lehrhaftigkeit und Deutlichkeit der älteren Personifikationen ab. Das Abstraktum wird nun verstofflicht: *voi, coltivatrice del campo dell'animo mio; che, dopo aver attrite le glebe della sua durezza, e assottigliatogl'il stile, accio che la polverosa nebbia, sullevata dal vento della leggerezza, non offendesse gl'occhi di questo e quello, con acqua divina, che dal fonte del vostro spirto deriva, m'abbeveraste l'intelletto* (Giordano Bruno, *Il Candelaio*, Widmung; *Bibl. Roman.*).

[1] *La Poésie lyr. d. Troub.* II. S. 124.

Peró dei cori nostri in quel tempo, come allo autunno le foglie degli alberi, caggiono i suavi fiori di contento, e nel loco dei sereni e chiari pensieri entra la nubilosa e torrida tristizia.

(*Il Corteg.*, Buch II, Kap. I.)

Diese Veranschaulichung der Beziehung erfolgt also nicht auf mittelalterliche Weise durch allegorische Einkleidung des Begriffes in eine handelnde Person, sondern durch Auflösung in einen natürlichen Vorgang. Was das Mittelalter als Wille, Absicht, Bosheit, Gunst, Tyrannei empfand, ist hier zum harmlosen Spiel der Natur, zu Wind und Wellen geworden. Die meist dürre und blutleere Personifikation, deren Menschenunähnlichkeit durch die erfinderischsten Drapierungen hindurchscheint, wird von den entschiedenen Neuerern, die ihren Sinn an der klassischen Sprache geschult haben, durch einfache, unpsychologische und ungeistige Bilder ersetzt, die eine unmittelbare poetische Wirkung haben. An die Stelle des Jahrhunderte hindurch üblichen Bildes der Fortuna mit ihren traditionellen Attributen tritt das Gleichnis des Sturmes:

Ne saurois-je trouver un favorable port
Où me mettre à l'abri des tempêtes du sort?

Racan, *Bergeries* V. 1.

Diese neue Konkretisierung der abstrakten Wirkung ist nicht auf die Poesie beschränkt. Die affektive Prosa ist davon durchsetzt und gewinnt dadurch an Leben und Frische. Menschliche Regungen werden durch solche Bilder mit der Symbolkraft der Sprache in einen weiten und natürlichen Zusammenhang gestellt. Beweggründe werden als Ursachen gesehen. Was sich am Menschen vollzieht, ist ein Naturgeschehen. So heißt es bei Amyot von Coriolan, der die Seinen wiedersieht: *ne se pouvant plus tenir que les chauldes larmes ne luy vinssent aux yeux, ny se garder de leur faire caresses, ains se laissant aller à l'affection du sang, ne plus ne moins qu'à la force d'un impetueux torrent.* (Zit. n. Darmsteter-Hatzfeld, *Morc. chois.*[6], Paris 1896, S. 147.) Da mit dem Bilde des naturhaften Geschehens der Begriff einer gewissen Unabänderlichkeit verbunden ist, wird es da gebraucht, wo man die Bedingtheit menschlichen Handelns besonders deutlich sieht: *Nostre façon ordinaire, c'est d'aller aprés les inclinations de nostre apetit, à gauche, à dextre, contre-mont, contre-bas, selon que le vent des occasions nous emporte* (Mont., *Ess.* II. 1). Während die menschliche Gefühlsregung mit dem Naturphänomen des Windes, des Meeres, des Gießbaches verglichen wird, sieht man an einem Wort wie *torrent* die entgegengesetzte Richtung des Vergleiches, wenn es durch das Substantiv „Stolz" z. B. vermenschlicht wird:

Comme on voit l'orgueil d'un torrent
Bouillonnant d'une trace neuve
Parmy les plaines . . . Rons., *Odes* III. 80, (VI).

So kommen sich Natürliches und Geistiges entgegen, indem die Natur beseelt und der seelische Vorgang zu einem natürlichen gemacht werden. Es ist eine stilistische Grenzverwischung. Das Bewußtsein der Abhängigkeit des Menschen von höheren Mächten, das sich im Gebrauch des mittelalterlichen Abstractum agens offenbarte, erfüllt auch den Menschen des 16. Jahrhunderts. Es ist bei ihm gelegentlich noch tiefer und stärker als früher und geht so weit, daß man das eigene Treiben nur noch als Getriebensein erkennt: *Nous n'allons pas, on nous emporte, comme les choses qui flottent, ores doucement, ores avecques violences, selon que l'eau est ireuse ou bonasse* (*Ess.* II. 1). Aber es ist eine veränderte Abhängigkeit verglichen mit der des Mittelalters. Dieses fühlte sich unter der Herrschaft personenhaft vorgestellter Wesenheiten, die von einem von abstrakten Begriffen gebildeten Himmel herab das Leben der Menschen lenkten. Nun aber ist es das Gefühl der Bedingtheit des eigenen Seins und Tuns innerhalb eines neu erschauten Kosmos und einer natürlichen Ordnung, in die man sich gestellt sieht.

Das mittelalterliche, mehr oder weniger allegorisierte Abstractum agens, dessen Gebrauch sehr in die Breite ging, weil es eine bequeme Formel und Schablone war, blieb dennoch eine im poetischen Sinn arme Pflanze im Garten der Sprache. Sie schoß ins Kraut, ohne Blüten zu tragen. Damit meinen wir, daß sie nicht über das Verfahren der theaterrollenmäßigen, vermenschlichenden Allegorisierung hinauskam. Es besteht meist keine natürliche Beziehung zwischen dem Begriff und der von ihm ausgesagten Wirkung. Es fällt keinem mittelalterlichen frz. Dichter ein, z. B. den Wunsch oder die Sehnsucht als beflügelt oder beflügelnd darzustellen, indem er *les ailes du désir* oder ein ähnliches Bild gebraucht. Eine solche Zuweisung wird nur einzelnen Begriffen, deren Zubehör und Wirkung traditionell festliegt, zuteil, wie etwa der Fortuna (das Rad) oder dem Gewissen (der Biß). Eine freiere dichterische Gestaltung kennt erst die Renaissance:

con l'ale snelle e con le piume del gran disio.

Purg. IV. 28—29.

E presta a' miei sospir sì largo volo,
Che sempre si ridica
Come tu m'eri amica.

Petr., *In Vita di M. L.*, Canz. X.

E son tarpati i vanni al mio disio.

Poliziano, *La Giostra*, 1. Buch VI. 2.

veggendo troncarsi l'ale di così lodevole disio.

Firenzuola, *Ragionamenti* (Ed. Bianchi, Neapel 1864, I. 70).

Das neutral Naturhafte als Gegenpol der im späteren Mittelalter besonders in Frankreich geübten Vermenschlichung der Begriffe lebt am reinsten und von logizistischen Gedankengängen ungetrübt in der italienischen Poesie. In ihr ist das Abstractum agens eine eigene Modalität:

Ne' petti ondeggia or questo or quel pensiero
Che fra paura e speme il cor trasporta.
La Giostra, 1. Buch LXIV. 5—6.
In gran tempesta di pensieri ondeggia. *Ger. Lib.* X. 3.

Das Französische legt mehr Wert auf die Beziehung, die das Abstraktum herstellt [1], während sich das Italienische in der Aktion als solcher gefällt. Furcht und von ihr bewegte Person sind in dieser Dichtung Elemente eines harmonischen Bildes, Teile, die in einer natürlichen Ordnung zueinander gehören:

Di paura tremando, come sôle
Per picciol ventolin palustre canna.
La Giostra, 1. Buch, CX. 4—5.

Nicht als ob die Lyrik der Renaissance auf die personenhafte Beseelung der Dinge verzichtete. Aber während die mittelalterliche Denkrichtung die Gegenstände und die nicht mit Vernunft begabte Natur erst ethisierte und abstrakt machte, aus *rose* und *male bouche* abstrakte Eigenschaften und Gesinnungen machte, bevor sie dieselben als Personen auftreten ließ, stellt der Dichter des 16. Jahrhunderts ein affektives Verhältnis und eine persönliche Solidarität zwischen sich und den Dingen her, indem er sie direkt, ohne Umweg über ihre Abstraktisierung und Vermenschlichung, als solche beseelt:

Et la vefve forest branle son chef tout nu
sous le vent qui l'estonne.
Rons., *Odes* III. 94 (XX).

In dieser dichterischen Konstellation entstehen Bildungen wie *forêt vierge: Je me suis estonné, en l'histoire de Selim, le plus cruel conquerant qui fut onques, veoir que, lorsqu'il subjugua l'Aegypte, les beaux jardins d'autour de la ville de Damas, tous ouverts et en terre de conqueste, son armée campant sur le lieu mesmes, furent laissés vierges des mains des soldats, parce qu'ils n'avoient pas eu le signe de piller* (Mont., *Ess.* III. 12; Var. v. 1595).

Mais ma plume qui conjecture
Par son vol sa gloire future,
Se vante de n'endurer pas
Que la tienne en l'obscure demeure,
Ou comme orpheline elle meure
Errante sans honneur là bas.
Rons., *Odes* III. 91.

---

[1] Die Beziehung zwischen den Wörtern, die Struktur und Verbindung, das logische Element, die Scharniere und Sehne, hält im Französischen allgemein dem sinnlichen Teil des Wortes an sich die Waage. Selbst in einem Begriff wie „Brot“ muß das Französische, um ihn wiederzugeben, noch eine Beziehung herstellen: *du pain*, als ob die Wortbedeutung an sich nicht genug aussagte.

Die Natur ist in das dem Menschen zustoßende Geschehen einbezogen:

Pleurez avec moy, tendres fleurs,
Aportez, ormeaux, les rosées
De vos mignardes espousées.
D'Aubigné, *Le Printemps* (*Stances* IX).

Ronsard vertritt einen Pantheismus der Liebe. Amor ist in allem wirksam und gegenwärtig, Venus durchdringt das Leblose:

Quelque part que ses beaux yeux
Par les cieux
Tournent leurs lumieres belles,
L'air qui se monstre serein,
Est tout plein
D'amoureuses estincelles.
Livre des Amours (Ed. Vaganay II. 137).

Kein Wunder, wenn auch die Zeit als wirkende Macht nun auch stärker ins Bewußtsein tritt und sich in unserem Typus offenbart. Der Einfluß des epischen Sprachgebrauches mit seiner Divinisierung der Zeiteinheiten: Dies, Nox, Aurora, Phöbus, Vesper, Horen usw. macht sich geltend. Diese waren seit Homer [1] wirksame Wesen, die einerseits den regulären Ablauf der Zeit als Ergebnis willkürlichen Handelns veranschaulichten, andererseits das Geschehen dadurch beeinflußten, daß sie es durch ihre Eile oder ihr Säumen beschleunigten, beendigten, unterbrachen, ermöglichten oder vereitelten. Da sie meistens nur der poetischen Periphrase der Zeitbestimmung dienen, wird gewöhnlich kein direktes Wirkungsverhältnis zwischen ihnen und dem Menschen als Objekt hergestellt. In der Mythologie bewegen sich Tag und Nacht in ihrem Kreise in der ihnen vorgezeichneten Ordnung:

Car depuis le matin que l'Aurore s'esveille
Jusqu'au soir que le jour dedans la mer sommeille,
Et durant que la nuict par les Poles tournoit,
Tousjours pensant en vous, de vous me souvenoit.
Ronsard, *Elégie* (*Amours*, Ed. Vaganay II, S. 170).

Aber viel wichtiger ist, daß die Zeit auch außerhalb des mythologischen Gebrauches als persönlich handelndes Wesen lebt, ohne daß man sich dieser Personalität immer bewußt ist. Auch da, wo die personenhaft wirksame Zeit als Fortsetzung des älteren Typus *la nuiz les depart* auftritt, hat sie in der Lyrik des 16. Jahrhunderts einen von früher verschiedenen Ausdruckswert erhalten. Das Verhältnis und die Gewichtsverteilung zwischen dem Bild und dem Gedanken, den es veranschaulicht, hat sich verschoben. In dem afrz. Satz *la nuiz les depart* liegt auf der Tatsache des Aufhören-

[1] Otto Weinreich, *Phöbus, Aurora, Kalender und Uhr.* Stuttgart 1937, S. 10.

müssens, des Unterbrechens der Handlung das Gewicht der Aufmerksamkeit. In dem Vers

Le Vespre obscur a tous le jour clouit
Pour ouvrir l'Aulbe aux limbes de ma flamme.
M. Scève, *Délie* 133.

ist ein Gleichgewicht zwischen Bild und Gedanke hergestellt; die poetische Fiktion hat Eigenleben und Farbe. Die gleiche Harmonie zwischen praktischem Zweck und poetischem Ausdruck finden wir in den Worten:

Il s'endormit de deuil, et la nuict qui survint,
Luy desroba le jour, les pleurs et la parolle.
Rons., *Amours d'Eur. et de Call.* (Vag. S. 182).

Auch die Prosa macht sich diese Ausdrucksweise, mit deren Hilfe sie der Banalität der Zeitangabe entgeht, zu eigen: *et, après l'avoir regardé si longuement que le jour qui se couchoit en emportoit avecq luy la veue* (*Hept.* 43); *maintenant, que le jour me monstre vostre beaulté accompagnée d'une parfaicte et bonne grace* (ebd. 43). Die im Mittelalter fast nur auf die Funktion des Verhinderns, Unterbrechens und Überraschens und die Agentia Nacht und Tag beschränkte Vorstellung vom Wirken der Zeit wird im 16. Jahrhundert bei besserer Kenntnis und geflissentlicherer Nachahmung der lateinischen Poesie, sowohl was die Funktion als auch was das wirksame Subjekt betrifft, erweitert. Die Zeit ist in ihren Einheiten einerseits selbst handelnd, *tempus agens*, und nimmt an den verschiedensten Geschehnissen und Umständen teil, andererseits ist sie nun auch als eine bloß Schauende, als Augenzeugin und Miterleberin der Ereignisse dargestellt, als *tempus spectans*. Das ist eine klassische Reminiszenz:

Tertia dum Latio regnantem viderit aestas. *Aen.* I. 265.

Die Zeit und ihre Begriffe, der Tag und die Jahreszeiten, sind Zeugen des Geschehens und verdienen den Namen agentia nur insofern, als das Zuschauen, Finden und Staunen eben auch eine Tätigkeit ist. In dieser Verwendung erscheint das Abstraktum nicht mehr als wirksam, verändernd, bestimmend und beeinflussend, sondern als passiver Beobachter. Meistens ist es auch hier wie in der antiken Poesie eine verkleidete Zeitangabe: *Et luy, s'en alla en son logis, pour reposer son travail; ce qu'il feit de sorte que neuf heures du matin le trouverent au lict* (*Hept.* 14). Oder: *Llegóse en esto el día, y cogió a los nuevos adúlteros enlazados en la red de sus brazos* (Cervantes, *El celoso Estremeño*). Darüber hinaus gewinnt die Darstellung zeitlicher Momente als handelnder Personen aber eine über den Zweck des Datierens weit hinausreichende stilistische Eigenbedeutung dadurch, daß man die Zeit mit größerer Anschaulichkeit

und Ausführlichkeit als staunendes, erschrecktes persönliches Wesen auftreten läßt:

Voicy venir le jour, jour que les destinées
Voyoyent, à bas sourcils, glisser de deux années,
Le jour marqué de noir, le terme des appas,
Qui voulut estre nuict, et tourner sur ses pas;
Jour qui avec horreur parmy les jours se conte,
Qui se marque de rouge et rougit de sa honte.
L'aube se veut lever, aube qui eut jadis
Son teint brunet orné des fleurs du Paradis,
Quand, par son treillis d'or, la rose cramoisie
Esclatoit, on disoit; Voici ou vent, ou pluye.
Cett' aube que la mort vient armer et coiffer
D'estincelans brasiers ou de tisons d'Enfer,
Pour ne dementir point son funeste visage,
Fit ses vents de souspirs, et de sang son orage;
Elle tire, en tremblant, du monde le rideau;
Et le Soleil, voyant le spectacle nouveau,
A regret esleva son pasle front des ondes,
Transi de se mirer en nos larmes profondes.

D'Aubigné, *Tragiques.*

Die Zeit als Augenzeugin des Geschehens ist ein poetisches Ingredienz, auf dessen unterstreichende Wirkung man von der Renaissance ab nicht mehr verzichtet. Der stilistische Wert dieser Aktivierung der Zeit scheint in der Verstärkung des Denkwürdigen, Merkwürdigen, Erstaunlichen und Besonderen einer Begebenheit zu liegen. Das staunende Gesicht des anbrechenden Tages besagt das Unvermögen der Zeit gegenüber dem Geschehen:

Diray-je que les ans qui tournent
De pas qui jamais ne sejournent,
N'ont rien vu de semblable encor
A la grandeur de ton courage,
Ny ne verront, bien que nostre âge
Change son fer au premier or?

Ronsard, *Odes* V. 169 (II).

Last noon beheld them full of lusty life,
Last eve in Beauty's circle proudly gay,
The midnight brought the signal-sound of strife,
The morn the marshalling in arms, — the day
Battle's magnificently-stern array.

Byron, *Childe Harold* III. 28.

Eine heroische Ausweitung der Vorstellung, daß die Zeit Zeugin des Geschehens ist, sind die Worte Bonapartes an seine Soldaten angesichts der Pyramiden, daß vier Jahrtausende auf sie herabsähen. Die gedankliche und stilistische Bedingtheit dieses Aus-

spruches wird uns klar, wenn wir ihn uns im Munde Ludwigs des Heiligen zu denken versuchen.

In den dichterischen Erzeugnissen des 16. Jahrhunderts, in denen die Natur wieder in den Bereich des menschlichen Gefühlslebens gezogen wird und nicht nur Hintergrund oder Symbol bleibt, was sie in der mittelalterlichen Literatur bestenfalls war, tritt neben die Zeit als gedachte Zeugin und Anteilnehmerin am Geschehen die sichtbare Welt, die stumm, mit aufmerksamen Augen und Ohren und mitfühlendem Herzen das menschliche Drama begleitet:

Les rochers, les forests desja sçavent assez
Quelle trampe a ma vie estrange et solitaire.
Ronsard, *Son. p. Hél.* I. 18.

Chasser de mon esprit les inutiles soins
Qui ne veulent avoir que les bois pour témoins.
Racan, *Bergeries* IV. 2.

Wir rechnen auch diese Stileigentümlichkeit unter die Abstracta agentia, da sich die Wälder, Flüsse, Lüfte, Bäume gerade durch ihre Funktion des Zuhörens und Teilnehmens ihrer eigentlichen konkreten Beschaffenheit begeben und zu geistigen Wesenheiten werden:

Vallons, fleuves, rochers, plaisante solitude,
Si vous fûtes témoins de mon inquiétude,
Soyez-le désormais de mon contentement.
Racan, *Stances à Tircis* 88—90.

Die mitfühlende und teilnehmende Natur ist ein Bestandteil der arkadischen Dichtung und wandert mit dieser. Die Hirten Virgils rufen die Wälder und Bäche zu Zeugen des Geschehens an:

Vos coryli testes et flumina Nymphis. *Ecl.* V. 21.

Es sind die Fluß- und Waldgeister, die Dryaden, Nymphen, Naiaden, die dem Menschen diese Solidarität des Hörens und Teilnehmens entgegenbrachten:

Omnia, quae, Phoebo quondam meditante, beatus
Audiit Eurotas jussitque ediscere laurus. *Ecl.* VI. 82.
Non canimus surdis; respondent omnia silvae. *Ecl.* X. 8

Auch hierin gehen die Italiener den Franzosen voraus und haben diese vielleicht beeinflußt:

Chiare, fresche e dolci acque,
Ove le belle membra
Pose colei che sola a me par donna;
Gentil ramo, ove piacque
(Con sospir mi rimembra)
A lei di fare al bel fianco colonna;
Erba e fior, che la gonna
Leggiadra ricoverse

Con l'angelico seno;
Aer sacro sereno,
Ov' Amor co' begli occhi il cor m'aperse:
Date udienza insieme
Alle dolenti mie parole estreme.
Petr., *In Vita di M. L. Canz.* XI.

Lieti fiori e felici, e ben nate erbe,
Che Madonna, pensando, premer sole;
Piaggia ch'ascolti sue dolci parole,
E del bel piede alcun vestigio serbe.
In Vita di M. L. Son. CXL.

Non è sterpo nè sasso in questi monti,
Non ramo o fronda verde in queste piaggie,
Non fior in queste valli o foglie d'erba;
Stilla d'acqua non vien di queste fonti,
Nè fiere han questi boschi sì selvagge,
Che non sappian quant'è mia pena acerba.
In Morte di M. L. Son. XX.

Udite, selve, mie dolce parole,
(*Poi che la ninfa mia udir non vôle.*)
Kehrreim der Kanzone in Polizianos *Orfeo*.

Ecco che un'altra volta, o piaggie apriche
Udrete il pianto e i gravi miei lamenti:
Udrete, selve, i dolorosi accenti
E'l tristo suon delle querele antiche.
Udrai tu, mar, l'usate mie fatiche,
E i pesci al mio lagnar staranno intenti:
Staran pietose a'miei sospiri ardenti
Quest'aure, che mi fur gran tempo amiche.
E, se di vero amor qualche scintilla
Vive fra questi sassi, avran mercede
Del cor, che desiando arde e sfavilla.
Ma, lasso, a me che val, se già nol crede
Quella ch'io sol vorrei vêr me tranquilla,
Nè le lacrime mie m'acquistan fede?
Sannazaro (Bontempelli, *Lirici del Quattrocento*, *S.* 381).

Ein frühes frz. Beispiel für diese der Natur angedichtete Zuschauerrolle nach antikem Vorbild:

Lune, fontaine, prez, moriers,
Nuit pale,
Qui enseigne me feïs male,
Quant sui issue de la sale,
Oiez!
Pri vos que ma mort tesmoigniez.
Pir. et Tisbe 854—59 (Éd. C. de Boer).

Aber diese Schwalbe macht noch keinen Sommer. Als allgemeinen Bestandteil der europäischen Renaissancedichtung finden wir die lauschende Natur auch bei den Spaniern:

No es sordo el mar (la erudición engaña),
Bien que tal vez sañudo
No oiga á piloto, ó le responda fiero;
Sereno disimula más orejas
Que sembló dulces quejas
Canoro labrador, el forastero
En su undosa campaña.
Góngora, *Las Soledades* II. 172—78

Cervantes läßt seinen verliebten Hidalgo in der Sierra Morena in der herkömmlichen Weise gleichfalls das mitfühlende Ohr der Natur anrufen:

Árboles, yerbas y plantas
Que en aqueste sitio estáis,
Tan altos, verdes y tantas,
Si de mi mal no os holgáis,
Escuchad mis quejas santas.
Don Quij. I. 26.

Dieses antike Gefühl der Verbundenheit des Menschen mit der Natur wird nun eine fruchtbare sprachliche Fiktion, die über die antik traditionelle Anwendung auf Wald und Wasser hinausgeht, indem sie auch das Unbelebte in ihren Bereich zieht. Es ist eine heute der Alltagssprache zugänglich gewordene Ausdrucksweise, vom Garten zu sprechen, der uns einlädt, von Küche und Keller, die zu spenden vermögen, vom Haus, das Annehmlichkeiten bietet.

Prendre à gré les plaisirs que tousjours la maison
En temps pluvieux donne.
Ronsard, *Odes* III. 94 (XX).

Das Zeugnis der Zeit, des Tages, der Jahre einerseits und das der Natur andererseits haben einen verschiedenen Stimmungs- und Stilwert. Die Zeit ist Augenzeugin, die Natur mehr Hörerin; jene gehört mehr dem epischen, diese vorwiegend dem lyrischen Gedicht an. Die Zeit notiert das Denkwürdige und Historische, das eine Sache der Phantasie ist. Die Natur nimmt das, was das Gefühl und Mitleid anspricht, auf. Sie wird häufig direkt angesprochen.

Eine stilistische Neuerung der Renaissancepoesie ist auch die nachdrückliche Anonymisierung des Abstraktums durch die Verwendung des unbestimmten Artikels. Wohl ist *un* plus Abstraktum an sich dem älteren Französisch durchaus geläufig: *un grant dangier, une grant surprise* u. dgl. Aber nun wird diese Verbindung zu einem besonderen Stilmittel, dessen Ausdruckswert von dem früherer Möglichkeiten ganz verschieden ist:

Autour du cou une peur s'assembloit,
Gelant mes oz, et mes saillantes veines
En lieu de sang de froideur estoient pleines,
Et d'une horreur tous mes cheveux dressez
Sous le chapeau se tenoient herissez.
Ronsard, *Am. div. Elégie* (Vag. II. 290).

Un silence, un effroy par les troupes se glisse,
Nous pallissions d'horreur, tout le poil nous herisse.
Garnier, *Les Juifves* 1951—52.

Der unbestimmte Artikel kann hier nicht einfach durch den Zwang, den das Versmaß ausübt, erklärt werden. Vielmehr wird durch das Indefinitum das Abstraktum als ein Unbekanntes, noch nicht Dagewesenes, Eindrucksvolles, geradezu Einmaliges präsentiert. Der Schrecken, der mich packt, ist nicht der bekannte: *la terreur, l'horreur, la peur,* sondern ein anonymes Entsetzen, für das es eigentlich keine Bezeichnung gibt. Die bisherige Benennungsweise versagt angesichts dieses Novums. Sie steht in Ermangelung eines Besseren; *une horreur* ist „so eine Art Entsetzen".

So führt die Renaissance zur Anwendung einer Anzahl neuer Stilmittel oder zum neuen intensivierenden Gebrauch früherer Ausdrucksmöglichkeiten. Was ein Verfasser mit dem Werkzeug, das ihm in der Form des Abstractum agens zur Verfügung steht, anfangen kann, um das, was er zu sagen hat, auszudrücken, zeigt die Sprache Montaignes. Er ist ein Nutznießer der in jahrhundertelanger Weiterbildung erreichten Freiheit und Beweglichkeit im Gebrauch des aktiven Abstraktums, das ihm ein besonders willkommenes Mittel für seine Selbstdarstellung ist. Die Beobachtung der vielen Zustände des eigenen Ich, der Stimmungen, der Vorlieben und Abneigungen, der Vorsätze, der Reaktionen gegen alle möglichen Einwirkungen findet immer wieder ihre Wiedergabe im Abstractum agens. Montaignes Gebrauch ist weit von der mittelalterlichen Stereotypie und traditionellen Gebundenheit entfernt, welche den Begriff meistens in der nämlichen Aktion und gleichen Situation in konventioneller Steifheit auftreten läßt. Das mittelalterliche Abstractum agens ist wie eine Theaterfigur mit feststehender Rolle. Diese Rollenhaftigkeit, die selbst noch in den logischen Beziehungen von Commynes zu erkennen ist, hat in den *Essais* einer Lebendigkeit, Geschmeidigkeit und Individualität der Bildungen Platz gemacht, welche Montaigne als unerreichten Sprachgestalter zeigen. Der Mensch erscheint nicht mehr einfach als der Betroffene und Hinnehmende, sondern die abstrakte Aktion steht im Kampf mit der persönlichen Gegenwehr, es ist ein spannendes und lebendiges Wechselspiel zwischen Mensch und abstraktem Wesen: *les conditions de la vieillesse ne m'advertissent que trop, m'assagissent et me preschent — les ans me font leçon, tous les jours, de froideur et de temperance — Je me deffens de la temperance comme*

j'ay faict autresfois de la volupté; elle me tire trop arriere, et jusques à la stupidité — Les ans m'entrainent s'ils veulent, mais à reculons — l'opinion ne peut pas assez sur moy pour m'en mettre en appetit — La volupté est qualité peu ambitieuse: elle s'estime assez riche de soy sans y mesler le pris de la reputation, et s'ayme mieux à l'ombre — j'ay encore plus de honte et de despit des occasions qui m'y poussent — les loix mesme nous envoyent au logis — cette chetive condition où mon aage me pousse — Et la sagesse et la folie auront prou à faire à m'estayer et secourir par offices alternatifs en cette calamité d'aage — Mon jugement m'empesche bien de regimber et gronder contre les inconvenients que nature m'ordonne à souffrir — La tranquillité sombre et stupide se trouve assez pour moy, mais elle m'endort et enteste (*Ess.* III. 5; *Sur des vers de Virgile*). Die abstrakten Wirkungen werden von Montaigne in einem Maße differenziert, das seiner die seelische Wirklichkeit erfassenden und das Jeweilige der Zustände einbeziehenden nuancierenden Darstellung entspricht. Er kennt Dämpfungen und Modifikationen, wie man sie vor ihm vergebens in dem Typus sucht; er analysiert z. B. sein Bewußtsein nach einem für ihn beinahe tödlichen Unglücksfall mit den Worten: *ce que l'ame y prestoit, c'estoit en songe, touchée bien legierement et comme lechée seulement et arrosée par la molle impression des sens* (*Ess.* II. 6).

Das 15. und 16. Jahrhundert bringen die volle stilistische Entfaltung und die Verwirklichung aller syntaktischen Ausdrucksmöglichkeiten des Gedankens der abstrakten Wirkung. Ursprünglich wurde diese fast ausschließlich durch den einfachen Typus *pechiet nus encumbret* vertreten: abstraktes Subjekt — aktivisches Verb — menschliche Person als Objekt. Dieser ersten Verbindung folgt die passivische: Person als Subjekt — Verb im Passiv — Abstraktum als Urheber: *je suis espris d'amor, je me vois espris d'amor.* Der Urheber kann fehlen: *ele estoit esprinse.* Die passivische Verbindung kann absolut stehen: *animé de honte.* Zu den genannten Möglichkeiten treten am Ende des Mittelalters und im 16. Jahrhundert weitere hinzu. Der Gedanke der abstrakten Wirkung kann anstatt durch das Verb durch ein Substantiv oder ein Adjektiv wiedergegeben werden. Beide Typen sind Latinismen. Die substantivische Ausdrucksweise läßt sich durch folgende Beispiele belegen: *remors de conscience* (Villon, *Debat du cuer et corps de Vill.* IV); *l'injure du Temps* (M. Scève, *Délie* 95); *la baterie des saisons* (Mont., *Ess.* I. 36); die ältesten Belege aus anderen Sprachen gehören auch frühestens dem Spätmittelalter an: *niuno rimordimento di coscienza* (*Fioretti* Cap. XXVI); *la puntura della rimembranza* (Dante, *Purg.* XII. 20); *la punta del disio* (Dante, *Par.* XXII. 26); *dagli urti della fortuna* (L. B. Alberti, *Della Fam.* I); *ingiuria della fortuna* (ebd. II); *dall'invidioso morso del tempo a poco a poco consumate* (*Il Corteg.* IV. 2); *the acciouns or werkynges of penitence* (*Cant. Tal.* 18 151). Die adjektivische Wiedergabe der Funktion ist

den modernen Sprachen heute sehr geläufig. Wir kennen einen „beißenden Schmerz", einen „nagenden Kummer", eine „todbringende Krankheit", ein „ergreifendes Schauspiel" usw. Dem Altfranzösischen fehlen diese Verbindungen gänzlich, auch im Mittelfranzösischen sind sie sehr selten, und erst die der Mode des schmückenden Beiwortes huldigende Humanistensprache ist reichlicher damit durchsetzt: *ceste arrogance greque, admiratrice seulement de ses inventions* (Du Bell., *Deff. et Ill.* I. 2); *sa cholere pungitive* (*Garg.* I. 28); *sa cholere tyrranicque* (ebd. I. 29); *D'amour la poignante rage* (Rons., *Odes* III. 77); *les soucis presidans* (ebd. III. 87); *le mordant souci* (ebd. III. 94); *piqué d'avarice suivante* (ebd. III. 99); *le malheur menassant* (ebd. III. 99); *La contraignante douleur* (ebd. III. 101); *une furie vengeresse* (ebd. III. 103); *les gennes mordantes* (ebd. III. 111); *l'allechant plaisir Des Serenes de la vie* (ebd. V. 172); *O Santé chasse-mal* (ebd. V. 174); *la mordante cure* (ebd. V. 182); *d'un si poignant regard* (*Son. pour Hélène* I. 9); *l'orage vengeresse* (Rons., *Am. div. Son.* 23); *mile souciz cuyzans* (Du Bellay, *Complainte du désespéré*); *un songe deceveur* (Garnier, *Hippolyte* 234); *mon tourment punisseur* (ebd. 1896); *des opinions non vulgaires et reformatrices du monde* (Mont., *Ess.* II. 12; Var. v. 1595); *ces humeurs peccantes qui dominent pour cette heure nostre corps* (ebd. II. 23). Zum Teil sind es, wie man sieht, Substantive in Adjektivfunktion, die dem Abstraktum beigefügt werden. Durch diese Verbindungen kann der Gedanke der abstrakten Wirkung im gleichen Satz mit verschiedenen syntaktischen Mitteln ausgedrückt und verstärkt werden:

Quand le somme flateux mes langueurs assomant,
Apparoistre me fit mon Hector en dormant.

Garnier, *La Troade* 647—48

Le temps glouton, devorateur de l'humaine excellence, se rend souventes fois coustumier (*tant nous est il ennemy*) *de suffoquer la gloire naissante de plusieurs gentilz esprits, ou ensevelir d'une ingrate oubliance les œuvres exquises d'iceux* (Des Pér., *Nouv. Récr.*, L'imprimeur au lecteur; Éd. Lacour, Paris 1856, II. 3). In dieser appositionellen Verbindung ist die vom Abstraktum bewirkte Handlung zu seiner dauernden Funktion geworden; *le temps devorateur* besagt nicht nur, daß die Zeit dann und wann verschlingt, sondern daß das Verschlingen zu ihrem Wesen gehört und einer ihrer Charakterzüge ist. Daraus zeigt sich, daß dieser neue durch die Humanisten geförderte Typus mehr ist als eine bloß formal-syntaktische Erweiterung der Ausdrucksmöglichkeiten für den Gedanken der abstrakten Wirkung. Das Neufranzösische macht gern Gebrauch davon: *une guerre dévastatrice, un regard fascinateur, l'évolution créatrice, la bestialité buveuse de sang* (*Les Misérables* IV. 8, 5). Auch dieser Typus scheint in einer gewissen Stilgattung an Beliebtheit sein lateinisches Vorbild zu übertreffen. In der schon öfters ge-

nannten frz. Übersetzung der *Civitas Dei* stehen sich gegenüber: *ut corrigamini paenitendo* (I. 34) = *à la pénitence rédemptrice; tam duri sunt adversitate mentis* (II. 1) = *leur humeur récalcitrante; cum funestioribus eorum corda cupiditatibus quam ignibus tecta illius urbis arderent* (II. 2) = *Leurs cœurs brûlaient de passions plus dévastatrices que les flammes qui ont dévoré les maisons de Rome.* Den Italienern ist die Verbindung früher bekannt und nicht nur ein Ausdrucksmittel, sondern auch ein rhythmisch-melodisches Stilelement im Hin und Her, im Auf und Nieder der Satzgliederung. Wir haben ohne Mühe gefunden: *la fortuna, rapportatrice de' mali* (*Filocolo* IV; Battaglia S. 286); (*la povertá*) *cacciatrice d'allegrezza e di riposo, fugatrice d'onori, occupatrice di virtú, adducitrice d'amare sollecitudini* (ebd. IV; Batt. S. 321); (*amore*) *d'onore privatore, adducitore d'affanni, destatore di vizii, copioso donatore di vane sollecitudini, e indegno occupatore dell' altrui libertà* (ebd. IV; Batt. S. 338); *la fortuna guidatrice* (*Decam.* V. 9); *la fortuna ancora, alcuna volta aiutatrice de' paurosi* (ebd. VI. 4); *la natura, madre di tutte le cose e operatrice* (ebd. VI. 5); *la fortuna, come ammiratrice di così rare virtù, ha voluto . . .* (*Il Cortegiano*, Libro I. Cap. IV; Ed. M. Luzi, Garzanti 1941); *con simulata pietà ingannatrice* (ebd. Libr. I. Cap. IX); *la fortuna, pietosa riguardatrice dei martirii degli omini* (ebd. Libr. I. Cap. IX); *Vaghezze allettatrici e lusinghiere* (*Ger. Liber.* XVI. 17); *l'ira mia vendicatrice* (ebd. XVII. 38); *la Filosofia, laqual sola ci insegna la via della vera vita; perciò che ella è investigatrice delle virtù, discacciatrice de i vitii, fondatrice delle città, inventrice delle leggi, maestra delle discipline, et de i buoni costumi, et ornamento di tutto il viver humano* (G. G. Trissino, *Panegirico del Doge Gritti;* Franc. Sansovino, *Racc. di Orationi*, Ven. 1569, 156 v.). In der wissenschaftlichen Prosa der modernen romanischen Sprachen spielt dieser Typus eine hervorragende Rolle. Wir zitieren aus L. Olschki, *Struttura spirituale e linguistica del mondo neolatino* (Bari 1935) folgende Beispiele: *La potenza assimilatrice del genio latino* 8 — *latinità vivificatrice* 13 — *l'umanesimo restitutore delle eleganze latine* 19 — *la tradizione centralizzatrice delle dinastie* 22 — *la sincerità rivelatrice dell'arte di Mistral* 24 — *la volontà nazionale uniformatrice* 35 — *fantasia combinatrice* 39 — *la potenza unificatrice della lingua letteraria* 43 — *l'antica potenza assimilatrice della latinità* 44 — *azione conservatrice* 46 — *azione linguisticamente educatrice* 46 — *nella convivenza assimilatrice dei popoli* 49 — *suggestione evocatrice* 50 — *tendenza evolutrice* 50 — *l'azione delle forze disgregatrici* 53 — *fantasia linguisticamente creatrice* 60.

Der allen diesen Bildungen gemeinsame gedankliche Inhalt, nämlich die Wirkung eines Abstraktums auf den Menschen, der ursprünglich durch einen besonderen Satz wiedergegeben wurde (siehe alle Beispiele des Rolandsliedes), kann mehr und mehr in einem bloßen Satzteil untergebracht werden. Der Schriftsteller hat die Möglichkeit, den gleichen Gedanken syntaktisch und stilistisch zu

variieren, ihn zum Hauptinhalt seines Satzes zu machen oder ihn als Voraussetzung zu einem anderen Satzinhalt an die Satzperipherie zu rücken. Alle diese Mittel der Gewichtsverteilung, die das Französische im Laufe der Jahrhunderte allmählich erwirbt, sind im Italienischen um 1300 schon vorhanden. Dieser Unterschied ist ein Gradmesser der verschiedenen Stärke und des Tempos der Latinisierung der Syntax in beiden Sprachen. Bei Dante finden sich Wendungen, die dem gleichzeitigen Französisch noch nicht geläufig sind. Wann finden wir in dieser Sprache z. B. Formulierungen wie folgende:

Io stava come quei che 'n sè repreme
La punta del disio. *Par.* XXII. 25—26.

Hier ist nicht nur der Gedanke der abstrakten Wirkung ganz substantivisch geworden (*la punta del disio*), sondern in gedrängtester Fassung ist auch die persönliche Reaktion dagegen wiedergegeben. Das den Satz bildende Prädikat drückt hier nicht die Funktion des Abstraktums, sondern die Handlung des Menschen aus, und jene ist durch ihre Reduzierung zum Objekt syntaktisch degradiert worden, denn die Hauptaufgabe des *che*-Satzes ist der Gedanke der Zurückdrängung des Wunsches, nicht dessen Spitzenwirkung.

Das Mittelalter hatte den Menschen einer Vielfalt und Vielzahl von mächtigen Wesen ausgesetzt und ausgeliefert gesehen, diese Erscheinung aber fast ausschließlich mit dem Typus des Abstractum agens wiedergegeben. Wie lange dauert es, bis dieses Abhängigkeitsverhältnis mit anderen sprachlichen Mitteln ausgedrückt wird, in denen nicht die Aktion des Begriffes, sondern die Disposition und Situation des Menschen als eines, der ausgeliefert, ausgesetzt, unterworfen ist, bezeichnet wird! Solche Formulierungen wie *en proie à, exposé à, sujet à* tauchen erst gegen Ende des Mittelalters auf: *en proie à: Vous donnez-vous en proye à la fureur du vent* (Rons., *Odes* II. 35); *Et mille fois en proye à la mort se bailla* (ebd. III. 75); *Et aux Amours vous me donnez en proye* (*Son. pour Hél.* II. 16); — *à la merci de: de se rejetter au dangier après la victoire, c'est la remettre encore un coup à la mercy de la fortune* (Mont., *Ess.* I. 47); *tant de fortunes et d'accidens, à la merci desquels ils s'exposent et se sacrifient à tous propos* (Du Perron, *Or. fun. p. Ronsard*; Vaganay VII. 40). — *exposé à: cette miserable et chetive creature, qui n'est pas seulement maistresse de soy, exposée aux offenses de toutes choses* (Mont., *Ess.* II. 12). — *sujet à: les miseres où ilz sont subjectz* (Hept. 48); *que les Italiens estoient subjects à trois vices par excellence* (ebd. 51); *c'est le troisième peché en quoy ilz sont subjectz* (ebd. 51); *les hommes sont hommes et subjectz à toutes passions* (ebd. 53); *sinon qu'il estoit subject à une grande douleur* (ebd. 54); *qu'il seroit toute sa vie subject à la gravelle* (*Garg. et Pant.* II. 4); *d'homme au temps sujet* (Rons., *Odes* III. 98); *la goutte, à laquelle il y avait desja quelque temps qu'il estoit sujet* (Du Perron, *Or. fun. p. Rons.*; Vag.

VII. 45); *Ronsard n'estoit point mortel, il n'estoit point sujet à la mort* (ebd. S. 56); *Les bestes mesmes se voyent, comme nous, subjectes à la force de l'imagination* (Mont., *Ess.* I. 21). Im Italienischen findet sich *subjectus* in dieser Verwendung früher: *Polinoro ubbidiente e inchinevole e suggietto a' commandamenti e dottrina di tale balio* (Bus. da Gubbio, *L'avvent. Cicil.* II. 8); *come in questo caso io non sia debitamente alla imperiale maestà soggetto* (*Conv.* IV. 8). Das Sichunterwerfen unter die Oberhoheit einer abstrakten Gottheit ist dem Mittelalter nicht unbekannt; *servir amour* ist in der Literatur vom 13. Jahrhundert ab häufig. Wenn Chaucer schreibt: *to been seruauntz et thralles to synne* (*Cant. Tal.* 18 228), so ist dies ein Beispiel einer solchen allegorischen Anspielung auf Lebensverhältnisse. Der Gebrauch von *sujet* hat damit nichts zu tun. Mit ihm drückt man nicht die ethisch zu wertende Tatsache der Unterwerfung unter einen Herrn, sondern, ethisch indifferent, die menschliche Bedingtheit von natürlichen Wirkungen aus. Der Bereich dessen, was nur andeutungsweise, *sous-entendu*, die Aktion eines Abstraktums ausdrückt, hat sich hauptsächlich in der neueren Sprache beträchtlich erweitert. „Er ist die Zielscheibe ihres Spottes" dürfte eine erst seit dem 16. Jahrhundert übliche Ausdrucksweise sein. Bei Montaigne steht: *d'un si grand nombre d'accidents ausquels chacun de nous est en bute par une naturelle subjection* (*Ess.* I. 57). Sich als Zielscheibe sehen ist zwar eine dem Altfranzösischen nicht unbekannte Vorstellung (siehe Tobl.-Lomm., Art. *bersail, bersaire, bersal, bersaut, bersel*), doch ist die Verbindung mit Abstraktum noch nicht üblich. Ansätze dazu finden sich in der Sprache der Allegorie, wo es sich um ausgesprochene Personifikationen handelt: *Le* (l. *Li*) *diex d'amors, qui tout depiece Mon cuer dont il a fait bersaut, Me redone un novel assaut* (*Rose* 1829). Das erste der von Tobler-Lommatzsch belegten Beispiele ist: *un souvenir Qui le coer tire au bersaut Et l'assaut* (*Froiss.* P II. 301, 99). Der Mensch als leidendes Subjekt (*être en butte à*) begegnet noch nicht. Eine beachtenswerte afrz. Umschreibung des Ausgesetztseins ist der Seufzer des „Spielmanns unserer lieben Frau", der fürchtet, wieder in die sündige Welt zu geraten: *Or reserai mis al bersaire La hors au monde al grant mal faire* (*Tumb. N. D.* 509—10). Solche Wendungen dürften, wie diese Stelle zeigt, noch gelegenheitsgebunden und selten sein. Die Situation, die hier dargestellt ist, ist das Ausgesetztsein des Menschen gegenüber den Lüsten und Listen der Welt, also eine geistlich-religiöse Bildungsfrucht. Im übrigen ist es fraglich, ob *au monde* bzw. *al grant mal faire* als von *reserai mis al bersaire* abhängige Dative verstanden werden können. Wahrscheinlich bedeutet der Vers: „Nun werde ich wieder da draußen in der Welt mit ihren Missetaten Zielscheibe, d. h. ungeschützt, sein." Andere solche auf abstraktes Wirken hinweisende Wendungen sind: „Der Spielball des Zufalls", ein erst der Sprache der Renaissance eigenes Bild. Die Italiener kennen es zuerst: *La bella donna, la quale lunga-*

mente trastullo della fortuna era stata (*Decam.* II. 7); *Bref les humaines creatures Sont de Fortune le jouet* (Rons., *Odes* V. 202); *pauvre et nud, le jouet du naufrage* (*Franciade* III; Vaganay VI. 449). — *être la victime de: Rigoureuse vertu dont je suis la victime* (*Horace* II. 5, 63); die Verbindungen *grâce à* (*grâce à son intervention*), *dû à*, *obligé à (doublement obligé à sa bonté et beneficence)* (H. Estienne, *De la prec. du l. fr.*, Préf. au Roy) drücken den Gedanken der menschlichen Verbindlichkeit gegenüber dem abstrakten Begriff aus und unterscheiden die Verantwortlichkeiten. Das tut auch *attribuer*, das uns im 16. Jahrhundert begegnet: *mais cela ne se doit attribuer à la felicité desdites langues* (Du Bell., *Deff. et Ill.* I. 1); im Italienischen: *Non si può, adunque, attribuire alla fortuna o alla virtù quello che sanza l'una e l'altra fu da lui conseguito* (*Il Principe* VIII. 3).

Neben *attribuer* und zusammen mit ihm finden wir *imputer: Et si nostre langue n'est si copieuse et riche que la greque ou latine, cela ne doit estre imputé au default d'icelle, comme si d'elle mesme elle ne pouvoit jamais estre si non pauvre et sterile: mais bien on le doit attribuer à l'ignorance de notz majeurs* (Du Bell., *Deff. et Ill.* I. 3). In *attribuer* und *imputer* ist die abstrakte Aktion nur noch in der Folgerung aus dem enthalten, was mit den Worten unmittelbar gesagt wird. Dieses nämlich ist hier die Aktion des Menschen im Hinblick auf das als personenhaft handelndes Wesen gedachte Abstraktum. Solche Beispiele, die erst im 16. Jahrhundert begegnen, bilden eine Brücke zu dem für den modernen Sprachgebrauch so überaus charakteristischen Typus, der die Reaktion des Menschen gegenüber der Wirkung des Abstraktums ausdrückt: *Il a combattu avec la peur.* Ihm widmen wir eine besondere Untersuchung.

Rückblick

Vom Anfang der literarischen Überlieferung an ist der Typus des Abstractum agens in einem Maße von lateinischen Vorbildern bestimmt, daß man sein Vorhandensein überhaupt als einen Bestandteil des der Vulgärsprache aus dem Bereich der biblischen Gesinnung und des klassischen Geistes zugeflossenen Gutes betrachten darf. Durch die verschiedenen Ausdrucksmöglichkeiten des Gedankens einer abstrakten Wirkung wird die Sprache gedanklich und formal gleichermaßen bereichert. Die ebenfalls an lateinische Vorbilder anknüpfende Allegorisierung erweitert und befestigt die in dem Typus liegende Denkform im allgemeinen Gebrauch. In dem Abstractum agens, das besonders dazu geeignet ist, ein Abhängigkeitsverhältnis des Menschen gegenüber gewissen bestimmenden Mächten auszudrücken, spiegelt sich die geschichtliche Folge solcher gedachter Abhängigkeiten: Tod, Sünde, Amor, Fortuna usw. Das christliche Gefühl der Schuld und Beladenheit, die Trobadorfiktion von der Bedingtheit der eigenen Existenz durch Liebe und Geliebte, das allgemeine mittelalterliche Bewußtsein der Abhängigkeit von einer Anzahl

gleich Gottheiten regierender abstrakter Personen finden im Abstractum agens jeweils einen adäquaten Ausdruck. Im späteren Mittelalter entleert es sich in der Sprache des Alltags und der Wirklichkeit sehr seines anfänglich stark mythischen Elementes und wird weitgehend zur bloßen Bezeichnung der Kausalität versachlicht. Das Jahrhundert der Renaissance bringt eine neue Belebung. Eine gewisse hieratische Starrheit und rollenhafte Einfalt, die ihm oft noch anhaftete, macht bei den Dichtern, insbesondere bei Ronsard, einer lebendigen und poetischen Anwendung Platz. Der fast exklusive Anthropomorphismus des Mittelalters wird abgelöst durch Bilder, die dem natürlichen Geschehen entnommen sind. Schließlich verwendet Montaigne diese Ausdrucksweise in bis dahin unbekannter Geschmeidigkeit und Wirklichkeitsbezogenheit für seine Selbstdarstellung.

Richard Glasser

Vermischtes

Literaturwissenschaft

Die italienische Sprache und Dichtung am Ausgang des 18. Jahrhunderts im Urteil eines deutschen Zeitgenossen

(F. Haupts „Lettera d'un tedesco sull'infranciosamento dello stile italiano")

In keiner Periode seiner Geschichte hat sich Italien gegenüber fremden Einflüssen so empfänglich gezeigt wie in der Zeitspanne von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Romantik. Italien, die „Mutter und Nährerin der Wissenschaften und der schönen Künste", als die es ein Tiraboschi noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in seiner großen Literaturgeschichte preisen zu können glaubte[1], wird sich gerade in seinen besten Köpfen bewußt, daß diese italienische Vorrangstellung der Vergangenheit angehört und strebt daher nach einer engeren Verbindung mit dem zeitgenössischen europäischen Geistesleben, um daraus die nötigen Kräfte für eine innere Erneuerung der angestammten Tradition zu schöpfen. Man ist bereit teilzunehmen an dem gegenseitigen Gedankenaustausch, durch den ganz Europa nach den Worten Cesarottis „nunmehr im geistigen Bereich eine große Familie geworden ist"[2]. In dieser Bereitschaft zur Auseinandersetzung mit der Kultur des übrigen Europa wurzelt sowohl die italienische Aufklärung als auch die italienische Vorromantik, d. h. die beiden Strömungen, die in ihrem Gegeneinander und Miteinander die geistige Struktur Italiens in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bestimmen.

Unter den europäischen Nationalkulturen, die in Italien Eingang fanden, steht die französische sowohl zeitlich als auch der Bedeutung nach an erster Stelle. Seitdem mit dem 17. Jahrhundert das geistige Primat innerhalb der Romania von Italien an Frankreich übergegangen war, hatte ein stetig wachsender französischer Kultureinfluß auf Italien eingesetzt. Im Bewußtsein der Überlegenheit der eigenen Kultur, die im Verlaufe des 17. und 18. Jahrhunderts ihre Vorherrschaft auf

[1] „Il glorioso nome di madre e nudrice delle scienze e delle bell'arti" (G. Tiraboschi, Storia della letteratura italiana. Sec. ediz. Modena 1787, I, Pref.).

[2] „l'Europa tutta nella sua parte intellettuale è ormai divenuta una gran famiglia" (M. Cesarotti, Saggio sulla filosofia delle lingue (1785) III, 19. A cura di R. Spongano. Firenze (1943), 115).

ganz Europa ausdehnte, erhob sich die französische Kritik zum Richter über die kulturellen Leistungen der benachbarten Nationen, vor allem Italiens, des einstigen Lehrmeisters aus der Zeit der Renaissance. Von der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts werden die französischen Kritiker nicht müde, die angeblichen und tatsächlichen Schwächen und Mängel der italienischen Geistesart aufzudecken. Das dabei maßgebende Kriterium ist der cartesianische Raisonbegriff, der von Bouhours[1] bis Rivarol[2] die Haltung der französischen Kritik gegenüber Italien bestimmt. Diese Kritik konzentriert sich auf die italienische Sprache. Verglichen mit der den Gesetzen des „bon sens“ und der „bienséance“ gehorchenden französischen Sprache erscheint das Italienische unnatürlich und gekünstelt. Es fehlt ihm die Einfachheit und die Klarheit, die das Französische in so hohem Maße besitzt, wie der kaum merkliche Abstand zwischen Poesie und Prosa beweist. Nur die französische Sprache erscheint daher geeignet, Trägerin der zeitbewegenden neuen Ideen zu sein. Der Anspruch auf universale Geltung des Französischen, den Bouhours erhebt, wird nach rund einem Jahrhundert von dem ganzen gebildeten Europa anerkannt, als 1782 die Berliner Akademie in französischer Sprache ihre berühmte Preisfrage stellt: „Qu'est-ce qui a fait de la langue française la langue universelle de l'Europe?“

In dem Teil seiner preisgekrönten Antwort, in dem Antoine Rivarol „via negationis“ den Vorrang des Französischen gegenüber den anderen europäischen Kultursprachen zu begründen sucht, faßt er die bis dahin von der Kritik gegen die italienische Sprache vorgebrachten Argumente zusammen: Das Italienische ist zu früh gereift. Italien ist politisch ohnmächtig und seine Wirtschaft seit dem Niedergang des Mittelmeerhandels bedeutungslos. Seine Literatur entartet unter dem verderblichen Einfluß des schlechten Geschmacks der Barockzeit. Seine Sprache hat sich seit der Renaissance immer weiter von der Universalität entfernt. Poesie und Prosa sind durch eine unüberbrückbare Kluft voneinander getrennt. Die Prosa wirkt weibisch und ist ungeeignet zum Ausdruck ernster Gedanken.

Zu dem Zeitpunkt, als Rivarol seinen „Discours“ veröffentlichte, war jedoch die Universalität des Französischen in Europa keineswegs mehr unbestritten: Der Durchbruch der irrationalen Elemente hatte den Glauben an die erlösende Kraft der Vernunft erschüttert. Die geistige Entwicklung des nichtromanischen Europa hatte im Norden eine Kultur entstehen lassen, deren Einfluß sich Frankreich nicht entziehen konnte. Indem es das ihm fremde Gedankengut aufnimmt und auch anderen Völkern, vor allem Italien, vermittelt, unterhöhlt es selbst die Fundamente, auf denen seine Vorherrschaft begründet war.

Seit dem Beginn der französischen Angriffe gegen die italienische Kultur hatten sich die Italiener zu verteidigen gesucht. Die Polemik,

[1] Les entretiens d'Ariste et d'Eugène (1671); La manière de bien penser dans les ouvrages d'esprit (1687).
[2] Discours sur l'universalité de la langue française (1784).

die durch Bouhours' Kritik hervorgerufen wurde, gehört zu den interessantesten, aber leider noch zu wenig erforschten Kapiteln der italienischen Geistesgeschichte des 18. Jahrhunderts [1]. Voltaires abfällige Urteile über die italienische Literatur riefen die literarästhetisch bedeutsamen Entgegnungen Rollis [2] und Barettis [3] hervor. Ungeachtet dieser und anderer Proteste erfaßt der französische Einfluß immer weitere Bereiche des geistigen Lebens und führt schließlich in der italienischen Sprache eine Krise herauf [4]. Die Frage der Französierung des Italienischen wird zum Brennpunkt der Auseinandersetzung zwischen den Förderern und Gegnern des französischen Kultureinflusses.

In dieser Situation ist der Brief [5] begründet, den der Deutsche Friedrich Haupt im Jahre 1798 an die Florentiner Akademie [6] richtete, deren Mitglied er war. Von dem Problem der Überfremdung der italienischen Sprache durch das Französische ausgehend, bietet er einen Überblick über die in der italienischen Sprache und Dichtung wirksamen Kräfte und die sich daraus ergebenden Entwicklungsmöglichkeiten; eine Darstellung, die zwar zuweilen zitiert [7], aber in ihrer Gesamtheit unseres Wissens bisher noch nicht näher untersucht worden ist. Haupt stellt zunächst fest, daß die letzte Ursache der Französierung des italienischen Stils in dem großen Ansehen zu suchen ist, dessen sich die französische Literatur während des 17. und zu Beginn des 18. Jahrhunderts erfreute. Ihr unbestreitbares Primat in der schönen Literatur wußten die Franzosen dadurch zu festigen, daß sie ihre Schriftsteller zu absolut gültigen Vorbildern erklärten, m. a. W. die klassizistische Poetik als Norm verkündeten. Im Gefolge der französischen Literatur breitete sich die französische Sprache aus und wurde zu der für ganz Europa verbindlichen Verkehrs- und Bildungssprache. In beiden Funktionen trat das Französische an die Stelle, die früher die lateinische Sprache eingenommen hatte und die nach Haupts Meinung zwangsläufig immer wieder von einer romanischen Sprache eingenommen werden wird, solange noch alle Kinder Latein lernen, d. h. solange ein

---

[1] Vgl. G. Toffanin, L'eredità del Rinascimento in Arcadia. Bologna (1923), 63.

[2] Remarks upon Voltaire's Essay on the Epic Poetry of the European Nations (1728).

[3] A dissertation upon the italian poetry in which are interspersed some remarks on mr. Voltaire's Essay on the epic poets (1753).

[4] Vgl. A. Schiaffini, Aspetti della crisi linguistica italiana del Settecento, in Zeitschr. f. roman. Philologie 57 (1937), 275–295.

[5] Lettera d'un tedesco sull'infranciosamento dello stile italiano, seguita da alquante osservazioni sull'indole dell'ingegno dei Francesi e degli Italiani. Losanna 1798. Alla R. Accademia di Firenze in segno di ossequio offre Federico Haupt accademico fiorentino. (Neudruck v. Pietro Fanfani. Firenze 1871; zit. wird nach der 1. Ausgabe, Losanna 1798).

[6] Die „Accademia Fiorentina“ war 1783 gegründet worden und hatte die der gleichzeitig aufgelösten „Accademia della Crusca“ bis dahin obliegende Aufgabe der Sprachreinigung übernommen.

[7] Vgl. C. Trabalza, Storia della grammatica italiana. Milano 1908, 480; P. Hazard, L'invasion des littératures du nord dans l'Italia du XVIIIe siècle, in Revue de littérature comparée 1 (1921), 33; G. Natali, Il Settecento. Milano 1929, I, 605.

humanistischer Schultyp vorherrscht. Weder das Spanische noch das Italienische scheinen in der Lage zu sein, das Französische in dieser Rolle abzulösen.

Nachdem Haupt in dieser Weise die Stellung des Französischen charakterisiert hat, nennt er die Gründe, die seine Ausbreitung in Italien begünstigt haben: Die politische Zerrissenheit des Landes und das damit in Verbindung stehende Fehlen eines kraftvollen Nationalbewußtseins, die Ähnlichkeit mit der romanischen Nachbarsprache, die deren Erlernen erleichtert, die Neigung zur Nachahmung französischer Schriftsteller als Reaktion auf den schlechten Geschmack des Barock, die Reisen der Italiener nach Frankreich und schließlich die aus der Konversation erwachsende Fähigkeit des Franzosen, in seiner Sprache eigene und fremde Gedanken zu erklären und einem größeren Publikum zugänglich zu machen.

Nicht genug, daß unter dem Einfluß dieser Faktoren das Französische sich in Italien in Wort und Schrift ausbreitet, dringt es auch in die italienische Sprache selbst ein. Haupt unterscheidet zwei Phasen in der Französierung des italienischen Stils. Diese wird vorbereitet durch die italienischen Übersetzungen aus dem Französischen, welche die französischen Stileigentümlichkeiten beibehalten, und wird dann autorisiert durch das Beispiel bekannter Schriftsteller, die ihre Werke in einem französisch gefärbten Italienisch verfassen.

Damit hat Haupt den Einflußbereich des Französischen in seiner ganzen Ausdehnung umschrieben und wendet sich nun der Verteidigung des Italienischen zu, die er mit der Kritik des Französischen verbindet. Zunächst scheint er lediglich die Position umzukehren, welche die französische Kritik eingenommen hatte, indem er die gegen die italienische Sprache erhobenen Vorwürfe auf das Französische überträgt und diesem Gekünsteltheit und Unaufrichtigkeit vorhält. Auch wenn er an anderer Stelle zur Rechtfertigung des Italienischen eine Reihe von Autoren anführt, die durch ihr Schaffen die hervorragenden Qualitäten ihrer Muttersprache bewiesen hätten, bedient er sich nur eines Argumentes, das in der französisch-italienischen Polemik oft genug verwendet worden war. Originell wird Haupts Beweisführung erst dort, wo er die Frage nach der Herkunft der italienischen Sprache stellt:

„la lingua italiana prese forma, e sistema quasi in tempi, che le sensazioni erano fresche, e maschie: il che avvenne allo spirare della barbarie, ed al rivivere dell'incivilmento; tempo favorevolissimo alla formazione di una lingua evidente e vigorosa“ (Lettera a. a. O., 19).

Offenbar steht Haupt hier unter dem Einfluß der Lehre Vicos von der sprachschöpferischen Kraft primitiver phantasiebegabter Zeitalter, mit welcher der große neapolitanische Philosoph eine der grundlegenden Erkenntnisse der Romantik vorwegnahm [1]. Wie für Vico ist auch für

[1] In anderem Zusammenhang (a. a. O., 21) nennt Haupt auch den Namen Vicos. B. Croce erwähnt in dem dem Fortleben Vicos gewidmeten Kapitel seiner grundlegenden Studie „La filosofia di G. Vico“ (3a ediz. Bari 1933) Haupts „Lettera“ nicht.

Haupt die sprachschöpferische Tätigkeit identisch mit dem Dichten. Die größten Dichter blühen daher am Anfang der Kulturen, an dem das Empfindungsvermögen des Menschen noch unverbildet ist:

„quando la sensibilità si è troppo ingentilita, o logora, che vogliasi dire, per la soverchia socievole cultura, regna lo stile falso, e poco evidente. Perciò sull'alba dell'incivilimento fioriscono i bell'ingegni più originali, come Omero, Dante, Shakespeare, Milton ecc. Perciò coloro, che col tanto leggere hanno troppo logore le loro sensazioni, han minor originalità nello stile, o nelle idee" (Lettera a. a. O., 42).

Die Übereinstimmung mit Vico ist nicht zu übersehen: Zu Homer und Dante, an denen Vico seine Auffassung von den Dichtern der barbarischen Frühzeit demonstriert hatte, fügt Haupt noch Shakespeare und Milton hinzu, welche die Vorromantik gleichfalls als Prototypen für die ungebundene Schöpferkraft des Geistes verehrte.

Auf der Grundlage von Vicos Ästhetik erhält der Vergleich zwischen der italienischen und der französischen Sprache einen neuen Aspekt. Schon Vico hatte diesen Vergleich gezogen und dabei das Französische als eine unpoetische Sprache der Sachlichkeit dem poetischen bilderreichen Italienisch gegenübergestellt[1]. Haupt knüpft hier an: Nach seiner Auffassung hat das Italienische mehr von seiner ursprünglichen Kraft bewahrt als das Französische. Was die französischen Kritiker als poetisch an der italienischen Prosa tadeln, ist der Ausdruck eines noch stärkeren Empfindungsvermögens, über das der intellektualisierte Franzose nicht mehr in diesem Maße verfügt. Entsprechend dem Zusammenhang, der zwischen dem Empfindungsvermögen und dem dichterischen Schaffen besteht, — die Dichter sind „der Sinn (senso) des Menschengeschlechts", sagt Vico[2] – kommt Haupt dazu, den Franzosen jede schöpferische Dichtungskraft abzusprechen. Daß er ihnen damit nicht gerecht wird, bedarf keiner näheren Erörterung. Die Parallele zu Herder liegt nahe. Auch ihm war das Verständnis für die Eigenart der großen französischen Dichtung durch eine ganz ähnliche Auffassung vom dichterischen Schöpfertum versperrt.

Haupt wäre zu einem gerechteren Urteil über die französische Dichtung gelangt, wenn er ihre Sprache wie die italienische Dichtungssprache aus ihrer eigenen Entwicklung gedeutet hätte:

„poichè la maggior parte delle parole, e dei modi di una lingua è un sistema del pari che quello delle sensazioni, delle costumanze, dell'indole atmosferico delle passioni ecc. di un popolo, e del suo grado d'incivilmento; non può quindi avere in Italia la lingua italiana infranciosata convenevolezza pari a quella della lingua italiana pura" (Lettera a. a. O., 22).

Es hat zunächst den Anschein, als ob sich Haupt mit der Bevorzugung der „lingua italiana pura" auf die Seite der zeitgenössischen

[1] De nostri temporis studiorum ratione cap. VII, in Le Orazioni inaugurali . . . a cura di G. Gentile e F. Nicolini. Bari 1914.

[2] La Scienza Nuova. Giusta l'edizione del 1744. A cura di F. Nicolini. Bari 1928, I, 136.

italienischen Puristen stellte, die unter der Führung von Antonio Cesari die Reinheit der italienischen Sprache dadurch wahren zu können meinten, daß sie dieselbe auf den Wortschatz des Trecento, des klassischen Jahrhunderts der italienischen Dichtung, beschränkten und jede sprachliche Neuerung ablehnten. Eine solche Auslegung des Begriffs der Sprachreinheit ist jedoch mit Haupts Auffassung vom sprachschöpferischen Dichter nicht vereinbar. Der Purismus beruhte auf dem Prinzip der „imitatio", der Nachahmung bestimmter Sprach- und Stilmuster. Haupt aber spricht sich wiederholt aufs entschiedenste gegen die Nachahmung aus: „Mai un originale ne ha prodotto un altro" (Lettera a. a. O., 47).

Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet Haupt die besondere Lage, in der sich die italienische Literatur in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts befand. Unter dem Einfluß der Aufklärung und der Vorromantik hatte sich die Zahl der literarischen Vorbilder um ein Vielfaches vermehrt. Vor allem war die englische und die deutsche Literatur in den Gesichtskreis Italiens getreten. Haupt ist sich der Bedeutung dieser Begegnung mit dem Norden durchaus bewußt. Drei Jahre bevor Mme de Staël in ihrer Abhandlung „De la littérature considérée dans les rapports avec les institutions sociales" die Kultur der germanischen Länder des europäischen Nordens gleichberechtigt neben die der Länder im Süden des Kontinents stellt, unterscheidet schon Haupt die beiden entsprechenden Entwicklungslinien innerhalb des europäischen Empfindungsvermögens:

„Si può dunque considerare la sensibilità europea, come due linee, delle quali l'una cominci dalla Grecia e vada scorrendo per l'Italia, e la Francia; l'altra cominci dall'Inghilterra, e si continui per la Germania, e'l resto del settentrione" (Lettera a. a. O., 45).

Zusammen mit den Literaturen des Nordens bildet die Bibel als Zeugnis der hebräischen Poesie eine weitere neue Inspirationsquelle für die italienischen Dichter. Kurz, diese sehen sich einer Vielfalt von literarischen Manieren und Stilen gegenüber: „Maniera francese, maniera inglese, maniera tedesca, ebrea, greca, latina, italiana" (Lettera a. a. O. 46). Haupt verkennt keineswegs die belebende Wirkung, die aus dieser Bereicherung der literarischen Erfahrung für die italienische Dichtung erwachsen kann. Aber darüber dürfen die italienischen Dichter nie das Wichtigste vergessen: nämlich Italiener zu bleiben:

„la maniera, alla quale dovete attenervi, è l'italiana. Sogguardate la freschezza inglese, guatate l'energia tedesca, vedete la grandiosità ebraica, studiate la maniera greca, giovatevi della latina, e siate – Italiani" (Lettera a. a. O., 46).

Wenn dann Haupt auf die großen italienischen Dichter, Dante, Petrarca, Ariost, Tasso, Metastasio und Alfieri als Vorbilder hinweist, so treten auch diese Vorbilder zurück gegenüber der letzten und höchsten Forderung, die er an die Dichter stellt: „Ma siate alla fine – Voi" (Lettera a. a. O., 47). Wahre Dichtung ist immer originelle Schöpfung.

In dieser Mahnung zur Originalität gipfelt Haupts kleine Abhandlung. Unter der wachsenden Zahl von Charakteristiken der italienischen Literatur, italienischen Dichterbiographien und Übersetzungsproben aus dem Italienischen, die in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts aus der Feder deutscher Verfasser erschienen, nimmt Haupts „Lettera" eine Sonderstellung ein: Nicht nur deswegen, weil sie sich durch eine weit größere Sachkenntnis auszeichnet, sondern weil sich ihr Verfasser nicht an die Deutschen, vielmehr an die Italiener wendet.

Wie rund zwei Jahrzehnte später Mme de Staël mit einem in Mailand 1816 veröffentlichten Artikel[1], der die Polemik für und wider die Romantik in Italien entfesselte, will auch Haupt die italienischen Dichter beraten und ihnen einen Ausweg aus der Krise zeigen, in die das literarische Schaffen in Italien geraten zu sein schien. Aber während Mme de Staël den Italienern empfiehlt, sich mit der englischen und deutschen Dichtung vertraut zu machen und dadurch Anregungen zu eigenem Schaffen zu gewinnen, macht sich Haupt dank Vicos Ästhetik in weit stärkerem Maße von der auf dem Prinzip der „imitatio" beruhenden normativen Poetik frei und klärt die Dichter darüber auf, daß die Zukunft der italienischen Literatur nicht in erster Linie von der Aneignung fremden Literaturgutes abhängt, sondern von der Wiederbelebung des individuellen Empfindungsvermögens als der ursprünglichsten Quelle der Dichtung.

AUGUST BUCK

Der Tristanroman und der Lai Chievrefueil der Marie de France

Chievrefueil

Für diesen Lai gibt Marie zwei Quellen an, nämlich mündliche Berichte und schriftliche Vorlagen, denn sie erklärt v. 5 ff.:

Plusur le m'unt cunté e dit
E jeo l'ai trové en escrit
De Tristram e de la reïne,
De lur amur ki tant fu fine,
Dunt il ourent meinte dolur;
Puis en mururent en un jur.

Es müßten daher, wenn man diese Worte ernst nimmt, zur Zeit Mariens neben mündlichen bereits schriftlich fixierte Lais über Tristan und Isolde im Umlauf gewesen sein, wenn man nicht etwa den Hinweis *E jeo l'ai trové en escrit* auf den Tristanroman beziehen will, da die Dichterin in den Versen 5—10 ein

[1] „Sulla maniera e sulla utilità delle traduzioni", erschienen im Januar 1816 in der „Biblioteca Italiana".

kurzes Resumé des Schicksals der beiden Liebenden gibt. Der Inhalt des Lai erweckt aber bei genauerer Prüfung berechtigtes Mißtrauen gegen seine „bretonische“ Herkunft, da die hier berichteten Begebenheiten, obwohl sie ungefähr an den Roman anstreifen, in direktem Gegensatz zur „*estoire*“, wie Berol seine Vorlage nennt, stehen. Schon die Voraussetzung des Lai, die Verbannung Tristans und seine Fahrt zu Isolde, fällt vollständig aus dem Rahmen der Tristanfabel heraus. Wohl findet sich hier der Hinweis, König Marke habe seinen Neffen aus dem Lande verwiesen, aber in ganz anderer Verflechtung mit den vorangegangenen Ereignissen. Im Roman erfolgt die Verbannung Tristans erst nach der Rückgabe der Königin. Die im Lai erwähnte einjährige Trennung Tristans von seiner *amie* ist aber vor der Rückgabe der Königin undenkbar, weil nach der ausdrücklichen Feststellung des Romans der Liebestrank eine Trennung der beiden über einen Tag hinaus nicht erlaubte. Eilhart, der uns die alte Fassung überliefert, sagt in seiner Übertragung ausdrücklich (v. 2279 ff.):

Der trang der was sô getân . . .
Daz sie sich nicht gescheidin
Mochtin einen halbin tag.
swedir daz andir nicht en sach
alle tage, daz wart siech . . .
ab sie wêrin eine wochen
von ein andir ungesprochen,
sie musten beide wesen tôt.

Marie kombiniert in ihrem Lai ganz einfach eine der bei Eilhart erzählten Fahrten Tristans zu seiner Geliebten mit einer von ihr erfundenen einjährigen Trennung, die sie durch Markes Machtspruch begründet, ohne dabei gewahr zu werden, daß sie mit ihren Angaben gegen die fundamentalen Voraussetzungen des Romans verstößt. Denn vor der Rückgabe Isoldens, also vor dem Erlöschen der Kraft des Liebestrankes, kam eine einjährige Trennung, noch dazu durch Marke, überhaupt nicht in Betracht, daher auch keine Reise Tristans zwecks einer Aussprache mit der Königin, daher auch nicht eine Versöhnung Markes mit seinem Neffen. — Nach der Versöhnung der beiden Gatten war aber die Voraussetzung des Lai für jeden, der die Geschichte des Liebespaares kannte, ein Widersinn, da Tristan, mit Isolde Weißhand vermählt, nicht mehr zurückgerufen werden noch sich mit Marke versöhnen konnte. Man sieht daraus, daß entweder die Bretonen ihre eigene Tristandichtung sehr schlecht kannten oder Marie als Dichterin auf die Unkenntnis bzw. Unaufmerksamkeit ihrer Zuhörer rechnete, wenn sie ihnen die hier aufgezeigten Unwahrscheinlichkeiten zumutete. Sie verschleierte diese allerdings durch bekannte, dem Roman entnommenen Einzelheiten oder durch ungefähre Anklänge an die dort berichteten Ereignisse. So erinnert die Botschaft Tristans an die Königin mittels eines vierkantig zugeschnittenen Hasel-

nußzweiges an die vom Bach herangetragenen Holzstäbe, in die ein T eingeschnitten war. Näher steht vielleicht die Stelle bei Eilhart 6542 ff., der zufolge Tristan ein Reis zur Benachrichtigung Isoldens verwendet. Schon daß im Lai Brangäne mit der Königin reitet, stellt die beiden Versionen näher zueinander. Nun setzt aber Marie chronologisch durch den Hinweis: *altre feiz li fu avenu Que si l'aveit aparceü* das von ihr erzählte Ereignis nach dem von Eilhart berichteten Wiedersehen, bei dem auch Kaherdin zugegen war.

Aus der „*Estoire*“ genommen ist auch die Tatsache, daß Tristan von Marke zurückgerufen wurde. Allerdings ist der Zusammenhang ein anderer. Im Roman läßt Marke Tristan zurückrufen und setzt ihn wieder in seine frühere Stellung ein, als er sich nach dem Gespräch der Liebenden unter der Linde dem Glauben hingeben konnte, die Beschuldigungen gegen seine Gemahlin seien grundlos. Marie behält diese Voraussetzung bei, wenn sie die Verbannung Tristans „par encusement“ erklärt und andeutet, daß sich Tristan mit dem König versöhnte: *Tristram en Wales s'en rala, Tant que sis uncles le manda.*

Als Reminiszenz aus dem Roman ist auch das im Lai gebrauchte Bild vom Haselstrauch und vom Geißblatt zu werten, deren inniges Zusammenleben an die Verschlingung der zwei Rosen gemahnt, die sich über den Gräbern Tristans und Isoldens zu unlösbarer Vereinigung zusammenfanden.

Als Verfasser des Lai wird von Marie Tristan genannt *ki saveit bien harper.* Dieser Hinweis auf die Meisterschaft Tristans im Harfenspiel ist ein Versuch, die Autorität der „*Estoire*“ für die Angaben des Lai heranzuziehen, denn Eilhart bemerkt in seiner Übersetzung ausdrücklich: *Harfin und sêten klingen Lêrte Kurnevâl daz kint* (v. 132—33).

Abschließend wage ich also die Behauptung aufzustellen, Marie habe sich ihre Dichtung *Chievrefueil* aus Anspielungen, die aus dem Gefüge des Tristanromans herausgehoben wurden und bekannte Voraussetzungen enthalten, konstruiert, dabei aber übersehen, daß die von ihr verwendeten Einzelheiten in schroffstem Gegensatz zu dem vom Tristandichter konzipierten Verlauf der Handlung stehen. Die Dichterin ist jedenfalls von der Erwägung ausgegangen, daß die allgemein gehaltenen Angaben ihres Lai hinlänglich den Eindruck der Wahrheit erweckten, um als altes Sagengut ausgegeben werden zu können. Was auch bis heute gilt. Vielleicht aber tragen diese Bemerkungen dazu bei, den Glauben an die volkstümliche Herkunft des Lai Chievrefueil zu erschüttern und ihn mit den übrigen Lais in Mariens Sammlung als mehr oder weniger gut zusammengestelltes Mosaik aus Tristanschen Motiven einzuschätzen.

Wien. STEFAN HOFER.

Besprechungen

Mélanges de philologie romane et de littérature médiévale offerts à Ernest Hoepffner . . . par ses élèves et ses amis. Publications de la Faculté des Lettres de l'Université de Strasbourg, Fascicule 113. Paris (Société d'éditions: Les Belles Lettres, 95, Boulevard Raspail) 1949. XII + 390 S., mit einem Bildnis E. Hoepffners. Preis 1100 FFrk.

Zu seinem siebzigsten Geburtstag haben Schüler und Freunde E. Hoepffner einen inhaltsreichen Band als Festschrift überreicht, einem Romanisten, der als gebürtiger Elsässer an der Forschung und an der Lehre zweier Länder, Deutschlands und Frankreichs, teilhat und der die Zeitschrift, in der diese Besprechung erscheint, von 1911 bis 1919 herausgab (1911 noch mit Gröber zusammen).

Die Festschrift beginnt mit einer biographischen Notiz und Würdigung der Arbeit E. Hoepffners, woran sich die reiche Bibliographie seiner Veröffentlichungen schließt, die Zeugnis ablegt von einem arbeitsreichen und fruchtbaren Gelehrtenleben. Es folgen dann über vierzig Beiträge, vornehmlich aus dem Gebiet der alt- und mittelfranzösischen Sprache und Literatur.

Es kann sich hier nur darum handeln, zur Information den Inhalt dieses umfangreichen und reichhaltigen Bandes zu skizzieren: es ist in diesem Rahmen nicht möglich, die einzelnen Beiträge gebührend zu würdigen und in ihre Kritik einzutreten.

Die Reihe der Beiträge wird eröffnet mit drei Aufsätzen über lautliche Fragen.

P. Fouché, *De quelques changements de quantité dans le latin parlé* (13–28). – Es läßt sich an einzelnen romanischen Wörtern immer wieder beobachten, daß die romanische Qualität der Vokale nicht zur lateinischen Quantität stimmt. Diese einzelnen Fälle hat F. zusammengestellt und hat daraus (neben dem bekannten, als Ten Brinksches Gesetz bezeichneten lateinischen Quantitätswandel) zwei andere Veränderungen der Quantität im Lateinischen festgestellt: es sind das die Kürzung der langen Antepaenultima (*frīgĭdu- > frĭgĭdu-*) und die Kürzung von langen unbetonten Vokalen (*mīrabilia > mĭrabilia*). Die erste Erscheinung bringt F. mit dem Jambenkürzungsgesetz in Zusammenhang, dessen Prinzip in einer „assimilation quantitative" besteht. In beiden Fällen handelt es sich um eine Tendenz, die sich nicht regelmäßig durchsetzt. Die erste Erscheinung datiert der Verfasser folgendermaßen: „Certains faits de phonétique latine permettent de penser qu'elle pourrait bien dater des derniers siècles de la République" (S. 16). Die zweite Erscheinung verlegt F. – in der gesprochenen Sprache – in die Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr.

Im Rahmen dieser Besprechung ist es nicht möglich, auf diese wertvolle Arbeit so einzugehen wie es nötig wäre, da sie ja eine wichtige Frage der Romanistik zum Gegenstand hat. Im Lichte des so zahlreich zusammengestellten Materials ist die These des Verfassers bestechend: dennoch sei an die Mahnung erinnert, die schon Meyer-Lübke ausgesprochen hat (*Einf.* § 125), daß es nämlich bei einer Nichtübereinstimmung der romanischen Qualität und der lateinischen Quantität nicht ausgemacht sei, ob die Abweichung in der Quantität oder Qualität zu suchen sei. Dieses Dilemma wird ganz offenbar im Falle *pumex* (S. 15), *ilex* (S. 16)[1]. Man wird jedes einzelne Wort genau untersuchen müssen und wird sicherlich, zum mindesten bei manchen Wörtern, im Lateinischen eine Qualitätsveränderung anzusetzen haben und nicht eine Quantitätsveränderung. Neben *ilex* wäre vielleicht noch *esox : isox* zu erwähnen[2]. Fs. Annahme vĭcĭnatu-(< vīcīnatu-) > vĭcenatu- > afrz. *visné* ist nicht zwingend. Der daraus gefolgerten Entwicklung von ĭ – ĭ dürfte bask. *begiratu* < vĭgĭlatu entgegenstehen.

G. Straka, *Le traitement provençal* -ps- > -is- *est-il phonétique?* (29–40), weist überzeugend nach, daß die Entwicklung *-ps-* > *-is-* (capsa > *caisa*) phonetisch erklärlich ist aus einer vorübergehend beim Übergang der Zunge von *a*, *e* zu *s* entstehenden palatalen Enge (*y*), die an die Stelle des labialen Verschlusses getreten ist.

J. Bourciez, *Note sur vieux-français „tuit“* (41–43), versucht die Schwierigkeit, die afrz. *tuit* (R. mpl.) < (umgelautet) *totti wegen des *i* in der ersten Silbe bietet, durch Annahme einer unbetonten (adjektivischen) Form **tuti* vor Vokal zu erklären: *toti* > *tuti̯ homines*. Diese Form hätte dann tuyts ergeben und sich mit der betonten (substantivischen) Form *tutti < totti gekreuzt und so zu *tüit* geführt. – Man fragt sich, warum nicht dann im Altfranzösischen von totus überhaupt zwei Formenreihen vorliegen: eine betonte und eine unbetonte, was doch gut in das afrz. Formensystem paßte, und zwar eine unbetonte (adjektivische) Reihe mit einfachem und eine betonte (substantivische) Reihe mit langem Dental. Es scheint aber doch so, daß die an sich aus affektischer Betontheit stammenden Formen mit langem Dental grammatikalisiert worden sind. In gewissem Grade beantwortet B. diesen Einwand mit der Bemerkung: „Le principe du croisement a été le désir qu'éprouvait la langue d'isoler le cas sujet du cas régime [. . .].“

Es folgen dann zwei syntaktisch-stilistische und dreizehn wortkundliche, phraseologische und motivgeschichtliche Beiträge.

Ch. Bruneau, *La négation en wallon namurois* (45–52). Ausgehend von der Feststellung Vaugelas', daß es schwierig sei, eine Regel über die Verwendung von *ne-pas* und *ne-point* anzugeben, und daß *ne-point* stärker verneine als *ne-pas*, will der Verfasser versuchen, aus der Beobachtung der Verhältnisse in einer lebenden Mundart, und zwar in der Ortsmundart von Chooz an der Maas, wo *ne-point* und *ne-nient* nebeneinanderstehen, das Verhältnis von *ne-pas* und *ne-point* in der älteren Sprache, wo *ne-point* weit häufiger ist als heute, aufzuklären. Zum Vergleich wird die Ortsmundart des 30 km ostwärts Chooz gelegenen Awenne herangezogen.

[1] Vgl. V. Cocco, *Biblos* XXIII (1947).
[2] Vgl. bask. *izoqui*.

B. kommt zu der Feststellung, daß im Wallonischen die beiden Negationen sich so unterscheiden, daß *ne-point* auf Verneinung einer Gegenstandsvorstellung geht (Typus: *je n'ai point de lait*), während *ne-nient* auf die Verneinung einer Handlung oder eines Merkmales (das durch die Handlung existent wird) geht (Typus: *il ne bougeait nient, il n'était nient content*). Was die Stärke der Verneinung angeht, so scheint das seltenere *ne-point* gegenüber *ne-nient* stärker, offenbar weil die Verneinung der Gegenstandsvorstellung als solche intensiver, eindrucksvoller ist.

Dieser Unterschied dürfte im Prinzip auch den Zustand des Altfranzösischen kennzeichnen (wie schon Yvon, FM 1948 S. 25, feststellt). Seit dem 15. Jahrhundert scheinen *point* und *pas* nicht mehr nach diesem Gesichtspunkt, sondern mehr nach Geschmack und Mode unterschieden zu werden. Die Gründe für den Verlust des alten Unterschiedes zwischen *ne-point* und *ne-pas* sind schwer zu erfassen: auf jeden Fall maß die Sprachgemeinschaft dieser Unterscheidung keinen Wert mehr bei.

R.-L. Wagner, *En marge d'un problème de syntaxe* (*L'ordre de phrase sujet + verbe*) (53–62), nimmt ein viel diskutiertes methodologisches Problem auf, nämlich das der Gefahr des falschen Schlusses auf ein Ursache-Wirkungs-Verhältnis zwischen zwei sprachlichen Erscheinungen bei historischer Sprachbetrachtung. Klassische Beispiele sind: Verstummen des Rectus-*s* und feste Wortstellung S – P – O im Französischen, Homonymie der Konjugationsformen und regelmäßige Setzung des Subjektspronomens. Der Verfasser (der schon auf den Ergebnissen der Arbeit von T. Frantzen, *La syntaxe des pronoms personnels sujets en ancien français*, Upsala 1939, fußen kann) untersucht die Frage der Stellung S – P – O (pronominales oder nominales S) an der *Chronique des quatre premiers Valois*. Er zeigt, wie außerordentlich komplex der Vorgang ist, der vom sehr freien Satzbau des Altfranzösischen zum ziemlich festen des Neufranzösischen führt, und welche Arbeit (auch rein statistisch) noch zu leisten ist, ehe über die Herausbildung der nfrz. Wortstellung Endgültiges gesagt werden kann.

M. K. Pope, *Notes on the Vocabulary of the Romance of Horn and Rimel* (63–70). Die Verfasserin will den Wortschatz des Dichters in bezug auf die Lehnwörter und auf seine Beziehungen zum Anglonormandischen und zum festländischen Französisch untersuchen. Sie zeigt, daß Thomas' Wortschatz fußt auf dem Französischen der britischen Insel zu seiner Zeit und verbunden ist mit dem südwestlichen Festlandfranzösisch. Der Artikel liefert viel Interessantes zur afrz. Lexikologie.

E. Pons, *Note sur „Gauvain et le Chevalier vert" („Sir Gawain and the Green Knight"): . . .* 790, embaned, *et v. prov.* embanar, *prov. mod.* embanà (71–75), untersucht das in dem mengl. Gedicht vorkommende *embaned* und seinen Zusammenhang mit apr. *embanar*, südfrz. *embanà*. Mengl. *embaned* ist zweimal belegt, im *Sir Gavain* und in *Purity*. Im Zusammenhang damit wird, wie schon vorher, das in *Pearl* vorkommende *banteles* gesehen. Bisher hat die Bedeutung „ouvrage à corne" Schwierigkeiten gemacht, da es sich um ein Bauelement an einem Schloß handelt. Der Verfasser geht von südfrz. *bano* und *embanà* in der heutigen Bedeutung aus und inter-

pretiert *embaned* als „encorné de galeries en corniche, sous les créneaux". Mengl. *banteles* wäre ein Diminutiv **banetel* zu *bana* (mod. *bano*).

A. Eckhardt, *Le cercueil flottant de Mahomet* (77–88), untersucht den Ursprung des Motives der in der Luft schwebenden Statue des Mohammed, die in der *Chanson d'Antioche* beschrieben wird. Dieses Motiv führt der Verfasser zurück auf die Beschreibung, die Rufinus von Aquileja von der Serapis-Statue im Serapistempel von Alexandrien gibt. Dieses Bild wird durch einen in die Decke eingebauten Magneten schwebend gehalten. Dasselbe berichtet Plinius von dem Projekt einer Statue der Arsinoe. Das Motiv eines durch Magneten in der Luft schwebend gehaltenen Götzenbildes erscheint vielfach im lat. Schrifttum des ausgehenden Altertums und des frühen Mittelalters. Als ausschlaggebend für die Überlieferung dieses Motivs an das Mittelalter sieht der Verfasser seine Erwähnung durch Augustinus an (und daher dann durch Isidor). Vielleicht ist es Hildebert von Tours, der dieses Motiv dann auf Mohammed übertragen hat, und zwar auf seinen Sarg, der, durch Magneten gehalten, in der Luft schwebt. Mohammeds schwebender Sarg findet sich wieder in einem Gaultier de Compiègne zugeschriebenen lat. Gedicht, ebenso im *Roman de Mahomet* von Alexandre du Pont und im *Liber Nocolay* (Ms. der Bibl. Nat. Paris). Der Verfasser verfolgt dann noch die Berichte mittelalterlicher Werke, besonders der Lapidarien, über den Magneten als magischen Stein. In einem *lapidaire* des 13. Jahrhunderts findet er dann auch wieder im Zusammenhang mit dem Magneten die Geschichte von Mohammeds schwebendem Sarg. Gegen Ende des Mittelalters erlischt dieses Motiv im Abendland, taucht aber im Osten, angeregt durch die Türkengefahr, wieder auf, wofür der Verfasser ungarische Gebräuche aus dem 16. Jahrhundert anführt. Noch 1875 wird die Geschichte von Mohammeds Sarg aus Sizilien berichtet und noch heute zeugt eine ungar. Redewendung davon.

A. Långfors, *„L'Anglais qui couve" dans l'imagination populaire du moyen âge* (89–94), beschäftigt sich mit dem in verschiedenen französischen Texten des Mittelalters auftauchenden Motiv des oder der brütenden Engländer(s). Man will damit den Engländern Feigheit und Verschlagenheit anhängen. In welchem Zusammenhang es mit dem *Anglais coué* (< caudatu-) steht, vermag der Verfasser nicht mit Sicherheit zu sagen.

M. Roques, *„Les pieds blancs"* (*Villon, Lais*, IV, 29) (95–106), behandelt eine Wendung aus dem *Petit Testament* von Villon, wo es im IV. Huitain heißt „Bien ilz [ces doulx regards et beaux semblans] ont vers moy les piez blans. Et me faillent au grant besoin". Der Verfasser zeigt, wie die bisherigen Versuche, diese Zeile zu verstehen, fehlgehen mußten, weil man die Angabe von Cotgrave über das viermal weiß gefesselte bzw. gestiefelte Pferd nicht richtig ausgewertet hat. Der Verfasser macht überzeugend deutlich, daß mit weißen Fesseln bzw. weißen Stiefeln (nicht nur an vier Beinen) Minderwertigkeit des Pferdes und Unzuverlässigkeit in der Gefahr verbunden wird. Es handelt sich bei der von Villon gebrauchten Wendung um eine sprichwörtliche Redensart.

L. Spitzer, *Arnaud* (107–112), sieht in *arnaud* dasselbe Wort wie *Hernequin*, mit Suffixwechsel > *Hernaut* (Arnaut) (wie *Herle-*

quin > *(h)arlot*), das zunächst „Mitglied der wilden Jagd" (*familia Herlichini, mesnie Hellequin*), „Teufel" bedeutet habe. Diese Grundbedeutung von *arnaud* sieht der Verfasser in der katal. Romanze vom *compte l'Arnau*, der weiter nichts ist als der „wilde Graf, der wilde Jäger", „der Teufel". Aus dieser Grundbedeutung ergeben sich dann die geringschätzigen Bedeutungen, die *arnaud* hat. Aus der durch das Christentum abgewerteten germanischen Mythologie ist also das von Migliorini (*Dal nome proprio al nome commune*, S. 156) untersuchte *arnaud, arnaldo* usw. zu erklären.

G. Cohen, *Un terme de scénologie médiévale et moderne: „Chape d'Hellequin – Manteau d'Arlequin* ' (113–115), geht ebenfalls von der *mesnie Hellequin*, der „wilden Jagd" aus. Der *manteau d'Arlequin* bezeichnet heute die „fausse draperie rouge de toile, qui encadre perpétuellement la scène, même lorsque le rideau est levé". Der Ausdruck scheint auf das mittelalterliche *chape d'Hellequin* zurückzugehen, die auf der Bühne der Mysterienspiele den Höllenrachen oder seine Drapierung bezeichnet. Diesen Ausdruck führt Paulin Paris in einer am Collège de France gehaltenen Vorlesung (1855) an, aber wir kennen bis jetzt die Belege nicht, die ihm vorgelegen haben mögen.

G. Gougenheim, *De „chevalier" à „cavalier"* (117–126). Ausgehend von dem großen sozialen Aufstieg, den caballarius im Französischen erlebt hat, zeigt der Verfasser an Übersetzungen lat. Texte (*miles, eques, militia, equitatus*) die Schwierigkeit, in die das Französische sehr bald geriet, wenn der Ritter vom Reiter zu unterscheiden war. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts und Anfang des 14. Jahrhunderts dient *chevaucheur* dazu, diese Schwierigkeit zu meistern: es bezeichnet den Reiter (der eben nicht Ritter war). Dieses *chevaucheur* aber hat sich nicht durchsetzen können, zum Teil weil ein entsprechendes Kollektivabstraktum fehlte (wo man also wieder auf das sozial zweideutige *chevalerie* angewiesen war). In den militärischen Texten des 14. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts ist der Reiter ein *homme d'armes* (Plur. *hommes d'armes* oder *gens d'armes*). Im 16. Jahrhundert tritt dazu *gens à* oder *de cheval*. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts ist also die Lage grundsätzlich dieselbe wie im 13. Jahrhundert: *chevaucheur* hat sich nicht durchgesetzt, umständliche Ausdrucksweisen bezeichnen den Reiter, es fehlt ein Kollektivabstraktum „die Reiter, die Reiterei". In dieser Situation werden aus dem Italienischen *cavaliere* und *cavalleria* übernommen: nun aber nicht beide Ausdrücke parallel, sondern zunächst das – dem Französischen fehlende – Kollektivabstraktum *cavalleria*, das dann *cavaliere* nach sich zieht, und zwar kommt dieses Wort zugleich auch mit seiner sozialen Bedeutung ins Französische, nämlich „Edelmann", so daß Corneille es viermal an Stelle von *chevalier* setzt.

E. Kohler, *Histoire d'un mot: farandole* (127–138). Der Verfasser führt das südfrz. *farandoulo* (frz. *farandole*) zurück auf *farándula*, das, geprägt von italienischen fahrenden Schauspielern, über Katalonien ins Spanische gekommen sei: das Wort bezeichnet also zunächst eine Truppe fahrender Schauspieler. Mit dem sozialen und künstlerischen Niedergang dieser Truppen werden die Schauspieler zu Possenreißern und Tänzern, und so gelangt *farándula* im Sinne von „Tanz (der ganzen Truppe)" ins Südfranzösische. In diesem

Übergang von ,,Schauspielertruppe" > ,,(bestimmter) Tanz" sieht der Verfasser mit Recht einen schwachen Punkt in seiner Argumentation. – Was die Etymologie angeht, so denkt der Verfasser an ein von italienischen Schauspielern mit germ. f a r a oder f a r a n d - gebildetes Wort, das allerdings bisher nirgends im Italienischen bezeugt ist. (Ob lyonn. *faramâ* hierher gehört, ist zweifelhaft, vgl. meine Ausführungen zu f e r a m e n in VKR XIII S. 129 ff.). – Unter den bisher vorgeschlagenen Etymologien hätte angeführt werden sollen: Gamillscheg *EWFS* S. 406 b *fa + roundello*; Bloch-Wartburg (erste Auflage) I S. 290 a und Spitzer BAR s. II vol. 1 S. 77 Nr. 94: zu *brand* ,,schwingen" (P. Barbier RDR V S. 242 Nr. 734).

H. B a u l i g , *La perche et le sillon: Mots et choses* (139–149), liefert eine ebenso reichhaltige wie aufschlußreiche Zusammenstellung von Ausdrücken, die sich auf Bearbeitung (Pflügen) und Vermessung des Ackers beziehen. Es zeigt sich in den verglichenen Sprachen – im wesentlichen romanische und germanische – ein Parallelismus der Bilder, der Vergleiche und der Bedeutungsentwicklungen, wie er sich häufig in Fachsprachen beobachten läßt.

J. J u d , *Sur l'histoire d'un mot solitaire des Vosges françaises* (*bressan* khtaussain) (151–154). Der Verfasser weiß auch hier durch seine Meisterschaft in der Handhabung der sprachgeographischen Methodik aus einem in La Bresse (Vosges) bezeugten *χtosẽn* ,,Wasser, das vom Dach läuft" < *s t i l l i c ē n u - (für s t i l l i c i d i u m) ein lebendiges Bild zu entwerfen von dem frühen Zusammenhang der Raeto- und Galloromania und von der Romanisierung der Belgica und Germania superior. – Dabei fällt noch eine wichtige Feststellung zu einer in den Lautlehren des Altfranzösischen gewöhnlich verzeichneten Entwicklung von ẹ́ [+ Nasal > ĩ (ṛ a c e m u - > *raisin*) ab (S. 153 Anm. 1): dahingehend, daß hier schon lat. ị nicht ẹ anzusetzen ist.

A. G r i e r a , *Fenyer el pa: amasar el pan* (155–158), bringt eine Interpretation der Karte 811 des *ALC*, d. h. der neben das alte *fenyer* < f i n g e r e getretenen anderen Verben.

A. D u r a f f o u r , *En marge d'un ,,Littré"* (159–162): Neue Wörter bzw. Wortbedeutungen und neue Datierungen aus dem 16. bis 18. Jahrhundert.

Es folgen dann 23 Beiträge, die sich zum allergrößten Teil mit Fragen beschäftigen, die sich um Werke der (vor allem französischen) Literatur des Mittelalters bewegen. Den Abschluß des Bandes bildet ein Beitrag über den abbé Féraud.

A. B u r g e r , *Le fief de Margarit* (163–172). Ausgehend von *Roland* 955–56, untersucht der Verfasser, welches Land wohl als Lehen des Margariz de Sibilie mit ,,tere entre quascaz marine" gemeint sei. Der Verfasser liest an dieser Stelle ,,entres quad almarie", so daß hier ein in den *Chansons de geste* häufiger Name *Aumarie* vorläge, eine reiche Stadt, welche die Dichter der *Chansons* offenbar in Afrika situieren. Der Verfasser zeigt, daß dieses *Aumarie* El-Mahdîya, daß *Sibilie* (nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, Sevilla, sondern) Zawîla und daß *Afrique* in diesem Zusammenhang das arab. Ifrîkîya, d. h. Tunesien ist. El-Mahdîya hat in den kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen Christen und Arabern in der damaligen Zeit eine große Rolle gespielt. Vor den Angriffen der sizilianischen Normannen wurde die reiche Hafenstadt Nordafrikas

1087 von den Pisanern und Genuesen genommen. Dies dürfte dem Dichter des *Roland* nicht unbekannt gewesen sein. Daß Margariz, der Herr von Aumarie und Sibilie, im *Roland* ganz besonders gut wegkommt, könnte sich, wie der Verfasser ausführt, aus den guten Beziehungen des Temim von El-Mahdîya und Roger I. erklären. Es ergibt sich aus diesen Darlegungen zugleich das Jahr 1087 ein terminus post quem für die Abfassung des *Roland*. Aus dem Vergleich der beiden Texte sucht der Verfasser zu erweisen, daß Turold das *Carmen de victoria Pisanorum* gekannt habe.

P. Aebischer, *Pour la défense et l'illustration de l'épisode de Baligant* (173–182). In der umstrittenen Frage nach der Ursprünglichkeit der Baligant-Episode im Rolandslied hat Hoepffner sich für die Nichtursprünglichkeit dieser tausend Verse umfassenden Episode entschieden. Der Verfasser teilt diese Meinung Hoepffners nicht. Er betrachtet die Baligant-Episode als Höhepunkt der logischen Struktur des Liedes und notwendiges Glied einer Proportion, in der das Verhältnis Rolands zu Karl dem Marsiles zu Baligant entspricht und in der sich jeweils für den Lehensherren (Karl und Baligant) dieselben Verpflichtungen gegenüber dem in Not befindlichen Vasallen ergeben.

H. Grégoire, *Imphe, la ville d'Amphion en terre d'Epire* (183 bis 190). Der Verfasser, der sich in verschiedenen Veröffentlichungen mit dem Einfluß der Normannenunternehmungen und der Kreuzzüge auf die *Chansons de geste* beschäftigt hat, sieht in den Versen 3994 ff. des *Roland* eine Anspielung auf die in Durazzo 1084/85 eingeschlossene normannische Besatzung. Während *Bire* = Epire klar zu sein scheint, ist *Imphe*, womit also Dyrrachium-Durazzo gemeint sein muß, dunkel. *Imphe* erklärt der Verfasser als durch die Rücksicht auf die Assonanz verändertes *Aimphe* und dieses aus Amphion, dessen Name durch allerlei Irrtümer und Verwechslungen, die der Verfasser wahrscheinlich macht, als Name der Stadt Dyrrachium-Durazzo verstanden wurde.

A. Fuchs, *Du climat moral dans la Chanson de Roland* (191 bis 193), sieht im *Roland* ein Denkmal französischen Kultur- und Vaterlandsbewußtseins: *France la douce* ist ihm höchster Ausdruck des „climat moral" der *Chanson de Roland*.

R. R. Bezzola, *De Roland à Raoul de Cambrai* (195–213), gibt eine gelungene Analyse der inneren Entwicklung der *Chansons de geste* unter dem Einfluß der Zeitsituation. Der Verfasser zeigt, wie trotz Zurücktreten der Individualität des Autors, trotz Beobachtung der Gattung, dennoch die politische und gesellschaftliche Lage der Zeit, in welcher der Autor schreibt, mehr und mehr Einfluß gewinnt auf die *Chansons* und eine Verschiedenheit der Grundauffassung, der Komposition und des Stiles möglich wird, die sich vom *Roland* bis zum *Raoul de Cambrai* deutlich machen läßt. Die neuen Kräfte der aufstrebenden mittelalterlichen Gesellschaft, die sich bildende französische Nation, sich herauslösend aus dem universellen Konzept des Reiches, vor dem Hintergrund des großen Kampfes zweier Welten, des Christentums und des Islam, das ist die Welt des *Roland* – aber nicht mehr die französische Situation zur Zeit der Abfassung des Liedes. In der *Chanson de Guillaume* fehlt das klassische Maß des *Roland*. Hier ist der Kreis viel enger: an die

Stelle des Reiches Karls d. Gr. ist die mächtige Feudalfamilie getreten, um deren Waffenruhm es geht gegenüber einem unfähigen, tatenlosen König. Der Kaiser und seine Paladine als eine Einheit verteidigen im *Roland* das Reich: im *Guillaume* ist eine Feudalfamilie allein im Kampf für die Verteidigung des Reiches. Kampf einer idealen Ordnung gegen anarchische Mächte ist auch Grundlage der ganzen gelockerten Struktur; das zeigt sich auch im *Couronnement Louis*. Schließlich löst sich auch noch der Gedanke an eine ideale Ordnung auf, und nur noch den Kampf der entfesselten Instinkte zeigen *Raoul de Cambrai*, *Garin de Lorrain*, *Renaut de Montauban*. Kaiser- und Reichsgedanke im *Roland* – ideale Ordnung und anarchische Mächte im *Guillaume* – nur noch anarchische Mächte im *Raoul:* der Verfasser vergleicht diesen Weg mit der Entwicklung Klassik – Romantik – Realismus. Im *Raoul* geht der Streit um ein Lehen und endet auf Kosten einer schwachen Zentralgewalt. Grundthema ist der Zusammenbruch der zentralen politischen Macht. Als das sehr wichtige Neue im *Raoul* hebt der Verfasser die Entdeckung des freien Individuums hervor, das in sich selber gewisse moralische Kräfte spürt, die die Grenzen seiner Freiheit bestimmen. Hier erscheint neben den bisher bekannten Personen aus einem Stück das Individuum mit innerer Problematik und inneren Kämpfen, wie der Verfasser an Bernier und Raoul zeigt.

I. Arnold et H. Lucas, *Le personnage de Gormont dans la Chanson de Gormont et Isembart* (215–226), nehmen die Frage der Persönlichkeit des Gormont wieder auf. Zugrunde liegt der Normanneneinfall von 880/81. Am 3. 8. 881 werden die Normannen von Ludwig III. bei Saucourt-en-Vimeu geschlagen. Dieser Ludwig III. ist also König Louis der *Chanson*. Zwei verschiedene Legenden haben sich nach Ansicht der Verfasser vermischt: eine französische, die sich an die Zerstörung des Klosters St. Riquier am 2. 2. 881 anschließt, wobei Führer der Normannen ein Guermont, Guarmont (< Vermundr, Wermund, Waramund) war, und eine englische Legende von einem Angelnkönig Garmund – Wermund – Gormund, der wiederum mit einem Guthormr oder mit dem Sachsen Cuthwin verwechselt wurde (wodurch sich die Cirencestre-Episode erklärt). – Zur Bibliographie noch ZRPh. LXIII (1940) S. 431 ff., LXVII (1951) S. 106/07, E. v. Richthofen, *Studien zur romanischen Heldensage des Mittelalters*, Halle 1944, S. 66/67.

R. Sherman Loomis, *Two Cruces in the Text of Chrétien de Troyes* (227–235), nimmt die Frage nach der Herkunft des Namens von Enides Vater im *Erec* 6896, Liconanz (Licoranz), wieder auf, wofür das Ms. A *lecon uials* hat. Der Verfasser zeigt, daß der Name bei Chrétien (Mss. H, B, C) entstanden ist aus dem als Eigennamen aufgefaßten *li cons vials*. Der Walliser Autor hat das als *li cons niuls* gelesen und daraus den Eigennamen Nywl gemacht. Damit hätten also Chrétien und der Walliser Autor aus einer gemeinsamen französischen Quelle geschöpft. – Der zweite Name, mit dem der Verfasser sich beschäftigt, ist Valdone: *li destroit Valdone* gibt Parceval als seine Heimat an (298). Der Verfasser tritt für die bereits von Brugger geäußerte Meinung ein, daß es sich hier um Snowdon handelt. Wir müssen annehmen, daß Chrétien *li destroit desnaudone* geschrieben hat (wenn das Ms. von Herald's College auch

descaudone hat). – Zum Schluß bespricht der Verfasser die Quellen, aus denen Chrétien seine Kenntnisse der südenglischen Geographie und Topographie geschöpft haben kann.

A. Micha, „*Enéas*“ *et* „*Cligès*“ (237–243), untersucht den Einfluß des Eneasromans auf *Cligès*, den er nicht nur in einigen äußerlichen Reminiszenzen sieht, sondern auch in der Benutzung und Entwicklung mancher Grundthemen.

J. Fourquet, *Les noms propres du* „*Parzival*“ (245–260). Der Verfasser, der 1948 eine Dissertation über *Wolfram d'Eschenbach et le Conte del Graal* veröffentlicht hat, unternimmt es, aus einem umfangreichen Vergleich der Eigennamen bei Wolfram und Chrétien Schlüsse zu ziehen auf die Entwicklung von W.s Werk. Er vergleicht die Eigennamen in W.s *Parzival* mit den allgemeinen Benennungen bei Chrétien (Mutter, Fischerkönig usw.). Woher hat W. die überraschende Fülle seiner Eigennamen bezogen? Der Verfasser stellt zunächst aus Chrétien und aus W. Eigennamen gegenüber, deren Beziehungen klar sind. Nach der Besprechung dieser klaren Fälle geht der Verfasser auf solche Namen ein, bei denen die Beziehung von Namen und Benanntem von W. selber stammt. Bei der Suche nach Eigennamen spielt für W. der *Erec* Hartmanns als Quelle eine wichtige Rolle. W. sucht Hartmann in der Namengebung noch zu übertreffen: er nimmt sie überall her, vertauscht, zerlegt, setzt zusammen. Der Verfasser unterscheidet drei Stufen der Entwicklung bei W.: Zunächst entnimmt er Eigennamen als Ausschmückung aus Hartmanns *Erec*, dann dienen ihm die Eigennamen zur Charakterisierung des Glanzes der fremden höfischen Atmosphäre, schließlich betreibt W. die möglichste Vermehrung der Eigennamen geradezu als Selbstzweck.

C. Brunel, „*La Loba*“ *célébrée par les troubadours Peire Vidal et Raimon de Miraval* (261–264), zeigt, daß *Loba* kein *senhal*, sondern ein Eigenname ist. – Zu der in Ausdeutung des Namens *Loba* von P. V. erzählten Geschichte vgl. jetzt K. Heisig in Romanistisches Jahrbuch III (1950) S. 526–528.

A. Jeanroy, *Le vœu du Gascon* (*à propos d'un vers de Peirol*) (265–267), klärt eine Wendung in einem Gedicht Peirols, wo der Dichter den Kaiser Friedrich II., der seine feierlichen Versprechen nicht hält, mit einem gewissen Gaskogner vergleicht, der Gott in der Not alles verspricht und nach der Rettung nichts hält. Diese Wendung geht zurück, wie der Verfasser zeigt, auf eines der vielen Exempla. Von dem, das für die Erklärung des Verses bei Peirol in Betracht kommt, weist der Verfasser vier Fassungen nach, wovon allerdings nur eine den Wortbrüchigen als Gaskogner bezeichnet, wie es Peirol tut.

J. Frappier, *L'*„*Institution*“ *de Lancelot dans le* „*Lancelot en prose*“ (269–278). Der Verfasser stellt fest, daß der Autor des Prosaromans *Lancelot* die Erziehung seines Helden bei der Dame du Lac in einer Form darstellt, die weit über das hinausgeht, was seine Vorgänger über die Jugend und Erziehung ihrer Helden berichten. Im Vergleich zu seiner Vorlage, die wir durch den *Lanzelet* von Ulrich von Zatzikhoven kennen, zeigt sich der Autor schöpferisch. Der junge L. wird höfisch erzogen, aber, was sich schon bei Chrétien zeigt, wird hier noch deutlicher: die Erziehung zum Ritter trennt

sich entschieden von der „intellektuellen" Erziehung: Körper, Herz und Urteil werden erzogen, aber das rein geistige Gepäck des Zöglings ist mehr als leicht. Die ganze Pädagogik bei der Dame du Lac zielt auf die Herstellung eines inneren Gleichgewichts ohne äußere Strenge ab.

P. Imbs, *La journée dans „La Queste del Saint Graal" et „La Mort le roi Artu"* (279–293), stellt einen grundlegenden Unterschied in der Auffassung und Darstellung der Tageszeiten und der Nacht in den beiden Werken fest. In der *Queste* wird die Zeit ganz in Beziehung zum Menschen gesehen, es besteht ein Parallelismus zwischen dem menschlichen Leben und Handeln und dem Ablauf von Tag und Nacht, dabei sind die Tageszeiten religiös bestimmt. In der *Mort Artu* wird die Zeit „modern" aufgefaßt, sie ist Anhaltspunkt, Einteilung, günstige oder ungünstige Bedingung. In der *Mort Artu* fehlt die Verbindung der Tageszeit mit der Frömmigkeit: die Ritter der *Mort Artu* sind Tatmenschen keine Kontemplativen. Aus dieser so grundlegend verschiedenen Auffassung der Zeit zieht der Verfasser den Schluß, daß die Annahme eines einzigen Autors für beide Werke abzulehnen ist.

E. Vinaver, *La genèse de la „Suite du Merlin"* (295–300). Der Verfasser fragt sich, ob die Ablehnung der *Suite du Merlin* als Kunstwerk aus ästhetischen Gründen, wie sie durch Gaston Paris in seiner Ausgabe erfolgt ist, wirklich berechtigt sei, oder ob hier nicht vielmehr ein Unverständnis bei uns vorliege für eine Literatur, die dem 13. Jahrhundert einst gefiel. Die *Suite du Merlin*, so führt der Verfasser aus, ist entstanden aus der Unbrauchbarkeit der *Estoire de Merlin* für ihren eigentlichen Zweck, nämlich den *Merlin* von Robert de Boron in den Zyklus *Lancelot – Graal* einzuordnen. Das erklärt vollauf seinen auf den ersten Blick unzusammenhängenden Charakter. Ein neues 1945 vom Verfasser aufgefundenes Ms. zeigt, daß die *Suite du Merlin* zwei aufeinanderfolgende Umarbeitungen durchgemacht hat. Die erste Fassung hat Malory benutzt. Aus der ersten Umarbeitung der von Malory benutzten ersten Fassung ist das neu aufgefundene Cambridger Ms. (Dent) hervorgegangen. Die zweite Umarbeitung ist uns im Ms. Huth und in der span. *Demanda del Sancto Grial* überliefert.

J. Orr, *Une source du Roman de la Violette* (301–306). Gerbert de Montreuil hat für seinen *Roman de la Violette* nachgewiesenermaßen besonders aus zwei Werken von Jehan Renart geschöpft: aus dem *Roman de la Rose* (*Guillaume de Dôle*) und aus dem *Escoufle*. Es fragt sich, wie der Autor sich zu einem dritten Werke J. R.s verhalten hat, nämlich zum *Lai de l'Ombre*. Der Verfasser zeigt, daß vor allem der Prolog des Lai und die Hauptszene benutzt wurden, in der der Ritter die Dame von seiner Liebe zu überzeugen sucht.

F. Lecoy, *„Le Jeu des Echecs" d'Engreban d'Arras* (307–312), veröffentlicht das Ms. 25–566 (Fonds français) der Bibl. Nat., ein pikardisches Werk (*Li Jus des esqués*) eines uns sonst unbekannten Autors, der wohl den bürgerlichen Dichterkreisen von Arras angehörte. Das Werk stammt aus dem Ende des 13. Jahrhunderts. Es gehört zu den moralisierenden Darstellungen des Schachspieles.

L. F. Benedetto, *L'art de Marco Polo* (313–326), sieht den

Wert des Buches Marco Polos darin, daß aus ihm wirklich die Seele eines Entdeckers spricht. Es ist ein Buch der Bewunderung und Begeisterung für Asien. Der Verfasser ist überzeugt, daß dem Buche Marco Polos ein Ehrenplatz in der Literatur zukommen wird. Es bedeutet ihm eine der mächtigsten Synthesen, die uns das Mittelalter hinterlassen hat, und zwar eine irdisch-diesseitige Synthese, die man den Synthesen des theologisch-philosophischen Mittelalters zur Seite stellen könne, der *Summa* und der *Divina Commedia*. Der Verfasser bedauert, daß man sich durch die unpersönliche Form der Darstellung dazu habe verleiten lassen, die Person Marco Polos von seinem Buch zu trennen. Er nimmt Stellung gegen die Meinung, daß der Autor des Buches, dessen Held Marco Polo ist, gar nicht in Asien gewesen sei. Die Schwierigkeit der Herstellung des Originaltextes (das Original des Buches ist verloren) hat zu allerlei Entstellungen geführt. Zum Schluß erörtert der Verfasser noch die Frage des Anteiles, den Rustichello an dem Buche hat.

E. Faral, *Le Roman de la fleur de lis de Guillaume de Digulleville* (327–338). Der Roman schildert in Form einer Vision die Geschichte des Wappens der Könige von Frankreich. Der Verfasser weist auf das zeitgeschichtliche Interesse dieses Werkes hin und zeigt sehr schön, wie dieser Roman aus dem geschichtlichen Augenblick und aus dem Denken der Zeit heraus zu deuten und zu verstehen ist.

P. Renucci, *Pétrarque et l'averroïsme de son temps* (339–346). Petrarca greift in *De ignorantia* vier Gegner an, die ihm Unwissenheit vorgeworfen hatten. P. entgegnet ihnen, daß sie – abgesehen von der menschlichen Schlechtigkeit ihres Vorgehens – Anhänger einer Lehre seien, die des Irrtums und der Gottlosigkeit verdächtig ist. Mit diesem Vorwurf des Averroismus beschäftigt sich der Verfasser. Als P. in *De ignorantia* gegen den Averroismus Stellung nimmt, so führt der Verfasser aus, hat der A. in Italien schon eine vereinfachte Form angenommen als eine verbreitete Lehre (besonders bei der ghibellinischen Partei). Aus der Gegenüberstellung der Lehre des Ibn Roschd und der Argumentation P.s zeigt der Verfasser, daß P. von aristotelischer Philosophie nichts verstand. Er liebt Aristoteles aus sprachästhetischen Gründen nicht. *De ignorantia* ist eine Schrift, die hinter der Zeit um ein Jahrhundert zurück ist: indem er für den rechten Glauben eintritt, ignoriert P. völlig Thomas. Somit haben seine vier Gegner mit dem Vorwurf der Unwissenheit nicht so ganz unrecht.

R. Bossuat, *Jean Gerson et la moralité „Du cœur et des cinq Sens"* (347–360), bespricht die Petit de Julleville noch entgangenen Mss. dieses Werkes von Gerson. Der Verfasser hält die *moralité* wegen ihrer Unzulänglichkeit in Form und Gehalt für eine literarische Übung Gersons während seiner Studien am Collège de Navarre, so daß die Abfassung zwischen 1377 und 1383 fällt. Das Werk trägt dazu bei, uns über das Schultheater am Ende des 14. und Anfang des 15. Jahrhunderts zu unterrichten.

G. Lote, *Quelques remarques sur „l'Art de Dictier" d'Eustache Deschamps* (361–367), führt aus, daß das Werk Deschamps' hervorgegangen ist aus der mündlichen Unterweisung durch Guillaume de Machaut. Der Verfasser untersucht im einzelnen die Unvollkommenheiten und Schwächen des Werkes, auf die Hoepffner selber

in seiner Ausgabe der Werke D.s schon hingewiesen hatte. Das Ergebnis der Untersuchung ist, daß nicht nur D., sondern überhaupt die Metriker des 14./15. Jahrhunderts schlechte Lehrer der metrischen Kunst waren.

K. Sneyders de Vogel, *Une œuvre inconnue de Christine de Pisan* (369–370), stellt fest, daß wir zweifellos nicht alle Werke von Chr. d. P. besitzen. Den Titel eines nicht erhaltenen Werkes hat er in dem Ms. des *Livre de la Paix* gefunden, nämlich *L'Avision du Coq*; Chr. hat es in der Fastenzeit 1413 dem Dauphin Louis (dem Sohn Karls VI.) überreicht. Auch das *Livre du Corps de policie* hat sie für den Dauphin geschrieben.

L.-F. Flutre, *Mathieu Grenet de Béthune, religieux, chroniqueur et pèlerin de Rome en l'an 1500* (371–379). Ein Ms. der Stadtbibliothek von Lyon, von der Hand des Autors, enthält seine Werke. Es handelt sich dabei im wesentlichen um historische Darstellungen, die ohne Interesse sind. Eine gewisse Originalität haben die Blätter 256 und 257 des Ms., auf denen der Autor seinen Reiseweg von Flandern nach Rom beschreibt, wohin er 1500 reiste. Von den drei möglichen Wegen hat der Autor den von Lyon, über den Mont Cenis, durch Piemont, über Parma, Bologna und Florenz gewählt.

A. Brun, *Un provençaliste au XVIIIe siècle, l'abbé Féraud* (381 bis 387). Aus einer Bemerkung seines Mitbürgers Casimir Rostan wissen wir, daß der abbé Féraud, den wir als französischen Lexikographen kennen, sich mit einer Abhandlung über die provenzalische Sprache beschäftigt hat. Leider wurden seine Mss. nach seinem Tode völlig zerstreut. Von seinen nachgelassenen Aufzeichnungen sind schließlich drei wiedergefunden worden. Von diesen handelt der Verfasser. Es stellt sich heraus, daß der abbé Féraud neben seinen Arbeiten am *Dictionnaire critique*, den er vervollständigen wollte, an einem provenzalischen Wörterbuch gearbeitet hat, wovon in der Bibliothek von Marseille eine Art Plan vorhanden ist. Weiterhin hat er einen *Essai de grammaire et de glossaire* verfaßt. Der Verfasser bespricht diese beiden Mss., Inhalt, Arbeitsweise des Autors. Sein Wörterbuch ist im wesentlichen als eine kritische Umarbeitung des Wörterbuches von Achard angelegt. Sein *Essai* enthält eine Grammatik und eine Textsammlung, aber kein Glossar. Féraud versucht, das Provenzalische mit anderen südromanischen Sprachen in Verbindung zu bringen (Spanisch und Italienisch). Es ist das wohl die erste komparative Phonetik und Morphologie auf romanischem Gebiet.

Olaf Deutschmann

Carl Darling Buck, *A Dictionary of selected synonyms in the principal indo-europian languages*. Chicago, The University of Chicago Press, 1949. XX + 1515 S.

Mit der Publikation dieses gewichtigen Bandes gelangt eine alte Hoffnung zur Erfüllung. Seit etwa zwanzig Jahren verfolgten Kollegen und Freunde des Altmeisters in Indogermanistik seine nie erlahmenden Bemühungen um die Schaffung eines indogermanischen Synonymenwörterbuchs. Jeden, der mit Buck in Berührung kam, zog die Problematik eines solchen Werkes an, und jeder, der mit der Arbeitsklause in Harpers Library in Berührung kam, lernte dessen Be-

deutung verstehen und schätzen. Es bedeutet sicher diesen allen eine besondere Genugtuung, daß nun dieses Werk zu einem so schönen Abschluß gekommen ist.

Das Werk ist in die nun immer länger und bedeutender werdende Reihe der Bemühungen einzuordnen, die von der Überzeugung ausgehen, daß statt der alphabetischen eine sachliche Anordnung des lexikalischen Materials zum führenden Prinzip in der Erforschung des Wortschatzes erhoben werden müsse. In einer Einführung, die jeder lexikologisch Interessierte lesen möchte, hat Buck die Gründe dargelegt, die ihn zu einer solchen Konzeption geführt haben. Wie nahe seine Gedankengänge denen des Rezensenten stehen, ist jedem klar, der des letztern Äußerungen zu diesen Fragen zur Kenntnis genommen hat. Es ist daher nicht nötig, diese Übereinstimmung hier noch ausdrücklich zu betonen. Bucks Einleitung gibt ein fesselndes Bild von der Vielseitigkeit der Problematik dieser Arbeitsweise, von den Nuancen, welche je nach dem Standpunkt des Betrachters entstehen.

Buck hat in seinem Werk ungefähr tausend Begriffe behandelt und für jeden die hervorstechendsten Ausdrücke in den verschiedenen Sprachen zusammengestellt. Auf die entsprechende Tabelle folgen kurzgefaßte etymologische Bemerkungen, deren wichtigster Sinn ist, zu zeigen, aus was für Vorstellungen heraus die verschiedenen Völker ihre entsprechenden Wörter gewonnen haben. Bucks Verdienst beruht naturgemäß nicht in der Aufstellung neuer Etymologien, sondern in der Auswertung der bisher erarbeiteten für die Erkenntnis der Mentalität der Völker und ihre Geistesgeschichte. In diesem Sinne kann man den Wert des Buches nicht hoch genug einschätzen. Für alle diejenigen, die sich um die Erforschung des Wortschatzes auch nur einer indogermanischen Sprache bemühen, ist das Buch von wegweisender Bedeutung, und wäre es auch nur um der zahlreichen semantischen Parallelen willen, die er hier vereinigt findet und die ihm manchmal Wegweiser werden können.

Nicht berücksichtigt hat Buck die Begriffe, die nur einer beschränkten Zeit oder einem bestimmten Landesteil angehören, ferner auch nicht das Gewimmel der neben und zwischen den Hauptbegriffen lebenden, manchmal flüchtig auftauchenden und wieder vergehenden Nebenbegriffe (Trabantenwörter). Sie mitzuerfassen hätte nicht nur die Möglichkeiten eines Lebens, sondern auch den Rahmen einer so geschlossen gedachten Publikation gesprengt. Man muß sich aber dessen bewußt bleiben, wie die Ersatzwörter für die Hauptbegriffe recht oft aus dieser Sphäre herkommen. Wenn die Hauptbegriffe verglichen werden können mit den Blöcken, aus denen man eine Mauer aufführt, so sind die Nebenbegriffe wie der Sand, der als Mörtel jene groben Steine zur tragfähigen Mauer bindet. Darauf wird eine weitere Forschung immer achten müssen.

Die von Buck gegebenen Ausdrücke können natürlich nur die Schriftsprachen und auch hier nur eine ganz beschränkte Auswahl geben, die vor allem das heute als normaler, affektloser Terminus gebräuchliche Wort zu berücksichtigen hatte. Auch in diesem Punkte hätte ein ehrgeizigerer Plan die Vollendung des Werkes verunmöglicht. Nur mit dieser weisen Beschränkung war er durchführbar. Um so verantwortungsvoller war die Information. Eine Lektüre weiter Teile hat dem Rezensenten gezeigt, daß bei allen ihm bekannten Sprachen

sozusagen durchwegs das am schärfsten treffende Wort gegeben wird. Buck hat in der Tat eine sehr große Anzahl von Gewährsmännern, die den verschiedensten Sprachen angehören, konsultiert und auch oft die Angaben mit denen anderer konfrontiert.

Zu jedem der einzelnen Artikel könnte natürlich jeder Vertreter einer Einzeldisziplin einen langen Kommentar schreiben, der die Situation in der von ihm studierten Sprachgruppe ausführlich darlegen würde. Aber das kann nicht der Sinn einer Rezension sein. Es sollen daher nur noch wenige Bemerkungen folgen, die sich auf Allgemeineres beziehen oder Kleinigkeiten berichtigen. Buck hat meist auf die Herausarbeitung der urtümlichen Verhältnisse große Sorgfalt verwendet; man lese z. B. den ersten Artikel über „Welt". Man ist daher erstaunt, keine Bemerkung zu finden z. B. über die alte indogermanische Doppelbenennung des Wassers, je nachdem es als göttlich belebtes Wesen aufgefaßt wurde (aqua) oder aber als bloße Materie (griech. *ὕδωρ*). Die Darstellung der Herkunft von frz. *bois* (S. 47) entspricht nicht der nun doch seit bald dreißig Jahren herrschenden Auffassung. Beim Blitz wäre hervorzuheben gewesen, daß die Ausdrücke öfters von der Marine her Eingang ins Landesinnere finden. Bei rumän. *zăpadă* wäre noch darauf hinzuweisen gewesen, daß das Begriffliche, nämlich daß der Schnee als etwas Herunterfallendes bezeichnet wird, wie Pușcariu nachgewiesen hat, vom Albanischen her kommt. S. 82: die Entwicklung von *femina* zur Bedeutung „Frau" ist nur französisch, nicht auch italienisch. Und so weiter. Die Überwachung des Druckes ist ausgezeichnet geführt worden. Es erscheint etwa einmal ital. *oscurita* statt *oscurità*, lat. *lavere* statt *lavare*. Aber solche Dinge lassen sich leicht korrigieren.

Gerne hätte man nicht nur ein alphabetisches Begriffsverzeichnis, sondern auch ein Verzeichnis der besprochenen Wörter gehabt. Aber das hätte den Band um mehrere hundert Seiten umfangreicher gemacht. Wenn aber einer der ehemaligen Schüler von Buck sich dieses Desideratums annehmen und nachträglich ein solches Register geben wollte, so könnte er sich ein großes Verdienst um das Werk seines so allseitig verehrten Meisters und um die Sprachwissenschaft überhaupt erwerben. W.

Einar Löfstedt, *Coniectanea; Untersuchungen auf dem Gebiete der antiken und mittelalterlichen Latinität*. Erste Reihe. Uppsala-Stockholm 1950. 146 S.

Dieses Buch ist aus dem Streben des Verfassers hervorgegangen, eine Anzahl umstrittener Textstellen zu klären und die richtige Lesart und Interpretation herauszuarbeiten. Wie das bei der Eindringlichkeit von Löfstedts Arbeitsweise und bei der unvergleichlichen Weite seines Blicks nicht anders zu erwarten war, ist aus jeder dieser Erörterungen ein eigentlicher Aufsatz geworden, in dem nach vorwärts und nach rückwärts breite Streiflichter geworfen werden. Die Fruchtbarkeit einer Betrachtungsweise, die das Spätlatein einbezieht und fast zum Brennpunkt der Forschung macht, ist uns ja seit vier Jahrzehnten dank der genialen Arbeiten Löfstedts und der von ihm inspirierten, so überaus erfolgreichen schwedischen Schule vertraut. Hier geht nun Löfstedt noch weiter und zieht auch noch das Mittellatein der ersten Jahrhunderte des Mittelalters heran. In diesem Latein

steckt ja noch so viel lebendige Sprache, wenn auch die Dosierung toter Tradition und wirklicher Sprache sich dauernd verschiebt. Aus Löfstedts Buch ergibt sich klar, wieviel weiter pulsierendes Leben auch aus diesen Dokumenten noch spricht. W.

Wörterbuch der deutschen Pflanzennamen, mit Unterstützung der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin bearbeitet von Heinrich Marzell, unter Mitwirkung von Wilhelm Wißmann. Leipzig, S. Hirzel, 1951. Lieferung 10.

Es ist im höchsten Maß erfreulich, daß dieses hervorragende Werk, dessen erster Band (Abelia – Cytisus) 1943 fertig geworden ist, nun sein Erscheinen wieder hat aufnehmen können. Die gegenwärtige Lieferung, von Daboecia bis Draba gehend, ist wieder dem Zusammenwirken von zwei Gelehrten zu verdanken, die schon bisher die außergewöhnliche Qualität des Werkes gewährleisteten. Marzell schüttet in wohlgeordneter Folge die überreichen Schätze seiner Sammlungen von Namen aus, von denen nur, wer selber sich mit solchen Dingen zu beschäftigen hat, ermessen kann, welche Sachkenntnis nötig ist, um überall richtig zu identifizieren. Wißmann deutet diese Namen etymologisch, stellt ihren Ursprung fest und verfolgt ihre vielfältigen Umwandlungen im Laufe der Zeiten. Es sind Meisterstücke etymologischer Forschung und Darstellung, die den interessierten Kreisen hier geboten werden. Man lese hier etwa die Ausführungen über die Namen von der Gruppe *Seidelbast* und über *Möhre*. Neues hat der Romanist im Bereich der in dieser Lieferung behandelten Pflanzen nichts beizusteuern, aber er wird sich über sehr vieles gerne belehren lassen. In diesem Sinne seien besonders die Artikel zu den Namen der Nelke empfohlen.

Die Wiederaufnahme dieser Publikation ist ein eindrucksvolles Zeugnis dafür, daß heute, wenigstens auf wissenschaftlichem Boden, wieder fruchtbarste Zusammenarbeit zwischen West- und Ostdeutschland geleistet wird. Der mit soviel Weitsicht die Forschung fördernden Deutschen Akademie gebührt der wärmste Dank dafür, daß sie durch ihre Mithilfe diese Publikation wieder gesichert hat. W.

Charles Théodore Gossen, *Petite Grammaire de l'Ancien Picard. Phonétique – Morphologie – Syntaxe – Anthologie et Glossaire.* Paris, Librairie C. Klincksieck, 1951.

Es ist erfreulich, daß der durch seine Dissertation „Die Pikardie als Sprachlandschaft des Mittelalters" (Biel, 1942) bestens bekannte, ausgezeichnete Kenner der altpikardischen Dialekte sich entschlossen hat, uns eine altpikardische Grammatik zu geben. G. bringt durch seine Vertrautheit mit der pikardischen Kanzleisprache des 13. Jh. die notwendigen Voraussetzungen mit, um die literarischen Denkmäler auf ihren pik. Gehalt hin zu prüfen und auswerten zu können. Die vorliegende Arbeit kommt einem wirklichen Bedürfnis entgegen; jeder Benützer von G.s Dissertation hegt unwillkürlich den Wunsch, neben der trockenen Kanzleisprache, die zweifellos eigenen Gesetzen gehorcht, auch über die Sprache der literarischen Werke jener Landschaft unterrichtet zu werden, eine Sprache, die im 13. und 14. Jh. eine so gefährliche Rivalin für die franzische Hofsprache darstellte.

Hierzu gesellt sich das Problem Dialekt – Schriftsprache, um das seit der Arbeit von Gertrud Wacker die Diskussion nie mehr ganz ge-

ruht hat. Auch in dieser Beziehung ist durch die Arbeit von G. ein wesentlicher Beitrag geleistet worden; denn auf S. 32 stellt der Verfasser eindeutig fest, daß „une scripta [1] – de chancellerie ou littéraire – n'est jamais le miroir de la langue parlée. Elle est le produit artificiel d'une certaine couche sociale. Il est hors de doute que les scribes du moyen âge ne connaissaient pas seulement leur propre dialecte. Ils auront ressenti le besoin de normaliser la langue écrite, de la placer, pour ainsi dire, dans un cadre plus vaste. La scripta du domaine d'oïl possède un fonds commun. C'est sur ce fonds que se greffent les traits régionaux, locaux et même individuels et créent ainsi les traditions graphiques que nous appelons normande, picarde, wallone ou lorraine. Ces scriptae régionales se perdront vers la fin du XIVe s., vaincues par le francien, langue de la Cour. En conclusion, nous croyons pouvoir affirmer qu'aux XIIIe et XIVe s. il existe une scripta franco-picarde de caractère composite – nous hésitons à parler d'une koinê – qu'emploient les auteurs et scribes picards. Cette scripta influence pendant un certain temps les scriptae voisines. On trouve, p. ex., des picardismes dans les textes wallons, champenois, et même parisiens, tels que le Livre des métiers d'Estienne Boileau . . .". Im Hinblick auf diesen hybriden Charakter der pik. Schriftsprache wendet sich der Verf. mit Recht gegen die Tendenz, bei der Herausgabe von Werken diese Sprache „pikardisieren" zu wollen (wie dies z. B. von Adolf Tobler bei der Herausgabe des *Dis dou vrai aniel* und von H. Suchier bei *Aucassin et Nicolette* geschehen ist). G. geht sogar so weit, daß er solche Ausgaben für seine kleine pik. Anthologie wieder „depikardisiert" hat und nur die von den Manuskripten gebotenen Formen berücksichtigt. Auf diese Weise gelangt tatsächlich in der *Petite Grammaire de l'ancien picard* einzig und allein das pikardische Element der franzisch-pikardischen Schriftsprache zur Darstellung, und nicht etwa der pikardische Dialekt des Mittelalters.

Untersucht werden unter diesem Aspekt die Phonetik, die Morphologie, die Syntax und einige Probleme der pik. Sprachgeographie, wobei mit Recht nur über jene Züge gehandelt wird, welche vom Franzischen abweichen. Im folgenden ist es uns ganz unmöglich, den ungeheuren Reichtum auch nur anzudeuten, den diese sog. *Petite Grammaire* birgt, und wir müssen uns damit begnügen, das Allerwichtigste davon zu unterstreichen. – So stellt der Verf. S. 40 eindeutig fest, daß am Ende des 13. Jh. *ai* auch im Pik. *ę* ausgesprochen wurde. – Auf S. 41 gelangt der Verf. zu einer noch nie vorher, nicht einmal in seiner Diss. S. 141, formulierten Erkenntnis, nämlich daß im Mittelalter die pik. Kanzleisprache in bezug auf das Suffix -ATICU in eine südwestliche Zone *-age* und eine nordöstliche Zone *-aige* getrennt war. Hingegen kommt auch G. zu keinem eindeutigen Schluß hinsichtlich des Lautwertes von *-aige,* besonders infolge der verwirrenden Verhältnisse in den pik. Dichtwerken. Die Assonanzen bei *Huon de Bordeaux* und die Reime im *Roman de la Violette* und *Chevalier as deus espees* scheinen auf eine einfache Graphie zu deuten, wogegen Reime wie *outrage : ai je* (Adam le Bossu, Jeu de Robin et Marion), *folage : sai je* (Adam le Bossu, Les Partures Adam), *naufraige : ferai ge, donrai ge : couraige* usw. (Molinet, Faicts et Dicts) zu widersprechen scheinen, so daß auch G. außer-

[1] Mit L. Remacle, Le problème de l'ancien wallon, Liège, 1948, gibt G. mit *scripta* den deutschen Ausdruck *Schriftsprache* wieder.

stande ist, die von Remacle, op. cit., 44–45, aufgeworfene Frage zu beantworten, ob die modern-pik. Formen *-ęžə*, *-ęǧə* (ALF 1395 village) alt seien oder nicht. – Auf S. 46 gelangt der Verf. zu einem ersten wichtigen Teilresultat seiner Untersuchungen. Es betrifft dies Ĕ] > pik. *e*, *ie*. Der Diphthong ist nach den Urkunden auf die Kirchenprovinz Cambrai beschränkt. In der Diözese Arras hingegen herrschen verwirrte Verhältnisse: Arras selbst kennt nur *e*, während im Doullenais die Punkte Luchon und Gros-Tison wieder häufig *ie* aufweisen. Im Artois war *ie* offenbar nie recht heimisch, aber durch den Umstand, daß das östl. Artois der Kirchenprovinz Cambrai angehörte, findet sich dieser Zug auch in der Diözese Arras. Heute weisen nur noch Französisch-Flandern, das Hennegau und das Wallonische *ie* auf. Auf Grund des Urkundenmaterials versucht nun der Verf., die pik. Dichtwerke der einen oder andern Zone zuzuweisen. Darnach bieten die *Chronique rimée* von Philippe Mouskes, die Gedichte von Jehan de Condet, der *Roman du Chastelain de Couci* und die *Recueils de sottes chansons* vor allem Formen mit *ie*, während die ebenfalls im Norden geschriebenen Werke Froissarts und Molinets – offenbar unter dem Einfluß der franzischen Schriftsprache – fast nur *e* aufweisen. Unter den artesischen Werken zeigt einzig der *Courtois d'Arras* eine Vorliebe für *ie*, die andern (*Dis dou vrai aniel, Aucassin et Nicolette, Vers de le Mort* und die Werke von Adam le Bossu und Bodel) kennen dagegen nur *e*. Keine Lokalisierung gelang dem Verf. für den *Roman de la Violette*, der im Pontieu entstanden sein soll, aber fast ausschließlich Formen auf *ie* aufweist. – Mit großem methodischen Geschick führt der Verf. auch die Untersuchung über die Graphien *ieu-iu* durch (S. 59–61). Von Anbeginn mußte er darauf verzichten, etymologisch gruppieren zu wollen (< -ĔU, -ĔGUA, -ĔLIUS, -ŎCU; -ĒGULA, -ĪLIUS, -ĪLIS, -ĪVU). Immerhin konnten auf Grund der Graphien zwei kompakte Gebiete ausgeschieden werden: 1. die Provinz Pikardie (außer St-Quentin und Laon) sowie das Artois scheinen die Graphie *ieu* vorzuziehen; 2. Französisch-Flandern und das Hennegau + St-Quentin und Laon verwenden grosso modo die Graphie *iu*. Andererseits beweist eine auf Grund von ALF 404 Dieu, 572 fils, 1387 vieux, 558 feu, 719 jeu erstellte Karte, daß dieser Gruppierung keine allzu große Bedeutung zukommt: die Departemente Somme, Pas-de-Calais und ein Teil des Departements Oise kennen heute ausschließlich die Suffixe *-yü*, *-ü*, die Departemente Nord, Ardennes, Teile der Departemente Seine-Inférieure, Oise, Aisne, Marne, Meuse, sowie Teile Belgiens sowohl *-yü*, *-ü* als auch *-yö*, *-ö*. Mit Recht schließt der Verf. hieraus, daß hinter den beiden Graphien keine phonetische Realität steht, sondern daß sie nur ein typisches Beispiel für den kompositen Charakter der pik. Schriftsprache bilden. – S. 41 ff.: Eines der heikelsten Probleme der ganzen Phonetik bietet die Deutung von *c, ch, k, g* in der pik. Schriftsprache. Der Verf. kommt dabei zu folgenden Schlüssen: 1. pik. *c* + *a, o* = *k;* 2. pik. *k, qu* + *i, e, a, o* = *k;* 3. pik. *c* + *e, i* = *ć*, ausnahmsweise *k;* 4. pik. *ch* + *a, o* = *ć*, ausnahmsweise *k;* pik. *ch* + *e, i* = *ć*. Eine geographische Begrenzung gelang nur für den Süden der Pikardie: Avesnes, Pontieu und Beauvais sind am meisten franzisch beeinflußt. Laon, Compiègne, Soissons und Senlis bieten die pik. Graphie nur sporadisch. Die Grenze des Isophons stimmt also grosso modo mit der modernen überein, d. h. sie folgt dem Laufe der Oise (vgl. z. B. ALF 250 chat). – Ein

schönes Beispiel für die Theorie von Morf bildet die Frage nach der Erhaltung des Schluß-*t* (S. 83–84): die Diözesen St-Omer, Arras, Tournai, Cambrai, Noyon und Laon bewahren -*t* < -ATU, -ITU, -UTU, -ATE, -UTE; diejenigen von Boulogne, Amiens, Beauvais, Senlis und Soissons nur -*t* < -UTU, -UTE. – Eine sehr saubere Lösung ist dem Verf. gelungen bei der schwierigen Frage, wie das *v* der mittelalterlichen Graphie zu interpretieren ist, als *u* oder als *v* (S. 87–90). Die Lösung gelang nur dank den modernen Verhältnissen. Nach ALF 451 étable und 1273 table[1] sind 3 Typen zu unterscheiden: 1. -*ab(l)*: südlich einer Linie Avesnes-Cambrai-Arras-Montreuil, wozu sich der nördliche Teil des Boulonnais und das Pays Reconquis gesellt; 2. -*ǭl:* östlich von Tournai-Douai-St-Quentin (ausgenommen); 3. -*av*, -*af:* westlich der eben erwähnten Linie, mit Ausnahme von Boulogne und Calais. Die pik. Schriftsprache entspricht grosso modo bereits dem modernen Bilde, außer Boulogne, Amiens, Selincourt und St-Quentin, welche heute ins -*ab(l)*-Gebiet gehören, früher aber die Graphie -*avle* kannten. Bemerkenswert sind auch das Artois, Lillois und Tournaisis, die heute in den Appellativa die aus -*avle* reduzierte Form -*av*, -*af* besitzen, wogegen bei den Adjektiven das franzische -*able* das bodenständige -*avle* ersetzt hat. Im Süden von Französisch-Flandern und im Hennegau muß hingegen auf Grund des modernen Resultats -*ǭl* nicht -*avle*, sondern -*aule* gelesen werden.

Bevor wir einige besonders charakteristische Züge der pik. Morphologie hervorheben, noch einige kleine und kleinste Bemerkungen zur Phonetik: Auf S. 38 bespricht der Verf. das pik. Resultat von -ALIS und sagt dazu: „Par un développement qui n'est pas encore suffisamment expliqué[2], -*eus* (*el* + cons.) passe souvent à -*ieus*". Könnte hier nicht eine Art Dissimilierung angenommen werden, die -*ẹus* zu -*ęus* werden ließe, worauf normalerweise durch Diphthongierung des ersten Elements -*ieus* einträte? – S. 65 handelt der Verf. vom phonetischen Wert der Graphie *u* in PŌMUM, das in *Aucassin et Nicolette* als *pun*, in *Aiol et Mirable* und *Vers de le Mort* als *pume (: englume: coustume : plume)* erscheint. Ausgezeichnet ist der mit Hilfe der modernen Formen (St-Pol: *lǭn* ‚lune', *ekǭm* ‚écume', *ẽglǭm*, ‚enclume') geführte Beweis dafür, daß o < PŌMUM unter dem Einfluß der umgebenden Labialen die gleiche Entwicklung wie *u* durchmacht, d. h. *u* (und *o* in PŌMUM) + Nasal + *e* muet werden nasalisiert: *u* > *ō̃*, und später wieder entnasalisiert (vgl. FEMINA > *femme* usw.). Es möge gestattet sein, hier auf eine Parallelentwicklung in einem andern Teil der Galloromania hinzuweisen. Die gleiche Entwicklung von *u* + Nasal + *e* muet kennt nämlich auch das Val d'Aosta, wo St-Nicolas z. B. sagt: *lǭnna* ‚lune', *eŋkƚǭnna* ‚enclume', aber sogar auch *dzəlǭnna* < GALLINA. Es handelt sich hier offenbar um eine spontane Entwickung innerhalb des Galloromanischen. – Auf S. 70 und auch in der Zusammenstellung der typisch pik. Züge auf S. 129 spricht G. die Entwicklung von vortonigem *o* + Nasal > *a* (z. B. *prametre, pramesse* < PROMITTERE, PROMISSA) als typisch pikardisch an. Sie ist aber auch normannisch; vgl. Wace, Brut 45, R III 363: *pramist;* Wace, Brut 694, R III 3898: *pramesse.* – Auf S. 82 und auch in der Zusammenstellung

[1] Irrtümlicherweise steht S. 88: TABULA ALF 451, STABULUM ALF 1273.

[2] Von uns gesperrt.

(S. 130) der Züge, die das Pik. mit dem Wallonischen gemein hat, erwähnt der Verf. als typisch pikardisch die Einschiebung eines svarabhaktischen *e* in die Konsonantengruppe MUTA + LIQUIDA: *maisteresse, pateron, menesterel* usw., aber auch bei *-vr-, -vl-: feverier, quieverons; savelon, tavelettes.* Auch dieser Zug findet sich im Normannischen: Gaimar, Lestoire des Engles 1784, 3247, 6439: *averil;* Gaimar, ibid. 1, 2331, 6443, 6452, 6461: *livere;* St-Brendan 1292; Gaimar, ibid. 88, 684, 686: *liverer;* Gaimar, ibid. 6003: *livereson;* Wace, Conception 439; *chamberiere;* Wace, ibid. 1262; *chamberier.* Ist wohl Couronnement Louis 42: *oferende* gleich zu beurteilen, oder hat man hier an eine Anlehnung an OFFERRE zu denken? – Auf S. 86, und auch in der Zusammenstellung (S. 139) der Züge, die das Pik. mit dem Wallonischen und Lothringischen teilt, bemerkt der Verf. in bezug auf das anlautende germanische *w:* „La conservation de la bilabiale initiale dans les mots germ. empruntés vers le Ve s. sépare le picard, le wallon et le lorrain du francien et du normand". Fürs Normannische stimmt dies nicht ganz; vgl. Grant mal fist Adam (Bibl. Norm. 1, Neuausgabe W. Suchier, 1949) 79a: *walcrun;* Wace, Brut 12211: *windas;* Wace, Rou III 9880: *winder;* Wace, Rou III 297: *vant;* Wace, Rou III 3546: *wé;* Wace, Rou III 1250: *waster;* Gaimar, Lestoire des Engles 6339: *wast;* Gaimar, ibid. 5443: *wardein.* Natürlich ist die Graphie *g(u)-* die häufigere, außer für *wage,* das in den normann. Texten immer mit *w* geschrieben wird, und für den Eigennamen *Willealme,* der meistens *w* aufweist. In diesem Zusammenhang ist in bezug auf das Normannische St-Brendan 839: *gwardee* sehr aufschlußreich; offenbar befindet sich dieser Dialekt in der ersten Hälfte des 12. Jh. mitten in der Entwicklung *w- > g(u)-.* – Ein Hinweis aufs Normannische fehlt ebenfalls S. 92 f. bei der Besprechung der Metathese der Gruppe *-er-, -or-;* vgl. Gaimar, ibid. 5848: *povertez;* Wace, Brut 325, Rou II 3328, III 1507: *kernel;* Wace, Rou III 4328: *kernelees;* Wace, Brut 9108, 11485, Rou III 7124: *gernuns, -on;* Wace, Brut 4350: *escermir;* Wace, Brut 4355: *escermie;* Marie de France, Chievrefueil 34, 56: *perneit.* Für die Gruppe *-or-*: Wace, St-Nicholas 248, Brut 520, Rou II 314, III 727: *forment, furment*; Wace, Rou III 5558: *reborse.*

Aus den in der Morphologie gebotenen pik. Spezialitäten möchten wir folgende hervorheben. S. 99: Der franzische Artikel *la* findet sich hauptsächlich in Titeln: *la contesse* usw. Aber auch sonst ziehen die Schreiber der Urkunden von Senlis, Compiègne, Laon und des Soissonnais, aber auch derjenigen von Avesnes, Montreuil, Arras und des Pontieu den Artikel *la* vor. Der analogische weibliche Artikel *li* findet sich vor allem in den Urkunden des Hennegau, von Französisch-Flandern und des Artois, weniger häufig in der eigentlichen Pikardie. – S. 104: Sehr hübsch, daß die dialektalen Formen *nossigneur, nosseigneur, nosire* nie Gott bezeichnen, sondern immer nur den Feudalherren. Hingegen war das weibliche possessive Adjektiv *me* außerordentlich beliebt, sogar in der Formel *me dame;* nur die Urkunden von Beauvais, Laon, Compiègne und des Soissonnais ziehen den französischen Typ vor (S. 103). – S. 106: Im Gegensatz zu P. Fouché, Le verbe français, 311–12, stellt der Verf. eine ebenso große Verbreitung der Formen auf *-o-* neben *-eu-* bei den starken Perfekta fest: HABUI > *o, oc, oi, och – eu, eus, euc(h);* HABUIT > *ot – eut;* PLACUIT > *plot – pleut* usw. – Eine ausführlichere Darstellung als in der Dissertation

hat die Besprechung der 4. Person Imperfekt Indikativ, Konditionalis Präsens und Imperfekt Konjunktiv auf *-iemes*, *-iens* erfahren (S. 113 ff.). Es wird ihr jetzt sogar eine Sprachkarte gewidmet. Hierbei wurden wieder in verdankenswerter Weise die modernen Formen mit den alten in Vergleich gesetzt. Auf diese Weise erhält der Verf. vier Zonen: 1. Eine Zone auf *-m*, welches wahrscheinlich auf *-iemes* zurückgeht. Diese Zone umfaßt das Gebiet westlich von Arras und Noyen. Nur im Süden, d. h. in der Gegend von Beauvais und Compiègne, ist *-iemes* der franzischen Form *-ions* gewichen. In der Umgebung von Tournai und Mons findet sich *-im*, das direkt auf *-iemes* zurückgeht. 2. Eine Zone der modernen Resultate von *-iens* in der Gegend von St-Quentin und Noyon, in den Ardennen und in Belgien. 3. Eine Zone einer nach der 6. Person analogisch gebildeten Form auf *-ǫt*, *-ǫ̈t* in Französisch-Flandern und im östlichen Artois. 4. Eine Zone auf *-ions* in den seit dem 15. Jh. zur Isle-de-France gehörenden Gebieten.

Vollständig neu gegenüber der Diss. ist auch das Kapitel über die Syntax, das etwas kurz geraten ist, weil nur das typisch Pikardische zur Darstellung gelangt. Darunter gehört (S. 121 f.) der Gebrauch des betonten Personalpronomens *me* im bejahten Imperativ *(donne me ce boire)* neben dem franzischen *moi*. Wieder verweist der Verf. dabei, wofür ihm sicher die Wissenschaft Dank weiß, auf den modernen Zustand: *disez-me quoi qu'i no de novieu* (A. Ledieu, Petite Grammaire du patois picard, S. 56), während, wie in der alten Zeit, *mi* nur nach einer Präposition oder als betontes Subjektspronomen verwendet wird: *mi j'éme renvoȝ à nou moison* (id., ibid.). – S. 122 f.: Für das von Foerster (Aiol et Mirabel und Elie de St-Gille. Zwei altfranz. Heldengedichte, mit Anmerkungen und Glossar und einem Anhang, zum ersten Mal hgg. von Wendelin Foerster, Heilbronn 1876/82, S. 495) festgestellte *le mes* an Stelle von *les me* bringt der Verf. zahlreiche Belege und stellt auch ein häufiges Auftreten von *mes* mit Fall von *le* oder *les* fest.

Die Ergebnisse seiner Untersuchungen faßt der Verf. in einem „Quelques aspects de géographie linguistique“ überschriebenen Kapitel zusammen (S. 125 ff.). Auch hier ist es uns unmöglich, auf alle bedeutsamen Feststellungen einzugehen. Unterstreichen möchten wir nur noch einmal, daß sich offenbar in der pik. Schreibtradition deutlich zwei Gebiete abheben: ein südwestliches mit Amiens als Zentrum und ein nordöstliches, umfassend Französisch-Flandern und das Hennegau. Das Artois nimmt eine Mittelstellung ein, was nicht weiter verwundert, war doch Arras im 13. Jh. das kulturelle Zentrum par excellence der Pikardie, weshalb diese Stadt eine besonders stark vermischte Schriftsprache aufweist. – Im Unterkapitel „Les frontières linguistiques“ hat der Verf. die durch seine Diss., S. 131–140, bekannten Ergebnisse ausgewertet und gestützt, weshalb wir uns mit einem Hinweis begnügen dürfen. – Vollständig neu hingegen ist die verdankenswerte Gegenüberstellung des Altpikardischen und der bedeutendsten umliegenden Mundarten der langue d'oïl des Mittelalters (S. 128 bis 131), welche gegliedert wird nach 1. typisch pik. Merkmalen, 2. Merkmalen, welche die Mittelstellung der pik. Schriftsprache aufzeigen, 3. Merkmale, die das Pik. teilt a) mit dem Franzischen, b) mit dem Normannischen, c) mit dem Wallonischen, d) mit dem Wallonischen und dem Lothringischen, e) mit dem Wallonischen, Lothrin-

gischen und dem Normannischen. Es ist sehr zu hoffen, daß die Forschung diese originelle Zusammenstellung aufmerksam prüft und, falls nötig, Korrekturen anbringt, so wie wir es oben S. 149 für das Normannische getan haben.

An die eigentliche altpik. Grammatik schließt sich eine kleine pik. Anthologie, gegliedert in einen Teil mit Urkunden und einen solchen mit literarischen Texten. Der Urkundenteil enthält nur sehr wenige bereits in der Diss. publizierte Texte und ist besonders durch die von G. persönlich aufgezeichneten Urkunden (Cambrai, 1303; Arras, 1269; Doullenais, 1255; Noyon, 1268; Soissons, 1241; Senlis, 1287) wertvoll[1]. Sie wird vor allem den Lexikologen interessieren; denn es befinden sich darin eine große Anzahl von Wörtern, die vor dem von Godefroy, Dictionnaire Général oder FEW gegebenen Erstbeleg liegen. Man gestatte dem Rezensenten, die interessantesten Vordatierungen hier anzufügen:

annexé (Gdf, DG: 1274) schon 1269, Laon, Z. 9; *appendanche* ‚ce qui dépend d'un fief' (Gdf: 1293) schon 1274, Beauvais, Z. 7, auch 1277, Boulogne, Z. 15; *arenter* (Gdf: Froiss., Chron.) schon 1303, Cambrai, Z. 4; *arrieres fiés* (Gdf: 1283 Beaumanoir) schon 1277, Boulogne, Z. 8; *assiner* (DG: 1283 Beaumanoir) schon 1270, Pontieu, Z. 9; *corbiaus* (FEW II 2, 1230 b: 1390) schon 1255, Douai, Z. 15; *creancer* (Gdf: Lancelot au Lac, 15. Jh.) schon 1286, Eu, Z. 3; *debat* (DG: 1283 Beaumanoir) schon 1270, Pontieu, Z. 4; *encosté,* prép. (FEW II 2, 1251 b: nur Bibbesworth, 1285) schon 1255, Douai, Z. 3, auch 1255, Doullenais, Le Maillard, Z. 6; *esbogné* (Gdf: 1256) schon 1241, Soissons, Z. 11; *exception* (DG: Livre de jostice) schon 1255, Doullenais, Le Maillard, Z. 21; *jalois* (Gdf: 1272) schon ca. 1245, Compiègne, Z. 1; *maladerie* (Gdf: 1283 Beaumanoir) schon 1270, Montreuil, Z. 7, 10, 21; *miquaresme* (FEW II 2, 1389 b: seit 1264) schon 1251, Avesnes, Z. 9; *officialiteit* (Gdf, DG: 1285) schon 1268, St-Quentin, Z. 29; *pokin* (Gdf: 1281) schon 1270, Selincourt, Z. 8, 14, 16; *pontifical* (Gdf: 1327) schon 1269, Laon, Z. 12; *puchot* (Gdf: 1347) schon 1277, Amiens, Z. 36, 37, 40; *rasegner* (Gdf: 1339) schon 1251, Avesnes, Z. 15; *renoncer* (Gdf: 1264) schon 1247, Lille, Z. 8; *sewiere* (Gdf: 1261) schon 1251, Avesnes, Z. 11; *soignie,* s. f. (Gdf: 1253) schon ca. 1245, Compiègne, Z. 2; *solaire* = salaire (Gdf: 1275, *sol-* nur 1408/09 A. Nord, 1412–14 A. Fribourg) schon 1268, St-Quentin, Z. 13, 14, 35; *verge* ‚mesure agraire' (Gdf: Mousques, Chron.) schon 1268, Noyon, Z. 12[2].

Von einigen Wörtern hätte man gewünscht, sie wären ins Glossar aufgenommen worden, so z. B. *ahiebergier* ‚loger' (Tournai, 1249, Z. 10; fehlt Gdf); *alnez* ‚aunaie' (Soissons, 1241, Z. 18); *bounier* ‚mesure de terre' (Tournai, 1249, Z. 5); *doiene* ‚doyenné' (Mons, 1271, Z. 4; fehlt

---

[1] Diesen Urkunden gilt die umfangreiche Rezension von L. Carolus-Barré in *Romania* 73, 109–118, wogegen der Hauptinhalt des Buches, die Darstellung der Lautverhältnisse der altpik. Sprachlandschaft, mit einem einzigen Satze abgetan wird. Diesem Zerrbild gegenüber vgl. die eingehende Besprechung von Albert Henry in *Vox Romanica* 12, 392–398.

[2] Einer freundlichen Mitteilung des Verf. entnehmen wir, daß er die Form *amentiez* (S. 148, Z. 10) telle quelle aus dem Cartulaire zitierte und ein Fehler des Herausgebers der Urkunde, A. Legris (Le Livre rouge d'Eu, 1911, S. 50) vorliegt, indem die Stelle folgendermaßen zu lesen ist: . . . *par quoy le taille ne les droitures . . . soient amenuisies amenriez ne empiries.*

in dieser Form Gdf); *pitanche* ‚service religieux d'anniversaire' (Selincourt, 1270; Gdf gibt 2 Belege: 1249, 1299); *terouer* ‚territoire' (Senlis, 1287, Z. 17); *werps* ‚convention, accord' (Douai, 1255, Z. 32).

Auf die Anthologie folgt ein kleines, aber sehr interessantes Glossar. Man begreift den Verf. gut, daß er von einer lexikologischen Charakteristik des Pik. Abstand genommen hat; eine solche hätte ja vor dem Erscheinen des *Thesaurus Picardicus,* den die Herren Robert Loriot und Raymond Dubois vorbereiten, wie wir in der Einleitung zur *Petite Grammaire de l'ancien picard,* S. 12, erfahren, doch nur provisorischen Charakter haben können. Was dieses Monumentalwerk verspricht, zeigt schon das kleine Glossar von G., wo man u. a. folgende Feststellungen machen kann: *coce* ‚cornet' (fehlt FEW II 1, 122[a]): Vers de la Mort 20; *crochettes* ‚béquilles' (fehlt Gdf, TL): Les Faictz et Dictz de Jean Molinet 17; *dap, paier un d.* ‚occasionner un dommage, entamer' (fehlt Gdf, TL): Jean Bodel, Le Jeu de St-Nicolas 57; *detrié,* s. m. ‚retardataire' fehlt Gdf, TL): Sarrasin, Le Roman du Hem 37; *detrier* ‚choisir (Gdf: Guillaume Guiart): Sarrasin, Le Roman du Hem 38; *engrener* ‚commencer' (fehlt FEW 4, 232[b]–233[a]): Adam, Le Jeu de la Feuillée 50; *entekier* ‚donner une certaine qualité (morale) à' (Gdf: Raoul de Ferrières): Renclus de Moiliens 31; *envïal,* s. m. ‚provocation à boire; enjeu, provocation à jouer' (Gdf: God. de Bouillon): J. Bodel, Le Jeu de St-Nicolas 34; *esaimer* ‚dompter, apprivoiser (en parlant du faucon)' (Gdf: Modus): Vers de le Mort 47; *escarnir,* v. a., *s'escarnir de,* v. pron. ‚se moquer de' (Gdf: Gar. de Monglane): Aiol et Mirabel 9, 31; *espouron, ne valeir un e.* ‚ne rien valoir du tout' (Gdf: fehlt; TL 3: God. de Bouillon): Roman de la Violette 43; *lecieres* ‚livré à l'impudicité ou à la gourmandise' (Gdf: Renclus de Moiliens):) Dis du vrai aniel 28; *racocier* ‚travailler qn' (fehlt Gdf, FEW II 1, 832[a]): Vers de le Mort 22; *rocz et pions* ‚tout le monde' (fehlt Gdf): Les Faictz et Dictz de Jean Molinet 19; *roisin, ne prisier un r.* ‚n'estimer pas du tout' (fehlt Gdf s. v. raisin als Quantitätsausdruck): Mouskes, Chronique rimée 38; *sapion* ‚vase à boire, verre, coupe' (fehlt Gdf): Les Faictz et Dictz de Jean Molinet 20; *souros* ‚suros, tumeur osseuse' (fehlt Gdf): Vers de le Mort 29[1].

Am Schlusse des Werkes gestattet sich der Verf. noch einen brillanten Exkurs in die dornenvolle Problematik der Textlokalisierung. Es wäre vielleicht vorsichtiger gewesen, das Kapitel etwas weniger kühn nicht nur „Comment localiser un texte littéraire?" zu betiteln, sondern vielleicht „Comment localiser un texte littéraire au moyen de critères linguistiques?"; denn der Verf. wird ja kaum die Absicht gehabt haben zu bezweifeln, daß eine ziemlich eindeutige Lokalisierung auf Grund von inhaltlichen Indizien möglich sein kann. Daß aber rein sprachliche Kennzeichen nicht genügen, um eine genaue Lokalisierung zu erreichen, hat G. eindrücklich am Beispiel des *Garçon et l'Aveugle* dargetan, indem er den sprachlichen Merkmalen dieses Werkes

---

[1] Einem Druckfehler ist wohl zuzuschreiben, daß im Glossar als Infinitiv von *maillie* (Adam le Bossu, Jeu de la Feuillée 67) *maillir* angegeben wird. Dies widerspräche ja dem § 8, S. 41, wo gesagt wird: „la triphtongue descendante *-íee* s'est réduite à *-íe* en picard, normand, lorrain et partiellement aussi en wallon". Als Belege werden loc. cit. angeführt: *aparillie* [< *aparillier*], *comenc(h)ie* [< *comenc(h)ier*], *ensinie* [< *ensignier*] usw. Der Infinitiv lautet also eindeutig *maillier,* cf. auch Godefroy.

die Sprache der Urkunden gegenüberstellt (z. B. Ĕ] > zeigt im GAv *e*, in den Urkunden *ie*, selten *e*; ọ]< im GAv *o*, *ou*, in den Urkunden *eu*, sehr selten *o*, usw.). Infolgedessen läßt auch seine Feststellung am Schlusse (S. 181) nichts an Deutlichkeit zu wünschen übrig: man muß sich fast immer begnügen, das Dialektgebiet (Pikardie, Normandie, Lothringen usw.) anzugeben. Es ist nur zu hoffen, daß sich unsere Forschung allgemein zu dieser Verzichtleistung durchringt und es aufgibt, womöglich gar noch den ALF zum Zwecke der Lokalisierung eines mittelalterlichen Textes heranziehen zu wollen.

Abgeschlossen wird die *Petite Grammaire de l'Ancien Picard* mit einem umfassenden und sorgfältig gearbeiteten Register.

Dieses Werk stellt einen bedeutenden Fortschritt auf dem Gebiete der altfranz. Dialektologie dar, und es freut uns, den initiativen Verlag dazu beglückwünschen zu können, bei der Verfasserwahl eine so glückliche Hand bewiesen zu haben. Die Forschung kann nur hoffen, daß andere Wissenschaftler diesem mutigen Beispiel folgen werden und uns recht bald weitere Monographien über mittelalterliche Sprachlandschaften Frankreichs liefern, so daß vielleicht in absehbarer Zeit sogar ein franz. Sprach*atlas* des Mittelalters in Angriff genommen werden kann.

Basel HANS-ERICH KELLER

Chronique des Ducs de Normandie, par Benoit; publiée d'après le manuscrit de Tours avec les variantes du manuscrit de Londres, par Carin Fahlin, tome I. Bibliotheca Ekmaniana Universitatis Regiae Upsaliensis. Uppsala 1951. XII + 631 S.

Diese neue Ausgabe der Chronique von Benoit ist berufen, die über ein Jahrhundert alte und längst vergriffene Ausgabe von Francisque Michel zu ersetzen. Sie stützt sich natürlich auf das Manuskript von Tours, das bedeutend älter ist als dasjenige von London, welches Michel zugrundegelegt hatte. Dieses Manuskript hatte die Herausgeberin bereits in ihrer Dissertation (1937) eingehend studiert, so daß sie sich jetzt auf die Aufgabe der Textedition beschränken kann. Wir werden nun also beide Manuskripte dieses umfangreichen Textes nebeneinander haben, was der Herausgeberin erlaubt, den Variantenapparat auf ein Minimum zu beschränken. Wo Fahlin korrigiert, gibt sie daneben auch die Form des Manuskripts. Für die Erleichterung des Verständnisses wäre es vielleicht besser gewesen, die Korrekturen durch den ganzen Text gleichmäßig durchzuführen und sie nicht auf die ersten paar hundert Verse zu beschränken (so *estaidre* zu *estaindre* ergänzt, V. 564, später aber nicht mehr). Der Text wird zwei mächtige Bände umfassen, von denen der erste jetzt vorliegt. Dazu soll ein dritter Band kommen mit einem umfassenden Glossar, auf das man im Hinblick auf das eben erschienene Wörterbuch zu Wace, von H. E. Keller, ganz besonders gespannt sein wird. Der Text präsentiert sich vorzüglich. Es ist auch angenehm, daß die unbequeme Teilung in einen ersten Teil (bis V. 2164) und einen zweiten fallen gelassen und durch eine fortlaufende Numerierung ersetzt worden ist. Auch ein so gewiegter Kenner der altfranzösischen Literatur, wie Voretzsch, hatte diese Unterteilung nicht beachtet und daher, in seiner altfranzösischen Literatur, die Verszahl des zweiten Teils für die des ganzen Textes genommen.

Es ist ein gewaltiges Maß von Arbeit, was hinter dieser Edition liegt, um so mehr zu bewundern, als ja die Herausgeberin uns dazwischen auch eine große syntaktische Untersuchung geschenkt hat. Sowohl Literatur-, als auch Sprachgeschichte werden ihr reiche Förderung verdanken. W.

Reino Hakamies, *Etude sur l'origine et l'évolution du diminutif latin et sa survie dans les langues romanes*. Annales Academiae Scientiarum Fennicae. Helsinki 1951. 148 S.

Obschon diese sorgfältige Arbeit auf dem Gebiete des Lateinischen nicht viel Neues bringt, ist sie sehr dankenswert, weil sie alles Wesentliche über den Gegenstand klar und übersichtlich zusammenstellt. Der zweite und umfangreichere Teil gibt eine Übersicht über die lateinischen Diminutiva, die im Romanischen weiterleben. Es sind, nach der gegebenen Statistik, immerhin 287 Diminutiva von insgesamt 1128, welche Hakamies im Lateinischen gezählt hat, die in der Romania weiterleben, wenn auch meist nur in einzelnen Sprachen oder Dialekten. Viele von ihnen sind natürlich des diminutiven Sinns verlustig gegangen, mehr als Hakamies meint. So zählt er die romanischen Vertreter von **rivuscellus* zu den Diminutiva, was vielleicht sachlich stimmt, weil der Bach kleiner ist als der Fluß, aber nicht sprachlich, weil neben frz. *ruisseau* kein Wort mehr steht, als dessen Diminutiv es gelten könnte. Aber diese semantische Entwicklung ist sowieso bei jedem Worte individuell. Interessant wäre nun, wenn eine anschließende Arbeit neben die im Romanischen meist absterbende Diminution lateinischen Ursprungs und als deren Ablösung in umfassender Weise die neu aufkommenden Bildemittel (*-one*, *-ittu* usw.) untersuchen würde. W.

Gunnar Tilander (Hrsg.), *Los fueros de la Novenera*. Stockholm 1951. 1 Karte, 239 S. (Leges Hispanicae Medii Aevi II).

Durch die vorliegende Veröffentlichung hat unsere Kenntnis des mittelalterlichen spanischen Rechts und der altspanischen Rechtssprache eine außerordentliche Bereicherung erfahren. Unter *Novenera* hat man, das geht aus dem ersten Paragraphen des Rechtes hervor, die vier Orte Mendigorria, Artajona, Larraga und Miranda de Arga zu verstehen, die im Westen von Tafalla (südl. Pamplona, Navarra) gelegen sind. Es handelt sich um Orte, die von der Abgabe der *novena*, des „Neunt", befreit waren. Die *Fueros de la Novenera* (FN) umfassen 317 Paragraphen und stammen im wesentlichen aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts. Sie sind (navarrisch-) aragonesisch abgefaßt, sprachlich wie rechtsgeschichtlich altertümlich und rechtsgeschichtlich weitgehend selbständig, d. h. sie weisen nur geringe Beziehungen zu anderen Fueros auf. Der Text liegt in zwei Ms. vor. Das beste und einzig vollständige ist ein Teil des Ms. 944 der Schloßbibliothek in Madrid vom Ende des 13. Jh.s, das Tilander im Sommer 1933 entdeckt hat. Ein zweites, ziemlich schlechtes Ms., das außerdem nur die ersten 79 Paragraphen umfaßt, konnte T. in dem Ms. 13331 der Nationalbibliothek in Madrid feststellen. Es war daher selbstverständlich, daß die Textausgabe dem Ms. 944 folgen mußte und die Varianten des Ms. 13331 in den Anmerkungen gegeben werden. S. 18

bis 38 bringen eine Darstellung der Sprache mit Ausführungen zur Graphie, über Elision von Auslautvokalen (*d'otro* statt *de otro, d'Alfaro* usw.), über den häufigen Abfall eines auslautenden *-o* wie im Katalanischen (S. 23), einem sorgfältigen Verzeichnis der Verbalformen sowie Bemerkungen zur Syntax. Eine Eigentümlichkeit der Sprache der FN ist die Verwendung von *ninguno, ningún* und *nuill* ohne Negation im positiven Sinne, daher findet sich denn auch *alguno* nur an zwei Stellen. Sehr wertvoll ist das vollständige Vokabular (S. 113–225), dem noch ein Namenregister folgt. Das Vokabular kann dem Rechtshistoriker infolge der Angaben der Belegstellen gleich als Sachregister dienen. Die einzelnen Wortartikel sind teilweise sehr umfangreich und tragen zahlreiche rechtssprachliche Parallelen (stets mit genauer Belegstelle) aus anderen Fueros zusammen, natürlich auch alles, was der weiteren sachlichen Klärung und der Erkenntnis des Bedeutungsumfangs zu dienen vermag. Ein recht beachtlicher Beitrag zum künftigen altspanischen Rechtswörterbuch! Der aufschlußreiche, gut dokumentierte Wortartikel *traynnar* ‚zu Tode schleifen' usw. beispielsweise umfaßt über vier Seilen.

Vom rechtsgeschichtlichen Standpunkt aus interessieren die Sühnen für Totschlag und das Erbrecht. Beachtlich ist die rechtliche Verpflichtung der jungen Mädchen an der Vorbereitung des Johannesfestes mitzuwirken (§ 186). Höchst beachtlich ist die bereits stattgefundene Ablösung anderer Gottesurteile durch die (humane) Art der *ordalía de las candelas:* zwei gleichartige Kerzen werden zur gleichen Zeit angesteckt und die Partei, deren Kerze zuerst erlischt, hat den Prozeß verloren. Bemerkenswerte Einzelheiten über die Rolle, die die Kirchentür in den Rechtsgepflogenheiten spielt s. v. *huso de eglesia.* Reichliches Material fällt für die allgemeine Kulturgeschichte ab, so erhalten wir neue Einblicke in das Hirtenwesen, in die Geschichte der Jagd (Kaninchenjagd mit Hilfe von Frettchen s. v. *forón;* Rebhuhnjagd mit *leytera,* anscheinend einer auf Leinwand gemalten Kuh, die dem Jäger als Tarnung diente), in die Gehöftanlage (s. v. *goteras*).

Zum Sachlichen und zum Brauchtum hätte wohl die volkskundliche Literatur gelegentlich weiteres Material liefern können. So ließe sich zu *losa* (S. 177), ‚trozos de pizarra' zum Dachdecken hinweisen auf L. Urabayen, *Geografía humana de Navarra* I, Pamplona 1929, Abb. 245, 253, 257, 259, 260, 261; zur Benennung *losa* wäre statt auf Krüger, *Lexico rural del Noroeste* (!) *ibérico,* S. 112 besser auf W. Bergmann, *Studien zur volkst. Kultur im Grenzgebiet von Hocharagón und Navarra,* Hamburg 1934, S. 15 und F. Krüger, *Hochpyrenäen* A II, S. 80 bezug zu nehmen, wegen der größeren geographischen Nähe.

Aus dem Wortschatz möchte ich noch hervorheben: *palaura* ‚palabra', das Borao als veraltet verzeichnet und zu dem kat. *paraula* zu vergleichen wäre; *laurador* ‚labrador' entsprechend kat. *llaurador,* Ribagorza *llaurar* ‚labrar' (Ferraz y Castán); *itar* ‚echar', wohl mit präpalatalem konsonantischem Anglitt vor dem *i,* entsprechend kat. *gitar. ata* ‚hasta' ist sichtlich gegenüber kast. *hasta* die ältere Form und entspricht ganz arab. *ḥattā,* vgl. port. *até.* Beachtenswert ist *leyssar* ‚dar por testamento' aus lat. laxare in anbetracht von kast. *dejar,* kat. *deixar,* port. *deixar,* aber übereinstimmend mit akast. *lexar,* aport. *leixar. can* ‚perro' entspricht akat. *ca* (so noch heute auf Mallorca und Ibiza), aprov. *can, ca,* port. *cão.*

Mit seiner sorgfältigen Ausgabe der FN hat Tilander der Sprachwissenschaft, der Rechts- und der Kulturgeschichte einen wichtigen Dienst erwiesen. Wir sehen mit großem Interesse seinen weiteren Veröffentlichungen auf dem Gebiet der spanischen Rechtsgeschichte entgegen.

WILHELM GIESE

Guzmán Alvarez, *El habla de Babia y Laciana.* Madrid 1949. 337 S., XLVI Tafeln mit Zeichnungen und Photos. (Revista de filología española, Anejo XLIX.)

Mit Recht steht in der spanischen Dialektforschung der neuesten Zeit neben der Durchforschung Aragoniens die Leóns im Vordergrund, ist doch zu fürchten, daß das von dem Aragonesischen und dem Leonesischen heute noch eingenommene Mundartengebiet in der Folgezeit immer mehr zusammenschrumpfen wird. Es ist zu begrüßen, daß auch der volkstümlichen Kultur dieser Gebiete, sei es in besonderen Arbeiten, sei es im Zusammenhang mit der Mundartenforschung, ein immer größeres Interesse entgegengebracht wird. So wird heute in Spanien die Tradition, die mit der grundlegenden Arbeit von R. Menéndez Pidal über *El dialecto leonés* (1906) eingeleitet wurde und die von F. Krüger in seinen sprachlichen und volkskundlichen Arbeiten, insbesondere über Sanabria, so erfolgreich fortgeführt worden ist, in ausgezeichneter Weise durch eine ganze Reihe von gründlichen Studien fortgesetzt. Wir erwähnen die volkskundliche Studie von L. González Iglesias über *La casa albercana*, Salamanca 1945, aus dem mittleren Süden der Provinz Salamanca, die mundartliche Studie von A. Llorente Maldonado de Guevara, *Estudio sobre el habla de La Ribera*, Salamanca 1947, die den mittleren Westen der Provinz Salamanca betrifft, die mundartliche und volkskundliche Studie von M. C. Casado Lobato, *El habla de la Cabrera Alta*, Madrid 1948, einer Landschaft im Südwesten der Provinz León. Schließlich möchten wir nicht unerwähnt lassen, daß auch ein älteres Mundartenwörterbuch wieder neu aufgelegt worden ist: S. A. Garrote, *El dialecto vulgar leonés hablado en Maragatería y Tierra de Astorga*, Madrid 1947.

An diese Arbeiten schließt sich nun in glücklicher Weise Guzmán Alvarez' Studie der Sprache zweier kleiner Landschaften im westlichen Norden der Provinz León an, eine Madrider Dissertation. Auf eine kurze Einleitung über die Verkehrsverhältnisse, das Leben, den konservativen Charakter und die Einflüsse folgt ein erster Teil *Toponimia*, der die Hälfte des Buches einnimmt, wenn man von dem Vocabulario absieht. Nach der Behandlung der allgemeinen Geländebezeichnungen folgt eine ausführliche Beschreibung der Täler der Babia in systematischer Folge, und zwar auf Leonesisch mit phonetischer Angabe der Gelände- und Ortsnamen. In diese Beschreibung sind bei den einzelnen Orten Ausführungen über Wohnen, ländliche Wirtschaft, Tracht, Hochzeit, Tanz und Spiel sowie auch Volkslieder eingegliedert. Die Darstellung liefert ein anschauliches Bild von Landschaft und Volksleben, bietet durch die Art der Darbietung eine genaue Lokalisierung und den Vorteil eines umfangreichen mundartlichen Textes. Ein Sachregister (S. 145–146) gestattet ein rasches Auffinden des sachlich Zusammengehörigen. Die sachlichen Ausführungen werden unterstützt durch 14 Seiten mit guten Zeichnungen mit Beifügung der mundartlichen Terminologie am sachlichen Detail selbst. Die Pho-

tos vermitteln einen Eindruck von Landschaft und Siedlung, drei Bilder zeigen Tracht und Volksbräuche. Es war ein trefflicher Gedanke, auf der Karte neben den schriftsprachlichen Ortsnamen auch die mundartlichen anzugeben, was durch Verwendung von Dreifarbendruck (Ortsnamen in Schriftsprache, Eisenbahn und Grenzen schwarz, Ortsnamen in Mundart und Gewässer blau, Straßen rot) auch technisch gut gelöst ist. Bei den beiden Orten Caboalles de Aa. und Caboalles de Ajo. ist freilich der auf Caboalles folgende Zusatz in der schriftsprachlichen Form irrtümlich blau geworden. S. 147–198 bringen ein Verzeichnis der Orts- und Geländenamen beider Landschaften. – S. 15: *bwiriϑa* einfach als 'derivado de BOS, BOVIS' zu erklären erscheint uns doch zu ungenau. S. 22: *biŝafeliϑ* dürfte einen Nebenton haben: *bìŝafeliϑ*.

Der zweite, grammatische Teil bringt eine Darstellung der Lautlehre mit Erläuterung phonetischer Besonderheiten durch Palatogramme und Aufnahmen mit dem Kymographion und unter Berücksichtigung auch satzphonetischer Erscheinungen, Ausführungen über Wortbildung, eine Zusammenstellung der morphologischen Eigentümlichkeiten sowie einige syntaktische Bemerkungen. In der Lautlehre werden am Anfang jedes Abschnitts die Belege aus den Urkunden des Mittelalters (nach Staaff, Menéndez Pidal usw.) angegeben. Beachtenswert ist die alveolare stimmlose Affrikata *ŝ* aus anlautendem L-, z. B. LABORE (nicht LABOR, wie G. A. S. 219 angibt, der überhaupt häufig den lat. Nominativ statt des Akkusativs als Etymon angibt) > *ŝabór*, LANA > *ŝána*, aus intervokalischem -LL-, z. B. ANELLU > *anjéŝu*, VILLA > *bíŝa*, wozu noch lat. Wörter kommen, die mit GL-, BL- oder FL- beginnen, deren Anlaut zu *l*- reduziert wurde: z. B. GLAREA > *ŝéra*, BLASTIMARE > *ŝastimár*, FLACCIANA > *ŝaϑjána*. Lat. PL-, CL-, FL- ergeben die präpalatale stimmlose Affrikata *č*: z. B. PLANA > *čána*, CLAMARE > *čamár*, FLAMA > *čáma* (wie im westlichen Asturien, teilweise im Bierzo, allgemein in der Cabrera, den altertümlichen Orten Sanabrias, in Galicien und Nordportugal). Zum gleichen Resultat *č* führen -C'L- (PEDICULU > *pjóču*), -G'L- (COAGULARE > *kwačár*), -LJ- (ALIU > *áču*, MULIERE > *mučér*), eine Erscheinung, die sich bekanntlich fortsetzt in das im Norden anschließende Gebiet, dem Süden West- und Zentralasturiens. Die Quellen des präpalatalen stimmlosen Reibelautes *š* sind lat. S- (z. B. SUBIRE > *šjubír*), J- oder G- vor E, I (JAM MAGIS > *šjamés*, GELARE > *šilár*), intervokalisches -X- (DIXI > *díši*), intervokalisches -SS- (VESSICA > *bišíga*), -SC- (FASCE > *féiš*), -SI- (PERSICARIA > *pišigéra*), -LS- (PULSARE > *pušjár*). Man beachte den präpalatalen Halbkonsonanten *j*, einen Übergangslaut, der zwischen dem *š* und dem folgenden Vokal auftritt, falls dieser kein *i* ist, und der beweist, daß das *š* sehr weit vorne gesprochen wird. Neben *múitu* aus MULTU steht auch *kúitu* aus CULTU und *askwitár* aus AUSCULTARE (S. 226), wofür besser ASCULTARE anzusetzen wäre. Bei *múitu* (S. 226) wäre ein Hinweis auf port. *muito*, gallic. *múito*, *múitu* erwünscht gewesen. Ebenso hätten in anderen Fällen, besonders bei den Diphthongen *ei* und *ou*, die Verhältnisse im übrigen Westen der Halbinsel vergleichsweise herangezogen werden sollen; Verfasser hat aber auf Vergleiche mit benachbarten Mundarten prinzipiell verzichtet (dem widersprechen nicht die wenigen Hinweise auf Mérida und Cespedosa de Tormes S. 225). Die Konsonantengruppe *mb* bleibt erhalten (S. 226).

S. 211: Für *inšinjas* ist statt ANGINA *ANGINIAS anzusetzen, für *múrja* statt MURUS *MURIA. SABURA (hieraus *sárrju*) steht irrtümlich statt SABURRA. S. 231: Der Ausfall des *de* in *el mangu la pala* erklärt sich aus satzphonetischen Gründen. S. 240: Zum Suffix *-al* siehe M. L. Wagner, VKR III, 87–92.

S. 267–337 bringen das Vokabular in phonetischer Schreibung mit spanischer Bedeutungsangabe. WILHELM GIESE.

María Concepción Casado Lobato, *El habla de la Cabrera Alta.* Contribución al estudio del dialecto leonés. Madrid 1948. XIX, 190 S., 10 Tafeln. (Revista de filología española, Anejo XLIV).

Mit der Cabrera Alta, einer Landschaft im Südwesten Leóns, sind wir sprachlich zuerst durch F. Krüger, *El dialecto de San Ciprián de Sanabria*, Madrid 1923, und dann sprachlich und volkskundlich durch Krügers *Gegenstandskultur Sanabrias und seiner Nachbargebiete*, Hamburg 1925, bekannt geworden. Damals erfuhren wir bereits, wie altertümlich und konservativ diese Landschaft ist. C. L. hat nun in einer fleißigen und sorgfältigen Madrider Dissertation die Sprache und Volkskultur der Cabrera Alta untersucht und systematisch dargestellt. Das besondere Verdienst der Arbeit besteht in der Herausarbeitung der charakteristischen Züge der Lautentwicklung, der Zusammenstellung der morphologischen Besonderheiten, der Sammlung eines reichen Wortmaterials und der, fast durchweg rein deskriptiven, Darstellung der gegenständlichen Kultur. Diese wird nach der Methode Wörter und Sachen behandelt und durch ausgezeichnete Zeichnungen und 20 schöne und instruktive Photos illustriert. Auch C. L. hat im Gelände die Erfahrung gemacht, daß die Verwendung des vorher ausgearbeiteten Questionnaires aus psychologischen Gründen unmöglich wird, wenn man es mit einfachen und mißtrauischen Menschen zu tun hat. Um so mehr ist ihre Energie anzuerkennen, mit der sie das reiche Material gesammelt hat. Die Bibliographie ist umfangreich, umfaßt sie doch 18 Seiten. Auch aragonesische und portugiesische Literatur wird gebührend herangezogen, ebenso die murcianischen Wörterbücher, dagegen sind C. L. A. Alcalá Venceslada, *Vocabulario andaluz*, Andújar 1934, und mein Buch über *Nordost-Cádiz*, Halle 1937, entgangen. Das lange vergriffene wertvolle Werk J. da Silva Picão, *Através dos campos*, liegt inzwischen in Neuauflage vor (Lissabon 1947). Anerkennend hervorgehoben werden muß im sprachlichen Teil der sorgfältige Vergleich mit dem bisher bekannten Material der Gegend und der benachbarten Mundarten. S. 63 (§ 41): *aϑrúkar*[e] 'azúcar' und wohl auch *r̄wédra* 'rueda' sind offenbar anders aufzufassen als Fälle wie *alántre* 'adelante'. In dem letzteren Falle ist *r* in der Tat ein eingeschobener Übergangslaut; dort, wo bereits ein *r* in der anderen Silbe vorhanden war, handelt es sich um einen assimilatorischen Vorgang. § 42. Für anlautendes *g-* statt *k-*, z. B. *gordón* statt *cordón*, gibt es Parallelen in Sanabria und in Algarve. Vgl. auch gall. CATTUS > span. *gato*. S. 71 (§ 51): Wenn die ältere Generation in den Infinitiven dem auslautenden *-r* noch ein schlaffes *e* folgen läßt, so zweifle ich stark daran, daß es sich hier, wie Verfasser meint, um die Bewahrung von lat. -RE handelt. Ich halte dieses *e* für einen neuen Sproßvokal, der wohl durch die Satzmelodie einer bestimmten Zeit oder Generation bedingt ist (paragogisches *e*). S. 73 (S. 55): Zur Assimi-

lation des auslautenden *-r* des Infinitivs an das anlautende *l-* des Pronomens, z. B. *komélo* 'comerlo', *sembrálo* 'sembrarlo', wäre zu vergleichen port. *chamá-lo, trazê-la* usw. Wie in Sanabria und Astorga sind die Endungen der 2. Pl. Präsens *-ádes, -édes, -ídes* und die 2. Pl. des Imperativs *-áde, -éde, -íde* auch hier erhalten (S. 74, § 56 und S. 83, § 76). Neues bietet die Arbeit in sprachlicher Hinsicht eigentlich nicht, dessen ist sich die Verfasserin auch bewußt, wenn sie S. XVIII sagt: „Nada nuevo podemos ofrecer en este modesto estudio", wir sind ihr aber dankbar, daß sie das Wortmaterial in so umfassender Weise gerettet hat, ehe es auch in dieser abgelegenen Gegend dazu zu spät ist.

Der sachlich-lexikologische Teil (Wortindices finden sich am Schluß der Arbeit) behandelt das Haus, Stall, Strohspeicher, Mühle, Backofen, Pflug, Joch, Wagen, Dreschen und die Flachskultur, die zwar auch hier im Rückgang begriffen, aber immer noch bedeutend ist, so daß dieser Abschnitt ein besonderes Interesse verdient in Anbetracht der Tatsache, daß die Flachskultur ja in so vielen Gegenden der Romania bereits nicht mehr studiert werden kann. S. 138: *ϑrukóu̯ϑo, sokᵒróu̯ϑo* 'Stäbchen, das das Abrutschen des Rades von der Achse verhindern soll', ist offenbar SUB + CALCE. Zu *baléa* 'escoba para barrer la era' vgl. gall. *BANATLO 'Ginster' (FEW I, 232) sowie breton. *balén* 'Besen' zu breton. *balan* 'Ginster' (Giese, VKR IV, 355), kymr. *banadl* 'Ginster', irisch *beallaidhe* 'the shrub broom' (Dineen), schottisch-gälisch *bealaidh* 'broom' (Maclennan). Auf der Karte ist zu lesen *Río Eria* statt *Río Erla.* WILHELM GIESE.

Honoré de Balzac, *Un début dans la vie.* Introduction et variantes de Guy Robert; notes et index de Georges Matoré. Genève, Droz, 1950.

Wenn diese Ausgabe hier angezeigt wird, trotzdem es sich um einen modernen Text handelt, so ist es wegen der wertvollen lexikologischen Anmerkungen, die G. Matoré auf S. 219–251 beigesteuert hat. Sie geben uns einen Vorausblick auf das bedeutsame Buch Matorés „Vocabulaire de la prose littéraire de 1833 à 1845", dessen Erscheinen hoffentlich nicht mehr lange auf sich warten läßt und das uns eine leider nach dem Lexikalischen so wenig bearbeitete und doch so wichtige Epoche erschließen wird. Vgl. etwa *coco* „individu", das im FEW erst aus Bauche zitiert wird, während Balzac es hier schon gebraucht. Vielleicht darf darauf hingewiesen werden, daß da und dort ein Datum noch präziser hätte gefaßt werden können. So findet sich *centralisation* nicht erst 1798, sondern bereits 1794; *ponant* „postérieur" ist schon im Cotgrave 1611, nicht erst 1764. W.

Manuskripte für die Zeitschrift sind an den Herausgeber

Professor Dr. Walther v. Wartburg, Predigerhofstr. 25, Basel

zu senden. Besprechungsexemplare an den Max Niemeyer Verlag Tübingen, Wilhelmstraße 22. Die Verfasser erhalten vom Verlag 20 Separate ihrer Beiträge gratis.

Nach Tradition und Raumberechnung bleiben Artikel und Rezensionen von Publikationen zur neufranz. Literaturgeschichte (von der Renaissance ab) anderen Zeitschriften vorbehalten. Doch gilt dies nicht für die anderen roman. Sprachen, auch nicht für die neufranz. Sprachgeschichte. Rücksendungen erfolgen nur nach Aufforderung.

Die Herren Mitarbeiter werden höflichst ersucht, Manuskripte druckfertig einzusenden und in den Korrekturbogen nach Möglichkeit solche Änderungen zu vermeiden, die mit Zeilen- oder Seitenumbrechung verknüpft sind. Die Verlagsbuchhandlung trägt nicht mehr die Kosten für die von der Druckerei nicht verschuldeten Korrekturen. Korrekturen bitte stets schleunigst zu erledigen.
